This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3433 07601632 2

Geſchichte

der

Nordamerikaniſchen Literatur.

Von

Karl Knortz.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Hans Lüſtenöder.
1891.

480989

Inhalt.

	Seite
Die Literatur der Kolonialperiode	1
Die Literatur der Revolutionsperiode	30
Die Literatur von 1800 bis 1830	72
Die Literatur-Periode von 1830 bis 1850	104
James Fenimore Cooper	127
Irving — Paulding	146
William Cullen Bryant	175
Prescott und Ticknor	206
Philosophen und Unitarier	233
Emerson und Thoreau	268
Hawthorne — Holmes	294
Poe — Hayne — Lanier — Ryan — Timrod	324
Longfellow — Stedman — Willson — Piatt	355
Bayard Taylor	386
James Freeman Clarke	408

Die Literatur der Kolonialperiode.

Für den Virginier gibt es noch heute nichts Höheres, als wenn er den ſicheren genealogiſchen Beweis führen kann, daß er von den erſten Anſiedlern ſeines Staates, die anfangs des 17. Jahrhunderts am Jamesfluſſe den Grund zur Koloniſation des neuen Kontinentes legten, abſtammt; denn dieſes gewährt ihm das unzweifelhafteſte Recht zu der Behauptung, daß er an der Spitze der amerikaniſchen Ziviliſation marſchirt, wodurch ihm ſelbſtverſtändlich gewiſſe geſellſchaftliche und politiſche Privilegien erlaubt ſeien. Auf ſeine Vorfahren, die ſich in Jamestown niedergelaſſen hatten und ſich dort hinter ſchwachen Paliſaden gegen die Angriffe der Rothhäute ſchützten, braucht er übrigens nicht ſehr ſtolz zu ſein, denn ſie beſtanden ja doch nur aus dem Auswurfe der engliſchen Geſellſchaft; es waren meiſt dem Zuchthauſe oder dem Schuldgefängnis noch rechtzeitig entſchlüpfte Individuen, die eher ein Gemeinweſen ruiniren als aufbauen konnten; es waren jene problematiſchen Exiſtenzen, die nur gewohnt waren, ihren Rücken vor einflußreichen europäiſchen Würdeträgern, nicht aber in der ſchweren, entbehrungsreichen Arbeit des Pioniers zu

beugen. Da sich nun unter den ersten Ansiedlern sehr wenige Handwerker befanden, so machte die eigentliche Kolonisation gar langsame Fortschritte; die Feder, die sonst so häufig mächtiger als das Schwert genannt wird, war hier, wo es galt Hacke, Karst und Axt zu führen, das allerentbehrlichste Instrument, denn hier waren vor allen Dingen körperliche, nicht aber geistige Bedürfnisse zu befriedigen. Und doch zeigte sich auch hier die Feder in ihrer alten historischen Bedeutung und es war sicherlich im Interesse der jungen Kolonie, daß einige der Pioniere trotz der mannigfachsten Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen Zeit und Muse fanden, sie in Bewegung zu setzen und ihrem Mutterlande durch gedrängte Berichte über den Reichthum, die Naturschönheiten und die rothen Bewohner des neuen Landes Auskunft gaben, dadurch dem jungen Unternehmen neue Kräfte aus Europa zuführend.

Unter diesen Feder und Schwert führenden Pionieren befand sich auch der späterhin durch seine Abenteuer mit Powhatan und Pokahontas, die jedoch von den nüchternen, aller Romantik feindlich gesinnten Historikern nicht geglaubt werden, so populär gewordene Capitän John Smith. Derselbe hatte als fahrender, stolzer, Frauen liebender Ritter Südeuropa und einen großen Theil des Orientes durchreist, worüber er allerlei ungeheuerliche Geschichten zu erzählen wußte; da nun in Europa nichts mehr für ihn zu gewinnen und auch nichts mehr zu erobern und er an ein unstätes, abenteuerreiches Leben gewöhnt war, so kam es ihm nicht darauf an, auf welchem Fleckchen der Erde er dem zweifelhaften Glücke nachjagte. John Smith befand sich damals in

seinem 27. Lebensjahre; er lebte und litt für die junge Ansiedlung und nannte sie noch in seinem Alter zärtlich sein Kind, seine Karten und Würfel. Er war sogar, wie aus der Bibliographie in Deane's Ausgabe von „A True Relation of Virginia" hervorgeht, ein gewaltiger Vielschreiber und trotzdem sich in den meisten seiner Werke Amerika betreffende Bemerkungen vorfinden, können doch nur drei derselben, die er als Kolonist schrieb, zur amerikanischen Literatur gerechnet werden. Der vollständige Titel des ersten, das Ende des Jahres 1608 in London veröffentlicht wurde und von dem Charles Deane 1866 in Boston eine neue, mit einer ausgezeichneten Einleitung versehene Ausgabe veranstaltete, lautet wie folgt:

„A true relation of such occurrences and accidents of note as hath happened in Virginia since the first planting of that colony, which is now resident in the south part thereof, till the last return from thence, written by Captain Smith, Coronel of the said colony, to a worshipful friend of his in England."

Die langweilige Seereise nach der neuen Welt wird darin mit wenigen Bemerkungen übergangen und dann folgen kurze Notizen über die Landung der Mannschaft, die Erbauung primitiver Häuser, Erforschungsreisen am Jamesflusse und den Umgang mit den Indianern, besonders mit dem Häuptling Powhatan. Auch Pokahontas, die damals erst zehn Jahre alt war, wird in einer Notiz gedacht. Dieses hauptsächlich für Historiker so werthvolle Büchlein wurde in der Wildnis unter faulendem Zelte zur Belehrung für die Aktieninhaber der Virginia-Gesellschaft in London geschrieben und der Verfasser hatte nicht die geringste Absicht, es dem Drucke übergeben zu lassen. Er

warf das zusammengerollte Manuskript auf das Schiff des Kapitäns Nelson und derselbe nahm es mit nach London, woselbst es dann bald in eine Druckerei wanderte. Smiths spätere Berichte über das Land und die Leute der neuen Kolonie lieferten, trotzdem ihre historische Zuverlässigkeit mehrfach in Frage gezogen wurde, Ben Jonson und anderen englischen Schriftstellern neuen und anziehenden Stoff für Schauspiele und Gedichte.

Auch William Strachey, der an der unglücklichen Expedition des Sir Thomas Gates theilgenommen hatte, hielt sich eine Zeitlang in Jamestown auf, und verfaßte daselbst die Schrift „A true Repertory of the Wrack and Redemption of Sir Thomas Gates, Kt., upon and from the Islands of Bermudas; his coming to Virginia; and the Estate of that Colony then and after under the Government of the Lord La Ware," die Shakespeare zum Vorwurfe seines „Sturms" genommen haben soll. Strachey, welcher den Titel „Sekretär von Virginien" führte, hat hier übrigens ein Büchlein geliefert, in dem Kraft und Saft steckt und seine schwungvolle Beschreibung des schrecklichen Seesturms, dem Gates' Schiff zum Opfer fiel, läßt uns in ihm einen äußerst gewandten Schriftsteller erkennen.

George Sandys, der sich ebenfalls einige Jahre in Jamestown aufhielt, kann mit Fug und Recht als der erste amerikanische Dichter bezeichnet werden. Er hatte in England eine metrische Uebersetzung der ersten fünf Bücher der Metamorphosen von Ovid erscheinen lassen, welche unter den Gelehrten solche günstige Aufnahme gefunden hatte, daß ihm Michael Drayton vor der Abreise nach Virginien (1622) nachrief:

„And, worthy George, by industry and use
Let 's see what Virginia will produce.
Go on with Ovid, as you have begun
With the first five books; let your number run
Glib as the former; so shall it live long
And do much honor to the English tongue.
Entice the Muses thither to repair;
Entreat them gently; train them to that air;
For they from hence may thither hap to fly.“

Als Sandys Virginien erreichte, waren gerade die Feindseligkeiten mit den Indianern ausgebrochen und die an den Ufern des Jamesflusses zerstreuten Ansiedler hatten sich nach Jamestown geflüchtet und dasselbe zu einem Kriegslager umgestaltet. In diesem Kriegslärm nun und unter Widerwärtigkeiten aller Art vollendete dann auch Sandys wirklich seine Uebersetzung der Ovid'schen Metamorphosen; sie erschien 1626 in London, wohin er inzwischen zurückgekehrt war. Welch' günstige Aufnahme sie in England fand, geht daraus schon zur Genüge hervor, daß sie acht Auflagen erlebte. Und sie verdiente es auch, denn sie ist in fließendem, wohllautendem Englisch abgefaßt, sodaß sie noch heute Leser findet. Alexander Pope, der Homer-Bearbeiter, war ein begeisterter Verehrer dieser Uebertragung und John Dryden nannte Sandys „the best versifier of the former age“.

Gegen die damals in England kursirenden Verleumdungen und Anschwärzungen der jungen amerikanischen Ansiedlungen trat John Hammond, der 1635 nach Virginien kam und sich daselbst und in dem inzwischen kolonisirten Maryland 19 Jahre lang aufhielt, in dem Werke „Leah and Rachel“, worunter er nämlich Virginien und Maryland verstand, energisch auf. Hier weht schon ein

ächter amerikanischer Hauch; denn der Verfasser, der sich nur in Amerika ein Grab wünschte, stellt die amerikanischen Kolonieen als das Eldorado der Mühseligen und Beladenen hin; dort fände Jeder Gelegenheit, sich durch Fleiß und Ausdauer Wohlstand und Unabhängigkeit zu erwerben und er könne daher gar nicht begreifen, warum so Viele in England lieber bettelten oder Newgate und Bridewell füllten, als sich in der neuen Welt auf eigene Füße zu stellen. Hammond war der Erste, der in Amerika die Zufluchtsstätte der hülfsbedürftigen Menschheit erblickte; er war der Erste, der Europa zurief, daß nur in der neuen Welt Armut und Elend durch Fleiß und Arbeit besiegt werden könnten.

Maryland fand späterhin auch in dem trotz schweren Schicksalen stets gut gelaunten George Alsop einen poetischen und prosaischen Lobredner.

Eine Stätte der Freiheit aber ward Virginien ebenso wenig wie anfangs irgend eine andere unter englischen Auspizien gegründete Kolonie. Das Schulwesen wurde von den königlichen Gouverneuren prinzipiell vernachlässigt; denn so lange die Ansiedler in der Unwissenheit erhalten blieben, fühlten sie den tyrannischen Druck nicht. Die intoleranten Episkopalgeistlichen sorgten im Namen der christlichen Religion für die nöthigen Ketzerverfolgungen; sie ließen Hexen verbrennen und verbannten Quäker, Baptisten und sonstige Sektirer aus ihren Kolonieen. Zeitungen waren verpönt und noch zehn Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung hatte Virginien nur eine einzige Druckerei.

Gegen diese Uebelstände kämpfte der aus Schottland stammende Geistliche James Blair, der von 1685—1743 *in* Virginien wirkte, unter Aufbietung seiner Kräfte und

seines Einflusses mit bewunderungswürdiger Ausdauer an; er sorgte vor allen Dingen für Schulen und Schulmeister und wenn dieselben auch gerade nicht viel leisteten, so nahmen dadurch doch die Dinge eine Wendung zum Besseren. Seinen Bemühungen ist immerhin die Gründung des ersten College in der neuen Welt zu verdanken.

1705 erschien die erste, sorgfältig ausgearbeitete Geschichte Virginiens in London; dieselbe hatte Robert Beverley, der aus England stammte und in Virginien als reicher Sklavenhändler lebte, zum Verfasser. Das Werk, in dem er als begeisterter Lobredner des neuen Landes auftrat, wurde auch in das Französische übersetzt und fand in Frankreich, wo man sich auch allmälig für Amerika zu interessiren anfing, zahlreiche Leser.

Zwischen den Jahren 1620—40 siedelten sich in den sogenannten Neuengland-Staaten gegen 21,000 Emigranten an, die England wegen ihrer religiösen Ansichten verlassen mußten und nun, nachdem sie sich wenige Jahre in dem toleranten Holland aufgehalten hatten, in der neuen Welt eine ihren Ansichten entsprechende Theokratie gründen wollten. Diese Puritaner waren rührige und energische Leute, die Flinte und Axt trefflich zu führen verstanden und den Urwald bald von den rothen Teufeln, den wegen ihres Aberglaubens von Gott zur ewigen Höllenstrafe verdammten Indianern gesäubert und sich wohnlich darin eingerichtet hatten. Kein Hindernis schreckte diese außerordentlich thatkräftigen, unduldsamen Menschen zurück, denn sie glaubten von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, in Amerika das Reich des Herrn zu gründen. Jeder von ihnen ausgehende Akt wurde als ein heiliger, der nur in der Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes

geſchah, betrachtet und deshalb ertrugen ſie auch keinen Widerſpruch; wer ihnen zuwider handelte, empörte ſich gegen Gott, und Ketzer hatten nach dem puritaniſchen Dogma keine Exiſtenzberechtigung. Sie fanden alſo dort eine Heimat, welche ihnen die erſehnte Religionsfreiheit, die natürlich nur für ſie allein galt, gewährte; ſie fanden auch Ellbogenraum für ihre Kinder und letzteres war inſofern von weittragender Wichtigkeit, als ſie ſich eines Kinderſegens erfreuten, wie er in jenen Staaten ſeit jener Zeit nicht mehr vorgekommen iſt. In jedem neugeborenen Weltbürger ſah man damals nicht eine Vermehrung der Sorgen und unwillkommenen Arbeiten; vielmehr freute man ſich, daß man wieder zwei Hände mehr im Hauſe hatte, die durch Beten und Arbeiten das Ziel der Puritaner erreichen halfen.

Da ſich unter dieſen Koloniſten viele Graduirte von Oxford und Cambridge, beſonders aber viele gelehrte und außerordentlich thätige Theologen befanden, ſo ging es natürlich ſo ſchnell wie möglich an die Errichtung von öffentlichen Schulen und ſchon im Jahre 1649 hatten alle Kolonieen Neuenglands, Rhode Island ausgenommen, den Schulzwang eingeführt. Staat und Kirche waren eins und bürgerliche Rechte wurden nur dem eingeräumt, der getauft war und am heiligen Abendmahle regelmäßig theilgenommen hatte. Die Puritaner betrieben Alles und Jedes mit fanatiſchem Ernſte; das geringſte Vorkommnis des täglichen Lebens hatte eine tiefe, religiöſe Bedeutung für ſie. Durch die Kraft des Gebetes glaubten ſie den Gang der Weltgeſchichte nach Belieben ändern zu können und thaten es auch nach ihrer Meinung; ſie heilten, wie einige ſelber erzählen, mittelſt des Gebetes Kranke, be-

schwichtigten gefährliche Seestürme und besiegten die Indianer. Kein Wunder also, daß sie sich für unfehlbar hielten und jeden Ketzer aus ihren Ansiedlungen hetzten. Das Lächeln in der Kirche wurde mit Verbannung bestraft; da der Gebrauch des Tabaks an den aus dem Höllenpfuhle aufsteigenden Rauch erinnerte, so wurde ein strenges Gesetz dagegen erlassen; Männer mit langem Haare oder Müssiggänger wurden in's Gefängnis geworfen oder öffentlich gepeitscht.

Die Religion der Puritaner war also nichts anderes als ein schwer zu ertragender Despotismus, der eine protestantische Inquisition inaugurirte. War doch damals Toleranz überhaupt eine wenig bekannte und noch weniger ausgeübte Tugend.

1639 wurde in Cambridge unter den Auspizien des damals noch sehr jungen Harvard College die erste Druckerei eröffnet und der Präsident jener Lehranstalt war 23 Jahre lang für den Inhalt der neuen Drucksachen moralisch verantwortlich; 1662 wurden zwei offizielle Zensoren erwählt, ohne deren Erlaubnis keine Zeile gedruckt werden durfte. Wie sehr man denselben auf die Finger sah, geht daraus hervor, daß sie sich durch den Nachdruck des Werkes „Die Nachfolge Christi", also eines Buches, das einen Ketzer, nämlich einen papistischen Geistlichen, zum Verfasser hatte, einen gewaltigen Rüffel zuzogen.

Außer der Bibel wurden auch von den Gelehrten der puritanischen Kolonieen die griechischen und lateinischen Klassiker eifrig studirt; den humanen Geist derselben aber erfaßten sie nie, denn dazu waren sie erstens zu trocken und pedantisch und zweitens zu sehr von dem Glauben an ihre religiöse Unfehlbarkeit überzeugt. Die zeitgenössische

Literatur Englands wurde mit konsequenter Verachtung bestraft.

Wie in Virginien, so waren auch in Neuengland die ersten Schriftsteller Historiker, deren Werke aus Tagebüchern entstanden. Darunter ist zu nennen William Bradford, der von 1621 bis zu seinem Todesjahre 1657 Gouverneur der Kolonie war und der die „History of Plymouth Plantation“ schrieb, deren Manuskript, nachdem es von mehreren Schriftstellern benützt worden war, verloren ging und erst im Jahre 1855 in England wieder entdeckt, kopirt und von der historischen Gesellschaft in Boston veröffentlicht wurde. Dieses Werk, in dem der Verfasser als ruhiger, einfacher und zuverlässiger Augenzeuge spricht, ist, da es eine getreue Schilderung der damaligen religiösen, sozialen und politischen Verhältnisse bietet, für den Geschichtsforscher von bleibendem Werthe. Ebenso wichtig ist auch Nathaniel Morton's „New England Memorial“ (1669).

John Winthrop, der 1630 nach der neuen Kolonie reiste und längere Jahre Gouverneur derselben war, hatte auf seiner Ueberfahrt die Schrift „A Model of Christian Charity“ verfaßt, worin er gegen die Gefahren der Selbstsucht, die jedes junge Gemeinwesen unbedingt zu Grunde richte, derb loszog und christliche Bruderliebe predigte. Die Geschichte der Kolonie von Massachusetts Bay schrieb er dann so schnell wie sie sich unter seinen Augen vollzog.

Zur Geschichte des Puritanerthums ist fernerhin das Werk „The Wonder-Working Providence of Zion's Saviour in New England“ (neue Ausgabe von F. Poole, Andover 1867) von großer Wichtigkeit. Dasselbe hatte Edward Johnson zum Verfasser. Dieser, der zu den wenigen

gehörte, die keinen Gefallen an den Hexenverfolgungen Neuenglands fanden, war 1630 nach Amerika gekommen und hatte das Städtchen Woburn in Massachusetts gegründet und daselbst bis zu seinem 1672 erfolgten Tode zahlreiche verantwortliche Ehrenstellen bekleidet. Nach seiner Ansicht war jeder Auswanderer ein auserwählter Streiter Christi und da die Besiedelung des neuen Kontinentes ein dem göttlichen Versöhnungsplane entsprechender heiliger Akt war, so wurde Jeder, welcher der Ausführung desselben durch eine anti-puritanische Gesinnung hinderlich war, als Feind Gottes, der keine Nachsicht verdiene, betrachtet.

Fast jeder der Pilgrimväter, der zu schreiben verstand, führte ein Tagebuch. Besonders waren die Geistlichen in literarischer Hinsicht außerordentlich thätig. Aus der früheren Periode sind hauptsächlich Thomas Hooker, Thomas Shepard und John Cotton zu erwähnen. Ersterer, der ein gewaltiger Beter war, veröffentlichte allein 23 religiöse Schriften; dieselben, die übrigens im Grunde nur einen Beitrag zur Geschichte menschlicher Irrungen lieferten, wurden ganz unmäßig gelobt und ein Zeitgenosse verstieg sich sogar zu der Bemerkung, daß derjenige, der Hooker's Schriften lobe, der Sonne neues Licht zuführe.

Nathaniel Ward*), ein aus England gemaßregelter Geistlicher, der in Agawam, dem jetzigen Ipswich, einer kleinen Puritanergemeinde das Evangelium Christi verkündete, schrieb das merkwürdige Büchlein „The Simple Cobbler of Agawam“ (London 1647), das in dem ersten

*) Siehe A Memoir of the Author of the „Simple Cobbler of Agawam in America“. By J. W. Dean. Albany 1868.

Jahre vier Auflagen erlebte. Der Verfasser spricht darin von sich als einem Schuster, der aber nicht bei seinem Leisten bleiben könne und anstatt Schuhe Länder flicken müsse. Es ist eine schwungvolle, feurige und überaus bigotte Satire gegen die Gewissensfreiheit in Alt- und Neuengland. Da sich der Verfasser, wie jeder ächte Puritaner, für unfehlbar hielt, so macht er natürlich seinem Gegner keine Konzessionen; es dürfte in der gesammten Literatur der protestantischen Kirche kein unbarmherzigerer wüthenderer Zelote als Ward zu verzeichnen sein.

Für die damalige Zeit hatte der Geistliche Roger Williams gar sonderbare Schrullen, womit er auch noch unvorsichtigerweise durch einige Schriften das größere Publikum vertraut machte. So konnte er z. B. mit dem besten Willen nicht einsehen, mit welchem Rechte die Weißen von dem Lande der Indianer Besitz ergriffen; auch sah er in der Vereinigung des Staates mit der Kirche eine Institution, die das wahre Christenthum gefährdete und da er außerdem über die Heuchelei der Geistlichen derb herzog und sich als wahrer Freund der Armen und Unterdrückten, besonders aber der allgemein so bitter gehaßten Indianer, denen er jahrelang in ihrer Sprache gepredigt hatte, gerirte, so ist es leicht erklärlich, daß er bald den Staub von Massachusetts von den Füßen schütteln mußte und sich in Rhode Island eine Heimat suchte. Roger Williams war also der erste, der in Amerika den Staat von der Kirche getrennt haben wollte und er motivirte dieses Verlangen in solch überzeugender Weise, daß es seinen Gegnern gar schwer ward, gegen die Logik seiner Gründe anzukämpfen.

Auch sahen die Puritaner des 17. Jahrhunderts in der Verbindung der schönen Künste mit der Religion eine die letztere gefährdende Mischehe; beide repräsentirten unvereinbare Gegensätze, denn das Gute stamme von Gott, das Schöne und Angenehme hingegen vom Teufel ab. Trotzdem aber huldigten mehrere Geistliche der Dichtkunst; ihre Leistungen bestanden jedoch meistentheils aus höchst ledernen Grabschriften und allen höheren Schwung entbehrenden Kirchenliedern. Dahin gehört vor allen Dingen das berühmte „Bay Psalm Book“ (1640), eine schauderhafte, metrische Bearbeitung der Psalmen, zu der zahlreiche Geistliche ihr gereimtes Scherflein beisteuerten. Ihr Dichten war wie ihr religiöses Trachten unsympathisch, pedantisch, öde und leer. Die Glaubensstärke muß hier eine große Sündenmenge, begangen an der Metrik und überhaupt an dem Genius der englischen Sprache, decken. Und diese knittelpoetische Paraphrase der Psalmen galt damals als eine epochemachende religiöse That!

Der erste wirkliche Dichter Neuenglands, der auf den Namen eines solchen mit Fug und Recht Anspruch machen kann, war eine Frau, nämlich Anne Bradstreet, deren Produkte theilweise noch heute genießbar sind. Ihr 1650 zu London veröffentlichtes Werk „The Tenth Muse lately sprung up in America“ fand, trotzdem man in England mehr auf das Getöse des Mars horchte, als auf die Klänge einer neuen, der zehnten Muse, doch eine günstige Aufnahme. Die Dichterin war 1612 in England, woselbst ihr Vater ein ernster und gelehrter Puritaner war, geboren; in ihrem 16. Jahre verheiratete sie sich mit einem tüchtigen und umsichtigen Geschäftsmanne und ging bald darauf mit demselben und einer Anzahl anderer Puritaner

nach Amerika. Das junge Ehepaar hatte daselbst anfangs mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen und trotzdem dieselben als den Karakter läuternde, von Gott gesandte Prüfungen betrachtet wurden, so klagt die Dichterin doch oft genug in ihren Versen über ihr entbehrungsreiches Dasein in der unwirtlichen amerikanischen Wildnis. 1644 ließ sie sich mit ihrem Gemahle auf einer bei Andover gelegenen Farm, die heute noch die Bradstreet-Farm genannt wird, nieder und wohnte daselbst bis zu ihrem 1672 erfolgten Tode. Sie war Mutter von acht Kindern; ihre Gedichte schrieb sie größtentheils vor ihrem 30. Jahre; auch verfaßte sie einige prosaische Betrachtungen über Moral und Religion. Ihre Gedichte sind im Allgemeinen phantastisches in hochtrabender, euphuistischer Sprache verfaßtes albernes Zeug; sie personifizirt Feuer, Erde, Luft und Wasser und zeigt uns diese Elemente in einem langweiligen Wettstreit, in dem jedes seine Vorzüge rühmt und die des anderen herunterseßt. Die „Four Monarchies“ betitelte Abtheilung ist eine langathmige Reimchronik, die von Nimrod bis zu Tarquinius Superbus geht und sich streng an Sir Walter Raleigh's „History of the World“ anschließt. Dieses Werk wurde von den Puritanern außerordentlich gerühmt; hier haben wir doch, sagten sie, nützliche Dichtungen, wodurch die Ruhe der Seele nicht gefährdet wird; hier ist historische Wahrheit, aber keine unlautere Fiktion. Die übrige Welt vergaß dieses Buch jedoch sehr bald.

In ihren „Contemplations“ zeigt sie sich jedoch als ächte, gefühlvolle Dichterin; darin finden wir keine historische Data in Reime gebracht, da ist keine mühsam erlangte Büchergelehrsamkeit, sondern der Hauch der frischen

Natur; da ist wirklich aus dem Leben Geschöpftes, da ist sogar etwas Weltschmerz. Gegen das Pabstthum ereifert sie sich zwar gewaltig, für demokratische Einrichtungen aber kann sie sich nicht begeistern.

Allmälig wuchs in den amerikanischen Kolonieen eine neue Generation heran; die Mitglieder derselben erhielten ihre ganze Ausbildung in Amerika und kannten England nur vom Hörensagen oder aus Büchern. Unter denselben zeichnete sich besonders Peter Folger, der Großvater Benjamin Franklins, aus; derselbe schrieb unter Anderem auch eine Ballade, die auf den Straßen gesungen werden sollte und den löblichen Zweck verfolgte, die religiösen Verfolgungen in Miskredit zu bringen und die Toleranz vom christlichen Standpunkte aus zu vertheidigen.

Den weitgehendsten Einfluß übte eine Zeit lang Michael Wigglesworth, ein zelotischer, vielschreibender Geistlicher, aus. Er sang das Lied des christlichen Fatalismus; er pries die Freuden der Seligen und schilderte in grellen Farben die physischen Qualen der Verdammten. Nach seiner Ansicht war Amerika vor Ankunft der Puritaner im Besitze des Teufels gewesen; es war, wie er in dem Gedichte „God's Controversy with New England" (1662) sagt:

„A waste and howling wilderness,
Where none inhabited,
But hellish fiends, and brutish men,
That devils worshipped.
This region was in darkness placed,
Far off from heaven's light,
Amidst the shadows of grim death
And of eternal night."

Seine Gedichte wurden vom Lesepublikum gierig verschlungen und fast jeder ächte Puritaner hatte ihnen einen

Platz neben der Bibel oder dem kleinen Katechismus eingeräumt. Sein Hauptwerk ist das Pech und Schwefel duftende Epos „Day of Doom“, eine Beschreibung des jüngsten Gerichtes enthaltend, die an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.*) Die Heiligen entwickeln zum Schlusse eine solche riesige Freude über die Bestrafung der Gottlosen, daß man unbedingt glauben muß, das Mitleid sei eine der allerunchristlichsten Tugenden. Dies Büchlein, das von Jung und Alt durch drei Generationen mit Furcht und Zittern gelesen wurde, erlebte Auflage über Auflage und hat heutigen Tages noch seine Verehrer.

Als Humorist machte der Bostoner Kaufmann Joseph Green (1706—1780) lange viel von sich reden. Er war ein Graduirter von Harvard College und gehörte beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges zu den rabiatesten Tories (Anhänger des Althergebrachten im englischen Staatsleben), weßhalb er Zuflucht in England suchen mußte, woselbst er auch starb. Er war ein lustiger Kamerad, dem der trockene Ton des Bostoner Lebens in tiefster Seele verhaßt war, so daß er dasselbe stets zur Zielscheibe seines schlagfertigen Witzes nahm und besonders der hohen Geistlichkeit oft bös mitspielte. Als einst die vierte Lateinschule Bostons abgerissen werden sollte, um Platz für die Vergrößerung einer Kirche zu gewinnen, improvisirte er:

„A fig for your learning! I tell you the town,
To make the church larger, must pull the school down.
Unluckily spoken, replied Master Birch;
The learning, I fear, stops the growth of the church!“

*) Neue Ausgabe, mit Biographie, New-York 1867.

Eine Grabſchrift verfaßte er ſich ſchon lange, ehe er dieſelbe gebrauchte.

„Liste, Viator! Here lies one,
Whose life was whim, whose soul was pun;
Und if you go too near his hearse,
He'll joke you, both in prose and verse."

Den hauptſächlichſten Einfluß in Neuengland hatten jedoch lange Jahre hindurch die Mathers, nämlich die Geiſtlichen Richard, Increaſe, Cotton und Samuel Mather. Der erſte hatte 1635 England ſeiner religiöſen Anſichten wegen verlaſſen; er ſtand damals in ſeinem 39. Lebensjahre und war ein in der Bibel und den Klaſſikern außerordentlich beleſener Gelehrter. Da er zugleich ein tüchtiger Prediger war und eine gewaltige Stimme beſaß, ſo fand er natürlich ſchnell eine Stelle und zwar in Dorcheſter, woſelbſt er auch bis zu ſeinem Tode (1669) blieb. Er ſchrieb die Vorrede zum „Old Bay Psalm Book" und veröffentlichte eine ſtattliche Anzahl von Predigten und Flugſchriften über kirchliche Fragen. Er und ſeine Nachkommen waren Bücherwürmer ſondergleichen; jede Stunde, die ſie nicht auf der Kanzel oder in der Studirſtube zubrachten, hielten ſie für verloren und wenn ſie gerade nicht mit dem Leſen eines Buches beſchäftigt waren, ſo ſchrieben ſie ſicherlich eins.

Von ſeinen ſechs Söhnen widmeten ſich vier dem geiſtlichen Stande. Der jüngſte derſelben, nämlich Increaſe (geb. 1639), war der tüchtigſte; als er in ſeinem 17. Jahre vom Harvard College graduirt wurde, hielt er eine fulminante, gegen die Ariſtoteles'ſche Philoſophie gerichtete Rede, die gewaltiges Aufſehen erregte. 1664

wurde er, nachdem er vorher drei Jahre lang in England gepredigt hatte, zum Pastor der North Church von Boston erwählt und diese Kirche war von dieser Zeit an die feste Burg der Mathers in Amerika. Sechzig Jahre lang schwang Increase Mather daselbst das Schwert des Herrn mit gewaltigem Arm und zeigte sich dabei als ein unermüdlicher, scharfsinniger, kühner und in allen Kniffen und Ränken wohlbewanderter Gottesmann, dessen Einfluß in ganz Neuengland wahrhaft grenzenlos war. Seine Schriften, von denen W. B. Sprague 92 anführt, bestehen größtentheils aus Predigten; die 1684 erschienene Kompilation „An Essay for the Recording of Illustrious Providences“ ist für den hypergläubigen Christen eine wahre Fundgrube von Thatsachen, die da das direkte Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschen beweisen. Sein Sohn Cotton (1663—1728) wurde schon in der Kindheit als überirdischer Genius angestaunt und verehrt; er war der Abgott seiner Eltern und sein Wissensdurst wie seine Sucht nach Ruhm und Anerkennung kannten keine Grenzen. Als er in seinem elften Jahre Harvard College bezog, hatte er bereits Homer, Isokrates und viele lateinische Autoren gelesen; als er 22 Jahre alt war, wurde er zum Hilfsprediger seines Vaters ernannt. Er war ein widerwärtiger Egoist und pharisäischer Formalist. Von seinem 14. Jahre an fastete er wöchentlich mindestens einen Tag; auch hielt er regelmäßig Nachtwachen, während welchen er Psalmen zu singen pflegte. Jede Kleinigkeit rief ihm einen Bibelspruch in's Gedächtniß. Seine Bibliothek, an deren Thüre die Worte „Be short“ standen, war die reichhaltigste Bücherſammlung der neuen Welt. Er veröffentlichte über 380 größere und kleinere Schriften.

Sein Hauptwerk war „Magnalia Christi Americana; or, the Ecclesiastical History of New England, from its first Planting, in the Year 1620, unto the Year of our Lord 1698", das 1702 in London erschien und in Amerika mehrfach nachgedruckt wurde. Die aus dem Jahre 1853 stammende zweite amerikanische Ausgabe besteht aus zwei Bänden, die zusammen über 1300 Seiten stark sind. Auf diese literarische Leistung legte er selber den größten Wert und wenn er sich an die Ausarbeitung eines neuen Kapitels machte, so stärkte er sich jedesmal dafür durch Fasten und Beten. Er erzählt darin ausführlich die Geschichte der Kolonien Neuenglands, giebt die Biographieen hervorragender Geistlichen und sonstiger Celebritäten und widmet den Störungen, welchen die christliche Kirche Neuenglands durch Separatisten, Antimonianer, Quäker und durch den Teufel ausgesetzt war, manches interessante Kapitel. Er hatte wie keiner vor ihm Zugang zu wichtigen Originalquellen; trotzdem aber wimmelt sein Werk von zahlreichen Irrthümern und falschen, von persönlichem Hasse diktirten Darstellungen. Sein Werk „Bonifacius" ist eine christliche Wohlthätigkeitslehre, in welcher Alles vom Standpunkte eines erfahrenen Geschäftsmannes aus betrachtet wird. Benjamin Franklin sagte, dieses Buch habe ihn zu einem nützlichen Bürger gemacht.

In jeder wichtigen Angelegenheit ließ Cotton Mather seine Stimme ertönen, denn er war nicht gewöhnt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen; auch war Bescheidenheit seine Sache nicht. Als die Frage der Psalmenübersetzung zu einer brennenden geworden war und er sah, daß man die herrlichen Dinge, welche der Geist Gottes den Menschen hebräisch mitgetheilt hatte, in der Ueber-

tragung durch allerlei nichtige Dinge, wie z. B. durch den gänzlich überflüssigen Reim, gräulich verunstaltete, bearbeitete er die Psalmen in Blankversen und gab sie unter dem Titel „Psalterium Americanum“ heraus. Er war ein Verehrer des Alten und Veralteten; jeder Satz, ja fast jeder Zwischensatz, den er schrieb, enthält eine Anspielung auf irgend eine historische Thatsache und die klassischen Citate schüttelte er nur so aus dem Aermel. Ueber seinen ganz ungewöhnlich phrasenhaften Stil beklagt sich sogar sein Sohn Samuel. Dieser Samuel zeichnete sich weniger durch seine literarische Thätigkeit, als durch seinen glühenden, ehrlichen Patriotismus während des Revolutionskrieges aus. Er nannte die Tories die infamsten Schufte des ganzen Erdbodens und enterbte auch seinen einzigen Sohn, weil derselbe mit der Sache der englischen Krone sympathisirte.

Die Literatur Neuenglands lag also, wie wir bisher gesehen haben, hauptsächlich in den Händen einer intoleranten, ehrgeizigen und ihrer Zwecke wohlbewußten Geistlichkeit. Doch beschäftigten sich auch einige Laien mit den Tagesfragen, die damals meistens religiöser Natur waren, eingehend und legten die Resultate ihrer Forschungen in Pamphleten nieder. Zu erwähnen ist da besonders der von dem Dichter Whittier nicht sehr glücklich poetisch verherrlichte Samuel Sewall (Whittier läßt Sewall in Newbury, Mass., geboren sein, wohingegen er doch in Horton, England, das Licht der Welt erblickte), der sich mit dem Versuche abquälte, gewisse biblische Weissagungen auf Amerika zu beziehen. Dann ist nicht zu vergessen Nathaniel Amos, der lange Jahre hindurch einen Almanach herausgab, der voll äußerst witziger und

ſarkaſtiſcher Bemerkungen und voller Prophezeiungen war; über die Nichterfüllung der letzteren hat Niemand mehr gelacht, als der ſtets heiter geſinnte und zu allerlei Scherzen aufgelegte Verfaſſer ſelber.

William Hubbard veröffentlichte 1677 die Geſchichte der Indianerkriege, in der er unverholen ausſprach, daß es die Aufgabe der Neuengländer ſei, die rothen Zweifüßler für immer von der Erde zu vertilgen.

Als erſten Philoſoph der neuen Welt haben wir den ſcharfen Denker Jonathan Edwards, deſſen zehn Bände heute noch Verehrer finden, zu verzeichnen. Er wurde 1703 zu Eaſt Windſor in Connecticut geboren, war abwechſelnd Lehrer und Prediger und wurde 1758 zum Präſidenten des College von New Jerſey erwählt. In demſelben Jahre ſtarb er auch. Edwards, der ſein ganzes Leben lang mit Armut und ſonſtigen Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, vertheidigte als Theologe hartnäckig den Calvinismus, und alle ſeine philoſophiſchen Deduktionen müſſen demſelben dienen. Seine Philoſophie war überhaupt nur die Handlangerei der Theologie, was ſie bekanntlich zu ihrem eigenen Schaden lange Zeit geweſen iſt und es theilweiſe noch iſt. Er ſchnürte ſie in die ſpaniſchen Stiefel abſurder Dogmen und zwang ſie dadurch zu Zugeſtändniſſen, die aller Logik Hohn ſprachen. Seine viel gerühmten Unterſuchungen über die Freiheit des Willens, in denen er ſich übrigens als achtunggebietender Metaphiſiker dokumentirt, kranken hauptſächlich an dem angedeuteten Grundübel.

In Maſſachuſetts war die Sclaverei kurz nach der Ankunft der Pilgerväter eingeführt worden und trotzdem daſelbſt die Neger im Allgemeinen gerade nicht beſſer als

in den ſüdlichen Kolonien behandelt wurden, ſo gab es doch ſchon damals einige Weiße, in denen ſich ein abolitioniſtiſcher Geiſt regte und welche den Afrikanern ihre Lage ſo erträglich wie möglich machten. Dadurch wurde auch in Maſſachuſetts zum erſten Mal der Beweis geliefert, daß der Neger in der Civiliſation noch eine andere Rolle als die eines Viehes ſpielen könne und daß man zu dieſem Zwecke ihm einfach Gelegenheit, ſeine intellektuellen Anlagen auszubilden, zu geben brauche. Letzteres Glück iſt der Dichterin Phillis Wheatly zu Boſton im vollſten Maße zu Theil geworden. Dieſelbe war im Jahre 1761 aus Afrika entführt und auf den Boſtoner Sclavenmarkt gebracht worden. Sie war in dürftige Lumpen gehüllt und ſah ſehr kränklich aus, da die lange, an Entbehrung reiche Seereiſe ihre Geſundheit untergraben hatte; ihre Geſichtszüge verriethen jedoch eine gewiſſe Intelligenz und in Folge dieſes Umſtandes wurde ſie dann von Frau Wheatly, einer wohlhabenden und wohlthätigen Dame gekauft. Phillis war damals erſt acht Jahre alt, und da ihre Dienſte als Magd doch noch gänzlich werthlos waren, ſie aber eine unbezähmbare Lernbegier zeigte, ſo ließ ihr ihre Herrin Privatunterricht, und zwar durch die eigene Tochter geben. Bald las ſie geläufig engliſch, und ſchon ein Jahr nach ihrer Ankunft in Amerika war ſie fähig, ihre Gedanken in gut gewählter Sprache ſchriftlich wieder zu geben. Dieſes erregte damals leichtbegreiflich großes Aufſehen; eine gebildete Negerin war eine Seltenheit, gab es doch zu jener Zeit ſelbſt unter den Weißen gar viele, denen das Leſen und Schreiben unbekannte Künſte waren.

Phillis fand zahlreiche Gönner; man lieh ihr von

allen Seiten Bücher und freute sich besonders, daß sie unverkennbare Anlagen zu literarischer Beschäftigung entfaltete. Sie studirte auch Latein und übersetzte sogar einige Erzählungen Ovid's, die in Boston veröffentlicht und in London nachgedruckt wurden.

Phillis war sentimental und zur religiösen Schwärmerei geneigt, was auch aus allen ihren Gedichten hervorgeht.

1770 wurde sie entgegen dem allgemeinen Gebrauch, nach welchem Neger nicht in einer Kirche des Sakraments der Taufe theilhaftig werden durften, in dem „Old South Meeting House" zu Boston getauft. In ihrem zwanzigsten Jahre erklärte sie ihr Herr für frei. Da damals ihr Gesundheitszustand zu den schlimmsten Befürchtungen Veranlassung gab und ihr von den Aerzten eine Seereise anempfohlen wurde, so nahm sie Frau Wheatly's Sohn mit nach England, woselbst sie durch einige ihrer Gedichte bereits bekannt geworden war. Auch hatte sie vorher mit einigen der bedeutendsten englischen Schriftsteller korrespondirt, so daß sie gleich nach ihrer Ankunft in London in die tonangebenden Gesellschaften eingeführt wurde. 1773 veröffentlichte sie auch ihre Gedichte in London;*) dieselben bildeten einen 120 Seiten starken, der Gräfin von Huntingdon gewidmeten, 39 Nummern enthaltenden Oktav-Band. Da, wie Phillis in der Einleitung bemerkt, ihr mehrere Leute die Autorschaft dieser Gedichte abgesprochen hätten, so ließ sie zugleich betreffs ihrer Herkunft und

*) Nach der „History of the American Negroes" von Williams erschien die erste Ausgabe ihrer Gedichte 1770 zu Boston. Dieselben bildeten ein kleines Pamphlet, das sich in keiner Bibliothek mehr vorfindet.

Erziehung die Zeugniſſe hervorragender amerikaniſcher Geiſtlichen und Staatsmänner abdrucken.

Kurz nach ihrer Rückkehr nach Amerika ſtarb ihre Pflegemutter, und um nicht allein in der Welt zu ſtehen, verheirathete ſie ſich mit dem Neger John Peters, welcher, wie als Merkwürdigkeit aus der damaligen Zeit erzählt wird, eine Perrücke trug, nie ohne Spazierſtock ausging, und in der Court-Straße zu Boſton eine Spezereiwaarenhandlung beſaß. Das geſuchte häusliche Glück fand ſie jedoch nicht; ihr einziges Kind ſtarb ſehr jung und ihr Gemahl behandelte ſie, die an das Lob der Welt gewöhnt und mit häuslichen Arbeiten unvertraut war, auch gerade nicht auf das Liebenswürdigſte. Nach der Angabe des Negerhiſtorikers Williams wurde ſie am 5. December 1784 von ihren Leiden erlöſt; die meiſten anderen Geſchichtsforſcher laſſen ſie ſchon im Jahre 1780 ſterben.

Ihre Gedichte erlebten in England und Amerika viele Auflagen. Hohen Werth haben ſie allerdings nicht, doch iſt der Jefferſon'ſche Ausſpruch, nach welchem ſie unter aller Kritik ſein ſollten, viel zu herb. Ein von Phillis an General Waſhington gerichtetes Gedicht gefiel dieſem Patrioten ſo ſehr, daß er ſich dafür in einem längeren, an die Dichterin gerichteten Briefe (abgedruckt im dritten Bande von Spark's „Life of Washington") bedankte. Der Sache der Negerbefreiung hat ſie dadurch Vorſchub geleiſtet, daß ſie durch ihr Beiſpiel zeigte, wie unter günſtigen Umſtänden ſelbſt ein verachteter Sclave für die Civiliſation gewonnen werden kann.

Im Jahre 1664 wurde die holländiſch-amerikaniſche Stadt Neu-Amſterdam, die damals 1500 Seelen zählte, plötzlich zur engliſch-amerikaniſchen Stadt New York. Die

dortigen Holländer waren ein fleißiges und ſparſames Volk, deſſen Sinn nur auf die Gewinnung materieller Güter gerichtet war. Trotzdem ſich einige tüchtige Gelehrte unter ihnen befanden, ſo wurde doch für die intellektuelle Hebung des Volkes durch Errichtung guter Schulen ungemein wenig gethan und New York war damals im Grunde genommen nichts anders als ein großes Dorf, in dem beſtändig religiöſe, politiſche und ſoziale Streitigkeiten wütheten. Es hielten ſich auch einige Dichter dort auf und der vor einigen Jahren verſtorbene H. C. Murphy hat ſich ſogar die Mühe genommen, die größtentheils werthloſen Produkte derſelben zu überſetzen und nebſt den Originalen in ſeiner „Anthology of New Netherland“ (New York 1865) zuſammenzuſtellen. In New York fanden ſich Repräſentanten zahlreicher Nationalitäten und J. R. Brodhead erzählt in dem erſten Band ſeiner „History of New York“, daß man in der genannten Stadt und in der Umgegend im Jahre 1643 achtzehn verſchiedene Sprachen hören konnte. Die erſten von New Yorker Schriftſtellern verfaßten Pamphlete hatten größtentheils den Zweck, die betreffende Gegend, um Einwanderer herbeizulocken, als das Land zu ſchildern, in dem Milch und Honig fließe und in dem die Fröſche mit den Vögeln um die Wette ſängen; ſie ſind alſo nur für den Hiſtoriker von Bedeutung. Für denſelben iſt auch die vielgerühmte, von Cadwallader Colden verfaßte „History of the Five Indian Nations“ (erſter Theil, New York 1727; zweiter Theil, London 1747; neue mit Einleitung und Erklärungen vervollſtändigte, von Gilmary Shea beſorgte Ausgabe, New York 1866) von hohem Intereſſe. Der Verfaſſer (geſtorben 1776 im Alter von 88 Jahren) hatte in Edinburgh Medizin ſtudirt und

ſpäterhin in der neuen Welt eine große Anzahl Broſchüren über alle erdenkliche Themen, wie Optik, Politik, Metaphyſik, Zoologie, Botanik, Geologie, Ethik u. ſ. w. verfaßt; ſein Hauptwerk, in dem er die Kämpfe der Indianer unter ſich und mit den Koloniſten beſchrieb, iſt das eben genannte. Wegen ſeiner Loyalität gegen den engliſchen König war er jedoch beim Volke ſehr verhaßt und hatte deßhalb eine Menge Unbilden zu erdulden.

In New Jerſey machte Jonathan Dickinſon längere Zeit als Schriftſteller von ſich reden. Derſelbe iſt 1688 in einem Städtchen von Maſſachuſetts geboren; er ſtudirte auf dem Yale College, ging 1708 nach Elizabethtown in New Jerſey und lebte daſelbſt 39 Jahre lang als Prediger, Arzt, Schulmann und Literat. Er war einer der Gründer und erſter Präſident des College von New Jerſey; ſeine Schriften, in denen er den extremſten Calvinismus vertrat, ſind hauptſächlich polemiſcher Natur. Sein Hauptwerk „Familiar Letters to a Gentleman, upon a Variety of Seasonable and Important Subjects in Religion“ (1745) hat den Zweck, die Mittheilungen des neuen Teſtamentes als hiſtoriſch getreu hinzuſtellen.

1747 wurde in New York veröffentlicht „Philosophic Solitude“, ein gegen 700 Zeilen langes didaktiſches Gedicht, in dem der Verfaſſer, nämlich der damals 24jährige William Livingſton, der gerade in New York die Ausübung der Rechtspraxis begonnen hatte, ſeiner Liebe zur Einſamkeit beredten Ausdruck verlieh. Seine Einſiedelei war übrigens nicht ſo übel; Miniſter, Sykophanten und berühmte Schurken ſollten dort ferne bleiben; ſeine intimſten Freunde ſollten Bücher, nämlich die Werke klaſſiſcher Dichter und Philoſophen ſein; eine Frau wünſchte

er sich auch, aber keine, die da fleißig in die Kirche geht, in allen Regeln der Coquetterie bewandert ist und die sich von Narren den Hof machen läßt. Diesem Werke, dem eine gewisse poetische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, merkt man leicht den Einfluß Alexander Pope's an.

Livingston fand jedoch die von ihm ersehnte Einsamkeit in seinem ganzen Leben nicht; ja, es scheint sogar, als habe er trotz alledem doch dem aufreibenden Leben inmitten der menschlichen Thätigkeit den Vorzug gegeben. Als er einst die Anhänger der Episkopalkirche mit der Feder energisch bekämpfte, wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er eigentlich nur ein verkappter Atheist sei; darauf erwiederte er nun mit einer in der damaligen Zeit seltenen Freimüthigkeit, daß er nur an die von ihm kommentirte Bibel glaube, und daß durch die sogenannte Orthodoxie mehr Blut vergossen worden sei, als durch alle römischen Kaiser. Ferner erklärte er, daß die Vertheidigung des Christenthums und das Verbrennen eines Menschen zwei ganz verschiedene Dinge seien; daß einer ein guter Christ sein könne, ohne zu irgend einer Sekte zu gehören und daß schließlich dem Glauben wie dem Magen Manches zugemuthet würde, das er nicht verdauen könne.

Wie die Puritaner in Neuengland, so hatten auch die Quäker in Pennsylvanien die Absicht, das Reich Gottes auf Erden zu begründen, nur sollte es bei den letzteren ohne Blutvergießen und Verfolgung geschehen. Im Uebrigen waren die Puritaner wie die Quäker so ziemlich desselben Charakters; beide waren trocken, ernst, fleißig, langweilig, ausdauernd und den weltlichen Vergnügungen abhold.

Der Quäker Thomas Chalkley verurtheilte die Musik und nannte die Karten „Instrumente des Teufels"; betreffs des Tanzens behauptete er, daß der Tanzende mit jedem Schritte der Hölle näher komme. In Glaubenssachen ließen jedoch die Quäker jeden auf seine eigene Façon selig werden und die Folge davon war, daß Pennsylvanien bald die Heimat der heterogensten Sekten ward. In Philadelphia erschien vor der Revolution eine große Anzahl Werke, aber solche, die gerade auf literarische Berücksichtigung keinen Anspruch machen können. Daß die Dichtkunst nicht unbeachtet blieb, zeigt das Werk „Early Poets and Poetry of Pennsylvania" von J. F. Fisher; auch sind durch Benjamin Franklin's „Autobiographie" *) manche Dichternamen vor der Vergessenheit bewahrt worden. Da sind zu nennen Joseph Shippen, der Dichter des früher populären Liedes „The Glooms of Ligonier" und Thomas Godfrey (geb. 1736, gest. 1763), dessen Gedichte zwei Jahre nach seinem Tode unter dem Titel „Juvenile Poems on Various Subjects; with the Prince of Parthia, a Tragedy" zu Philadelphia herausgegeben wurden. Diese Gedichte sind allerdings Jugendgedichte, welche die allbekannten Themen dillettirender Lyriker behandeln; doch verdient dieses Werk deßhalb Erwähnung, weil es das erste Drama enthält, das auf amerikanischem Boden geschrieben und publizirt wurde. Dasselbe ist in fünffüßigen Jamben abgefaßt und behandelt eine orientalische Geschichte voll Liebe, Despotismus, Ehrgeiz und Eifersucht.

Maryland hat anfangs des 18. Jahrhunderts einen

*) Eine kritische Ausgabe derselben hat John Bigelow vor einigen Jahren im Lippincott'schen Verlage zu Philadelphia erscheinen lassen.

Satyriker aufzuweiſen, von dem man nur weiß, daß er ſich Ebenezer Cook nannte und das 21 Quartſeiten ſtarke Werkchen „The Sot-Weed Factor; or, a Voyage to Maryland“ (London 1708; wieder abgedruckt 1866 in Shea's „Early Southern Tracts“) ſchrieb. In demſelben ſchildert der zur Auswanderung verurtheilte Verfaſſer die Geſetze, Gerichtshöfe, Feſtlichkeiten, Schmauſereien u. ſ. w. der Amerikaner in ächt draſtiſcher und ſarkaſtiſcher Weiſe; ſeine Erfahrungen und Abenteuer in der neuen Welt kann man heute noch mit Genuß leſen, wenigſtens ſind ſie nicht trocken erzählt.

Die erſte amerikaniſche Zeitung erſchien 1690 in Boſton; doch erſchien nur eine Nummer derſelben, da die Behörde von Maſſachuſetts das Blatt gleich unterdrückte. Nun dauerte es 14 Jahre, bis ſich wieder Jemand an die Herausgabe eines Wochenblattes wagte; darauf aber entſtanden bald noch mehrere Blätter, deren Inhalt einzig Anzeigen und Neuigkeiten ausmachte.

Aus unſerer bisherigen Betrachtung haben wir unter Anderm auch das erſehen, daß ſchon während der Kolonialzeit Neuengland und Virginien unverſöhnliche Extreme repräſentirten; der Puritaner zeigte ſich kalt, ernſt, gelehrt und freudenlos; der Virginier hingegen hatte etwas von dem leichten, ritterlichen Geiſte aus der Literaturepoche der Königin Anna an ſich.

Die Literatur der Revolutionsperiode.

Zur amerikaniſchen Revolutionsperiode kann man ruhig die Zeit zwiſchen den Jahren 1760 und 1800 rechnen; ſo lange hatten nämlich die Helden von der Feder zu wirken und zu kämpfen, bis ſie die Koloniſten an den Gedanken vollſtändiger Unabhängigkeit von England derart gewöhnt hatten, daß ſie zur rechten Zeit dafür mit den Waffen in der Hand auftraten; dann mußten ſie während des langen, an ſchweren Niederlagen und ſonſtigen Demüthigungen ſo reichen Krieges beſtändig ermuthigt und zu neuen Opfern angeſpornt werden. Als derſelbe dann endlich einen glücklichen Verlauf genommen hatte, war es die Aufgabe der leitenden Geiſter, die junge Nation ſo wirkſam wie nur möglich für das Princip der Selbſtregierung zu erziehen, ſodaß ihr die ſchwer erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit nicht wieder verloren ging. Die Schriftſteller der damaligen Zeit bewegten ſich alſo faſt ausſchließlich auf dem Gebiete der Politik und ihre Erzeugniſſe beſtanden aus kräftigen Satiren, patriotiſchen Liedern und zündenden Reden. Der Vorrang gebührt hier unſtreitig dem thätigen, klar ſehenden und außer-

ordentlich praktischen Benjamin Franklin (1706—1799), dessen gesammelte Schriften zehn stattliche Bände füllen*) und die außer seiner Autobiographie Essays über Religion, Moral, Politik, Handel und Physik enthalten. Franklin stammte aus Boston; er genoß bis zu seinem zehnten Jahre eine mangelhafte Schulbildung, nach welcher Zeit er seinem Vater, einem Talglichtfabrikanten, helfen mußte. Diese Beschäftigung mißfiel ihm jedoch so sehr, daß er ernstlich daran dachte, als Schiffsjunge zur See zu gehen; um dieses zu verhindern, wurde ihm dann erlaubt, bei seinem Bruder, einem Buchdrucker in Boston, das Setzerhandwerk zu erlernen. Dort las er nun in seinen Muſestunden alle Bücher, die ihm in die Hände fielen. Mit seinem Bruder aber konnte er sich auf die Länge der Zeit nicht vertragen, und so griff er denn in seinem siebzehnten Jahre zum Wanderstabe und reiste nach Philadelphia, das er hungrig und zerlumpt und mit einem holländischen Dollar in der Tasche erreichte. Dort arbeitete er nun in einer Druckerei als Setzer. In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er nach London und blieb daselbst zwei Jahre. Dann reiste er nach Philadelphia zurück und gründete daselbst die „Pennsylvania Gazette", die ihm bald ein anständiges Einkommen abwarf. Franklin's Einfluß wuchs von Tag zu Tag; sein praktischer Blick zeigte ihm stets die rechten und passendsten Mittel. Durch seinen vielgelesenen „Poor Richard's Almanac", von dem er sechsundzwanzig Jahrgänge erscheinen ließ, übte er einen heilsamen Einfluß auf die große Masse aus;

*) Unter der Redaktion Bigelow's im Putnam'schen Verlag zu New York erschienen.

derſelbe enthielt außer dem obligaten Kalenderſtoffe prächtige, für das tägliche Leben berechnete Weisheits- und Klugheitsregeln, die allmälig durch ihre epigrammatiſche Faſſung Eigenthum aller engliſch ſprechenden Völker geworden ſind. Das Beſte, was Franklin überhaupt ſchrieb, ließ er zuerſt in dieſem Almanach, deſſen jährliches Erſcheinen von den Amerikanern ebenſo ſehnſüchtig erwartet wurde, wie die Horn'ſche Spinnſtube von den deutſchen Bauern, abdrucken. Franklin war ein Patriot und Volksmann von ächtem Schrot und Korn. 1731 gründete er die Bibliothek von Philadelphia, 1743 die philoſophiſche Geſellſchaft und 1749 die Akademie, aus welcher ſich ſpäterhin die Univerſität von Pennſylvania entwickelte. Im Kampf gegen England war er ein tonangebender opferfreudiger Führer. Er bekleidete mehrere hohe Ehrenämter; er war unter Anderem Mitglied des Kontinentalkongreſſes und gehörte zu dem Komitee, das die Unabhängigkeitserklärung zu formuliren hatte. Auch brachte er mit Frankreich den Vertrag zu Stande, durch welchen dieſes Land zum Alliirten Amerika's ward. In England und Frankreich zeigte er ſich als äußerſt gewiegter Diplomat, der, wie Bancroft ſagt, nie ein Wort zu früh noch eines zu ſpät ſprach und der auch nie vergaß, das rechte Wort am rechten Ort zu reden. Der amerikaniſche Arbeiterſtand hat ihm ebenfalls viel zu verdanken, denn er brachte ihm die Lehre bei, daß Willenskraft ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen Wege ſchafft. Er lehrte Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Ausdauer und Vaterlandsliebe; die Tugendregeln, die er ſeinem „armen Richard" mitgab, hatte er alle an ſich ſelber erprobt. Er beſaß ein geſundes Urtheil, ſchnelle Auffaſſungsgabe und bewunderns-

werthen Scharfsinn; er war ohne Stolz und Selbstsucht, überhaupt ein wahrer Held des Friedens. Er war ein Feind der Tyrannen und ein Freund der Sclaven, für deren Freiheit er ebenfalls eine Lanze brach. Er schrieb klar, verständlich und einfach; seinen Stil hatte er nach Bunyan, dessen „Pilgrim's Progress“ sein Lieblingsbuch war, gebildet. Seine Frömmigkeit war aufrichtig und ohne jede Heuchelei und Muckerei. Philipp II. von Spanien wollte seinen Landsleuten Stolz einimpfen; Franklin hingegen wollte die Amerikaner frei sehen. Jede Regierung, sagt er, endet mit Despotismus, wenn die Bürger korrupt und dadurch für die Freiheit unfähig werden. Von Franklin's Werken veranstaltete Sparks eine Ausgabe in zehn Bänden. Von seiner Autobiographie ließ John Bigelow eine genaue Ausgabe erscheinen, da die erste von William Temple Franklin besorgte und in London veröffentlichte Auflage leider sehr verstümmelt war.

Mit Ausnahme der Mitglieder der englischen Hochkirche waren fast alle Geistlichen zu Gunsten der Unabhängigkeit Amerika's und forderten häufig in Predigten, von denen späterhin ein Band gesammelt und in Boston gedruckt wurde, zur Lostrennung von England auf. Es ist dies einer der wenigen, in der Weltgeschichte verzeichneten Fälle, daß die Geistlichen als Kämpfer für politische und sociale Freiheit auftraten und er verdient hier auch deshalb lobende Erwähnung, weil der Einfluß dieser Herren damals noch ein viel größerer war, als er heute ist. Die gesammte geistige Thätigkeit der damaligen Zeit konzentrirte sich nur auf das eine Bestreben, sich von dem verhaßten England frei zu machen.

James Otis (1725—1783), ein auf dem Harvard-

College gebildeter Pionier der amerikaniſchen Unabhängigkeit, wirkte durch ſeine phänomenale Rednergabe wahrhaft Wunder bei dem Volke; ſeine Reden, von denen mehrere erhalten worden ſind, zeichnen ſich durch einen klaſſiſchen Stil aus und es iſt im höchſten Grade zu bedauern, daß es ihm ſchon 1769 nicht mehr vergönnt war, ſich am Gange der freiheitlichen Bewegung zu betheiligen. Er hatte nämlich in einem Wirthshauſe einen Schlag auf den Kopf erhalten, in Folge deſſen er dem Wahnſinn verfiel; 1783 wurde er vom Blitze getroffen und getödtet.

Auch John Adams (1735—1826), der zweite Präſident der Vereinigten Staaten, betheiligte ſich ſchon 1765 energiſch an der Agitation zur Lostrennung von England; er ſtammte aus Maſſachuſetts und war ein Graduirter vom Harvard-College. Er hatte Waſhington zum Befehlshaber der Kontinentaltruppen ernannt und war ſpäterhin auch während der Präſidentſchaft desſelben Vice-Präſident. Seine Schriften wurden von ſeinem Enkel Charles Francis Adams in zehn Bänden herausgegeben; dieſelben ſind politiſchen Inhaltes und beziehen ſich hauptſächlich auf damals brennende Zeitfragen. In ſeinem letzten Lebensjahre hatte er, da er zur unpopulär gewordenen Partei der Föderaliſten gehörte, die für eine möglichſt ſtarke Regierung ſchwärmten und welche die politiſchen Rechte der einzelnen Staaten und Individuen eingeſchränkt haben wollten, manchen biſſigen Angriff auf ſeinen Charakter zu erdulden; doch tröſtete er ſich darüber, als trotzdem 1825 ſein Sohn John Quincy zum Präſidenten der Bundes-Staaten erwählt wurde. Waſhington war ſein Abgott und da deſſen Feinde nichts gegen denſelben ausrichten konnten, ſo machten ſie Adams zur Zielſcheibe ihrer ge-

häſſigen Angriffe. Mit Jefferſon ſtimmte er nicht überein und gegen Franklin hegte er ungerechtfertigte Vorurtheile; überhaupt muß zugegeben werden, daß er oft auf unvorſichtige Weiſe ſeinen politiſchen Feinden in die Hände arbeitete.

Thomas Jefferſon (1743—1826), der dritte Präſident der nordamerikaniſchen Republik und Verfaſſer der Unabhängigkeits-Erklärung, erwarb ſich große Verdienſte um ſein Vaterland ſowohl als Staatsmann wie als Schriftſteller. Leider war er auch Vater des verderblichen Prinzips, nach welchem den politiſchen Siegern die Beute, d. h. die öffentlichen Aemter, gehören. Er war der Hauptorganiſator der Partei, welche den Föderaliſten, die unter der Leitung Hamilton's ſtanden, den Rang ſtreitig machte. Er kaufte Louiſiana von Frankreich; er intereſſirte ſich gewaltig für die Hebung des Schulweſens und die Gründung der Univerſität von Virginien iſt größtentheils ſein Werk. Da er von Haus aus reich war, konnte er ſich ungehindert in den Dienſt ſeines Vaterlandes ſtellen und brauchte zur Erlangung eines einträglichen Amtes kein Prinzip zu opfern. Trotzdem er ein ſehr ſchlechter Redner war und auch nur höchſt ſelten in öffentlichen Verſammlungen das Wort ergriff, war er doch der einflußreichſte Politiker jener Zeit. Er war ein intimer Freund Thomas Paine's und huldigte wie dieſer in religiöſen Dingen einer radikalen Anſchauung, ohne jedoch, wie ihm ſo oft vorgeworfen wurde, ein Atheiſt zu ſein. Da er für republikaniſche Einfachheit ſchwärmte, ſo war ihm jeder Ehrentitel und jedes Privilegium in tiefſter Seele verhaßt und er arbeitete daher auch unermüdlich, um die Konſtitution ſeines Heimatsſtaates Virginien von manchen feudalen Beſtimmungen zu

säubern. Seine für die damalige Zeit großartige Bibliothek, die aus 7000 Bänden bestand, verkaufte er dem Kongreß für die Summe von 25,000 Dollar. Seine für die Zeitgeschichte des Landes höchst wichtigen Schriften erschienen 1854 in neun Bänden. Er starb am 4. Juli 1826, dem Todestage seines Feindes John Adams. Biographische Werke über ihn verfaßten Lee, Tucker, Randolph, Randall und Parton.

Auch der Virginier James Madison (1751—1836), der vierte Präsident, war schriftstellerisch thätig; seine 1840 in drei Bänden erschienenen Schriften verrathen zwar keine tiefgehende literarische Bildung, aber er verstand es stets, seine darin niedergelegten politischen Ansichten gut zu begründen.

Einer der fähigsten Schriftsteller der Revolutionsperiode war unstreitig Alexander Hamilton (1757 bis 1804). Er wurde in Westindien geboren und von seinem Vater zur Ausbildung auf das Columbia-College in New-York, das damals noch King's-College genannt wurde, geschickt. Schon als 17jähriger Jüngling veröffentlichte er einen Essay über die Rechte der Kolonien und von den 85 Essays, die sich im „Federalist", einer Sammlung von elegant geschriebenen Aufsätzen über die Bundeskonstitution, befinden, entstammen 51 seiner fruchtbaren Feder. Er war der erste Schatzamtssekretär Amerika's und entfaltete in diesem Amte eine solche Umsicht, daß Noah Webster sagte: „He smote the rock of the national resources, and abundant streams of revenue gushed forth. He touched the dead corpse of the public credit, and it sprang upon its feet." Als er dem Präsidentschaftskandidaten Aaron Burr opponirte und demselben auch sonst bei jeder Gelegenheit

hindernd in den Weg trat, wurde er von demſelben zum Duell herausgefordert und büßte dabei ſein Leben ein. Seine Schriften wurden von ſeinem Sohne in ſieben Bänden herausgegeben.

Der aus Schottland ſtammende Dr. Witherſpoon (1722—1794), ein Nachkomme von John Knox und Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, verfaßte zahlreiche Schriften über Nationalökonomie, Moralphiloſophie und bibliſche Fragen. Er war ein ſchlagfertiger und witziger Redner, aber ſo furchtbar orthodox, einſeitig und pedantiſch, daß er jedes öffentliche Vergnügen, beſonders aber theatraliſche Vorſtellungen rückſichtslos verdammte und die Schauſpieler „Werkzeuge in den Händen Satans“ nannte. Eine mit einer biographiſchen Einleitung verſehene Ausgabe ſeiner Werke beſorgte Dr. John Rodgers in vier Bänden; außerdem exiſtirt auch noch eine Ausgabe in neun Bänden.

Eine traurige und unbeneidenswerthe Rolle ſpielte während der Revolutionsperiode James Rivington (1725—1802), der Herausgeber und Redakteur der „New-York Royal Gazette“. Rivington ſtammte aus London, woſelbſt er als Buchhändler viel Geld verdient, aber im Spiele, dem er leidenſchaftlich huldigte, noch mehr verloren hatte, ſo daß er ſchließlich Bankerott machen und ſeine Zuflucht in Amerika ſuchen mußte. Da New-York während des Unabhängigkeitskrieges meiſtens im Beſitze der engliſchen Truppen war, ſo war es Rivington ein Leichtes, ſeinem beißenden Spotte freien Lauf zu laſſen und ſeine Zeitung zum Organ der ſchmutzigſten Angriffe auf die Amerikaner zu machen. Seinen gemeinen Bemerkungen traten Witherſpoon, Freneau und Hopkinſon in ähnlicher Weiſe entgegen; 1775 zerſtörten die „Sons

of Liberty" seine Presse, nahmen ihm die Typen weg und gossen Kugeln daraus. Als die Engländer New-York verließen, blieb Rivington übrigens da und setzte seine Schmähungen der Amerikaner weiter und zwar ungestört, weil er damals als geheimer Spion Washington's thätig war.

Der fähigste der politischen Humoristen und Satyriker der damaligen Zeit war der Dichter Philip Freneau (1752—1832), der die nationale Bewegung durch poetische und prosaische Ergüsse mächtig förderte. Anfangs des Krieges wurde er von den Engländern gefangen genommen und mußte eine Zeitlang auf einem im Hafen von New-York liegenden Schiffe zubringen. Er war ein intimer Freund Jefferson's, der ihm auch ein Amt in Washington verschaffte. Nachdem Freneau späterhin einige Jahre als Schiffskapitän fungirt und verschiedene Zeitungen redigirt hatte, zog er sich in ein Landstädtchen von New-Jersey zurück und kam in seinem 80. Jahre bei Freehold im Monmouth-County des genannten Staates in einem Schneesturme um. Von seinen Schriften existiren mehrere Ausgaben, die theils in New-York und theils in Philadelphia erschienen sind. Seine meisten Gedichte waren Gelegenheitsproduktionen, die gar bald der Vergessenheit anheim fielen; einigen hingegen kann ein bleibender Werth nicht abgesprochen werden und begegnet man ihnen noch häufig in amerikanischen Schullesebüchern. Seine unter dem Pseudonym „Robert Slander" erschienenen Aufsätze, welche den Gesammttitel „The Philosopher of the Forest" tragen, bestehen aus scharfen Satiren, die unter Anderem kaustische Rathschläge für Autoren, Regeln für Heiratskandidaten u. s. w. enthalten.

Hugh Henry Brackenridge (1748—1816), der Verfasser der kühnen Satire „Modern Chivalry", war, ohne übrigens als Geistlicher ordinirt zu sein, Feldkaplan im Revolutionskriege und praktizirte nach Beendigung desselben als Advokat zu Pittsburg in Pennsylvanien. Der vollständige Titel seines Werkes lautet „Modern Chivalry or the Adventures of Captain Farrago, and Teague O'Regan, his Servant" (neue Ausgabe mit Illustrationen von Darley, Philadelphia 1846). Das Material zu diesem an drolligen Scenen reichen Buche fand er in seinen eigenen politischen Erlebnissen, denn der „Captain Farrago" ist keine andere Person als der Verfasser selbst.

Joel Barlow*) (1755—1812) ging mit dem hohen Gedanken um, der Homer seines Vaterlandes zu werden und schrieb das furchtbar lange und langweilige Epos „The Columbiad". Barlow war während des Krieges Feldkaplan gewesen; darnach hatte er sich der Jurisprudenz zugewandt und eine Zeitlang die zu Hartford in Connecticut erscheinende Wochenschrift „The American Mercury" herausgegeben. Seine „Columbiade" besteht aus einer Reihe von Visionen, in denen Hesper, der Genius der neuen Welt, die Geschicke des Landes voraussagt. Es ist dies Werk eine ermüdende Prozession historischer und mythischer Persönlichkeiten; Flußgötter, Sachems, Milizmajore, ja sogar die Flüsse Potomac und Delaware treten handelnd auf und trotzdem sie mit der Würde eines Franklin oder Jefferson moralisiren, hinterlassen sie doch keinen bleibenden Eindruck. Dieses pomphaft angekündigte Werk erschien

*) Siehe C. B. Todd, The Life and Letters of Joel Barlow. New-York 1885.

1808 in splendider Ausstattung und fand im Publikum wie in der Presse die allerungünstigste Aufnahme; jetzt verstaubt und vermodert es in den öffentlichen Bibliotheken. Sein humoristisches Gedicht „The Hasty Pudding“ wurde hingegen mehr gelesen, trotzdem darin von wahrer Poesie auch nicht ein Körnchen zu finden ist. Barlow hielt sich lange Jahre in Frankreich auf und wurde auch im Jahre 1809 zum amerikanischen Gesandten am französischen Hofe ernannt. 1812 verlangte ihn Napoleon, der damals auf seinem Kriegszug nach Rußland begriffen war, schleunigst in Wilna zu sehen; er reiste auch augenblicklich ab, zog sich aber in der strengen Winterkälte eine Lungenentzündung zu, an deren Folgen er am 22. Dezember 1812 in Krakau starb. Kurz vor seinem Tode diktirte er noch seinem Sekretär das Gedicht „Advise to a Raven in Russia“, das die bittersten Angriffe auf Napoleon enthält.

Timothy Dwight (1752—1817) war ebenfalls im Kriege Feldkaplan gewesen und zeichnete sich späterhin als Theologe und Schriftsteller, besonders aber als Rektor des Yale-College aus. Sein fünfbändiges Werk „Theology“ fand in religiösen Kreisen eine begeisterte Aufnahme; seine Reisen in Neu-England und New-York, deren Beschreibung vier Bände füllen, sein Gedicht „America“, das lebhaft an Pope's „Windsor Forest“ erinnert, und sein aus elf Gesängen bestehendes Epos „The Conquest of Canaan“ haben verdientermaßen das Schicksal der Barlow'schen „Columbiade“ getheilt. In der Voltaire gewidmeten Satire „The Triumph of Infidelity“ (1788) tritt Dwight insofern radikal auf, als er diejenigen professionellen Geistlichen, die da stets Wasser auf beiden Schultern tragen und schlau das verabscheuungswürdige Prinzip der Aller-

weltsfreundschaft kultiviren, derb abkanzelt. Der immer lächelnde, kalkulirende, gleißnerische, langweilige, Jedermann lobende, nie an die Hölle erinnernde, nie mit Worten strafende, alle Leute freundlichst besuchende Pfaffe, den er dort beschreibt, ist eine Species, die leider noch immer in Blüthe steht und noch immer reussirt, weil ja einmal die Welt betrogen sein will. Es gereicht daher Dwight, der Voltaire vorwirft, ein Gegner der Wahrheit und Religion zu sein, sicherlich zur höchsten Ehre, daß er so energisch gegen die Korruption in seinem eigenen theologischen Lager zu Felde zog. Dwight meinte es wenigstens mit seiner religiösen Gesinnung ehrlich, und solche Leute, einerlei ob man mit ihnen einverstanden ist oder nicht, verdienen immerhin Respekt. Dwight war ebenfalls ein aufrichtiger Patriot und das von ihm gedichtete Lied

„Columbia, Columbia, to glory arise,
The queen of the world, and child of the skies"
u. s. w.

erfreute sich längere Zeit einer großen Popularität. — Da die von Barlow besorgte Revision der Watts'schen Psalmen nicht den Anforderungen genügte, so unternahm Dwight eine neue Bearbeitung dieses viel verbreiteten Buches und fand besonders seine Version des 139. Psalmes, die „I love thy kingdom, Lord" anfängt, einen solchen allgemeinen Anklang, daß sie allmählig in fast alle amerikanischen Kirchenlieder-Sammlungen aufgenommen wurde.

Fisher Ames (1758—1808), dessen Leben von Kirkland, einem Präsidenten vom Harvard-College, beschrieben wurde, war ein gewaltiger, klassisch gebildeter und einflußreicher Redner der Revolutionsperiode; seine Reden und

Aufſätze, die große ſtaatsmänniſche Kenntniſſe verrathen, ſind in zwei Bänden herausgekommen.

David Ramſay (1749—1815), ein aus Pennſylvanien ſtammender, aber frühzeitig nach Charleſton ausgewanderter Doktor der Medicin, that ſich als zuverläſſiger und fleißiger Hiſtoriker hervor; ſeine Hauptwerke ſind „A History of the United States“ und „A History of South Carolina.“

Der Virginier Henry Lee (1756—1818) ſchrieb das werthvolle hiſtoriſche Werk „Memoirs of the War in the Southern Department of the United States“; er iſt der Urheber der ſich auf Waſhington beziehenden Phraſe „First in war, first in peace, first in the hearts of his countrymen“.

St. George Tucker (1752—1827), ein Juriſt und Verfaſſer des zarten, lyriſchen Gedichtes

„Days of my youth, ye have glided away,“

ſchrieb gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Dr. James McClurg die Satire „The Belles of Williamsburg“, die ihrer Zeit ihres leichten burſchikoſen Tones wegen zahlreiche Leſer fand.

Jonathan Mitchell Sewall (1748—1808) war ebenfalls ein Dichter der Revolution und wurde ſein Lied „War and Washington“ während des Krieges von allen Soldaten geſungen.

Von den Schriftſtellerinnen der damaligen Zeit verdienen hauptſächlich Frau Mercy Warren (1728—1814) und Suſanna Rowſon (1761—1824) Erwähnung. Erſtere, eine Schweſter von James Otis, überſchüttete die Royaliſten mit ihrem harmloſen Spotte; ſie ſchrieb einige Luſtſpiele und auch eine dreibändige Geſchichte der amerikaniſchen

Revolution. Letztere, die aus England stammte, aber den größten Theil ihres Lebens in Amerika zubrachte und daselbst theils als Schauspielerin, theils als Erzieherin thätig war, lieferte dramatische Arbeiten, Schulbücher und zahlreiche Novellen, von denen aber nur eine einzige, nämlich „Charlotte Temple" Verbreitung fand.

Wenige amerikanische Schriftsteller äußerten zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und in den demselben vorhergehenden Jahren einen solchen heilsamen Einfluß auf die Entwickelung der politischen Selbstständigkeit der Kolonisten, wie Francis Hopkinson, der bekanntlich auch einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung war. Er wurde am 3. September 1738 zn Philadelphia geboren, und erhielt eine für die damaligen Verhältnisse ausgezeichnete Schulbildung. Nachdem er Jurisprudenz studirt hatte ging er nach England, woselbst er zwei Jahre lang blieb und sich nur mit dem Studium der schönen Künste, hauptsächlich aber mit der englischen Literatur beschäftigte. 1768 kehrte er wieder nach seiner Vaterstadt zurück und verheiratete sich mit Miß Ann Borden, der Tochter eines reichen Gentleman aus New Jersey. Als die politische Agitation begann, nahm sich Hopkinson der Sache der Kolonisten, die er für eine gerechte hielt, mit ganzem Herzen an, und kämpfte dafür durch zahlreiche Zeitungsartikel, die überall durch ihren glänzenden Witz und originelle Satire die gewünschte Wirkung nicht verfehlten. Als die unterdrückten Kolonisten nun wirklich zu den Waffen griffen, vertrat Hopkinson New Jersey auf dem ersten Kontinental-Kongreß. Seine Verdienste um die Annahme der Bundeskonstitution, die dem Volke zur Abstimmung vorgelegt wurde, sind übrigens von den amerikanischen Historikern niemals recht

gewürdigt worden und hat z. B. auch der sonst so gründliche und ausführliche Bancroft kein Wörtchen darüber zu sagen. 1790 wurde Hopkinson von Washington zum Bundesrichter ernannt; am 9. Mai 1791 starb er. Seine Schriften füllen drei Bände, die nun außerordentlich selten geworden sind. Von seiner sogenannten „Pretty Story", einer politischen Allegorie, die 1774 bei John Dunlap in Philadelphia anonym erschien, veranstaltete Benson J. Lossing 1864 zu New York eine neue Ausgabe unter dem Titel „The Old Farm and the New Farm", die auch bald eine zweite Auflage erlebte, was übrigens wohl mehr dem gemeinen Auftreten Englands zur Zeit des langwierigen Bürgerkrieges als dem eigentlichen literarischen Werthe jener Satire zuzuschreiben ist.

Der Edelmann jener Erzählung ist natürlich der König von England, der sich durch glückliche Handelsverbindungen großen Reichthum verschafft hat. Er wird allgemein für einen guten Haushalter und einen Mann von liberalen Gesinnungen gehalten, der da stets die Einführung weiser Gesetze befürwortet. Dieser Regent nun steht theilweise unter dem Pantoffel seiner Frau (des Parlaments), die seine Kinder und Enkel alle sieben Jahre für ihn aussuchen. Er hatte nun außer seiner alten wohlkultivirten Farm noch eine zweite, in der sich einige seiner Kinder mit seiner Erlaubnis angesiedelt hatten. Es war dies ein sehr gefahrvolles und unwirthliches Land und es dauerte lange, bis sie sich daselbst eine wünschenswerthe Heimat gegründet hatten. Sonderbarerweise gefiel jedoch ihrem alten Vater die Prosperität der neuen Farm nicht sonderlich, denn er besaß einen großen Kramladen, dessen Rentabilität dadurch, daß die Ansiedler der neuen Farm

Miene machten, Alles zu fabriziren, was sie gebrauchten, ernstlich gefährdet wurde. Es trat eine Entfremdung ein — caetera desunt. Damit endet diese populäre Erzählung; den Schluß dazu lieferte die Unabhängigkeits-Erklärung.

Hopkinson ist außerdem der Verfasser der politischen Ballade „The Battle of Kegs", die sich noch heute in einigen für den Schulgebrauch bestimmten Lesebüchern befindet. Sein „Specimen of a Collegiate Examination" ist eine Satyre, die, wenn der Verfasser nicht bekannt wäre und wenn sich einige Zoten oder anstößige Anspielungen darin befänden, jeder sicherlich Swift zuschreiben würde. Die Prüfungsfragen über das Salzfäßchen und die köstliche Betrachtung dieses Tischgeräthes vom logischen, physischen, mathematischen, anatomischen und chemischen Standpunkte aus sowie der prächtig dargestellte Unterschied zwischen einem möglichen, wahrscheinlichen und positiven Salzfäßchen lassen uns Hopkinson als einen liebenswürdigen und geistreichen Humoristen erkennen.

In andern Aufsätzen schildert Hopkinson die durch das jährliche Tünchen des Zimmers hervorgerufenen häuslichen Zwiste und Unannehmlichkeiten*); seine satyrischen Hauptangriffe sind jedoch stets gegen politische und juristische Uebelstände gerichtet. Sein „Political Catechism", der 1777 erschien, legte den Grund zur Vergötterung Washington's.

Der Vater des komischen Heldengedichtes scheint der

---

*) Dieser Aufsatz, der den Titel „Whitewashing" führt, wurde ursprünglich für eine Arbeit Franklin's gehalten und auch anfänglich in dessen gesammelten Schriften abgedruckt.

Bürgerkrieg oder ähnliche auf das politische Leben einwirkende außerordentliche Ereignisse zu sein. Die Popularität derartiger poetischer Erzeugnisse ist daher auch meist nur eine periodische, und je schneller sich die erhitzten Gemüther wieder abkühlen, desto eher fallen sie dem allgemeinen Bücherschicksale anheim und werden in späterer Zeit höchstens noch einmal vom Literarhistoriker oder Geschichtsforscher vom Staube gesäubert, wenn man auch zur Zeit ihrer Publikation noch so gerechte Hoffnungen hegte, daß sie laut ihres inneren Werthes die sichere Anwartschaft in sich trügen, für immer als nationale Lieblingsbücher zu gelten. So wird z. B. das die Streitigkeiten zwischen Modena und Bologna besingende herrliche Gedicht „Secchia rapita" (Geraubter Eimer) von Al. Tassoni — einem Dichter, den man sicher als den Begründer des modernen komischen Heldengedichtes ansehen kann — nur noch von Fachliteraten gelesen, und Butler's durch die englischen Bürgerkriege in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstandenen „Hudibras" findet man, trotzdem die Fahrten jenes Ritters durch zahlreiche gelungene Illustrationen verherrlicht worden, und eine Masse Verse als Sprichwörter ins tägliche Leben übergegangen sind, doch sehr selten in Familienbibliotheken. Auch das ähnliche poetische Erzeugnis des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, „McFingal" von John Trumbull, ist bei den Amerikanern kaum noch dem Namen nach gekannt, und die im Jahre 1864 von Benson J. Lossing veranstaltete neue Ausgabe desselben hat sich leider als verfehlte buchhändlerische Spekulation herausgestellt, was dem in der amerikanischen Literatur einzig dastehenden Gedichte nicht zu wünschen war.

Trumbull's „McFingal", der außer dem Namen auch nicht das Allergeringste mit dem Ossian'schen Fingal gemein hat, wird von den Literaturhistorikern gewöhnlich der amerikanische Hudibras genannt, was aber nur in sofern Berechtigung hat, als sein Verfasser in Hinsicht der fließenden, ungezwungenen Verse hinter seinem angeblichen englischen Vorbilde nicht zurück geblieben ist.

Die Sprache im McFingal ist durchgängig edel, rein und frei von allerlei billigen Zoten; sie wird Freund und Feind gerecht und nirgends findet man eine auf den Beifall der Masse berechnete, an den Haaren herbeigezogene Uebertreibung. Trumbull kopirt nur die Licht- und Schattenseiten des regen politischen Lebens seiner Zeit, wie sie sich dem ruhigen Beobachter und zuversichtlichen Patrioten zeigten; er zeichnet mit Meisterhand die Hoffnungen und das Dichten und Trachten der revolutionären Whigpartei und den wilden, urwüchsigen Humor der rauhen Bürgersoldaten mit ihrer unverwüstlichen Siegesgewißheit, ohne sich dabei in überschwenglichem Enthusiasmus zu ergehen oder die Vaterlandsretter in spe schon im Voraus zu Heroen zu stempeln und ihren Gegnern die landläufigen Attribute der Gemeinheit, Feigheit und unerhörter Grausamkeit beizulegen. Den Royalismus läßt er in seinem Repräsentanten McFingal in vollstem Maße zu Worte kommen; ja er gönnt demselben in der liberalsten Weise noch mehr Zeit, seine Ansichten auseinanderzusetzen, als seinem Gegner Honorius, dem aufrichtigen Befürworter der Unabhängigkeit.

Das Gedicht „McFingal" entstand durch die Anregung einiger Mitglieder des Kongresses, welche die Vorfälle von 1775, die Extravaganzen und komischen Erscheinungen

in der Tory- ſowohl wie in der Whig-Partei*) in unparteiiſcher, aber beluſtigender Form der Nachwelt aufbewahrt haben wollten — eine Aufgabe, der damals Niemand gerechter werden konnte, als der bereits durch ſeine an Pope erinnernde Satire „The Progress of Dulness“ bekannte John Trumbull.

Das Heldengedicht McFingal beſteht aus vier Geſängen, deren beide erſten im Herbſte 1775 als vierzig Seiten ſtarkes Pamphlet bei William & Thomas Bradfort in Philadelphia unter dem Titel „The Town Meeting“ erſchienen. Dieſes Büchlein erfreute ſich bald bei Freund und Feind Amerika's einer ſolchen Popularität, daß, da damals noch kein Geſetz gegen inländiſchen Nachdruck exiſtirte, viele Ausgaben von andern Firmen veranſtaltet wurden und ſelbſt in London mehrere Auflagen davon erſchienen. In England war es beſonders bei der Gegenpartei des Miniſteriums ſehr berühmt und da man theils einen oxforder Profeſſor, theils einen unzufriedenen engliſchen Offizier für den Verfaſſer desſelben hielt, ſo fand es auch bei der Kritik ohne Ausnahme hohe Gnade und wurde mehrfach als die größte politiſche Satire aller Literaturen bezeichnet, um ſpäterhin, als die wahre Autorſchaft bekannt wurde, eben ſo tief in den Koth getreten zu werden.

---

*) Das Wort „Tory“ ſcheint zuerſt auf die an der engliſchen Grenze wohnenden Irländer im Sinne von Freibeuter angewandt worden zu ſein und da ſich dieſelben zur Zeit Cromwell's der Sache Karl's I. annahmen und der Refrain ihres Lieblingsliedes

„Sing tory rory rantum scantum tory rory row“

war, ſo wurde jenes Wort bald allgemein zur Bezeichnung eines Royaliſten gang und gäbe; die „Whigs“ aber waren die Männer, welche ihren König aufs Schaffot brachten.

Trumbull hatte zwar bei Herausgabe der ersten Gesänge das ganze Gedicht skizzirt, aber er wartete mit der Ausarbeitung bis zum Schlusse des Krieges, da ihm die Eigenschaft seines Helden, das second sight, abging. Im Jahre 1782 schrieb er es fertig und ließ es in Hartford bei Hudson & Godwin unter dem Titel „McFingal, a Modern Epic Poem in four Cantos", ohne Namensnennung erscheinen.

Der am 24. April 1750 zu Westbury (jetzt Watertown) im County Litchfield, Conn., geborne John Trumbull war der einzige Sohn eines Geistlichen daselbst und der Enkel des berühmten Malers gleichen Namens. Er war von sehr schwächlicher Konstitution und genoß den ersten Unterricht durch seine Mutter. Schon in seinem achten Jahre bestand er das Examen für das Yale College, bezog es aber seiner Gesundheit wegen erst im vierzehnten Jahre. Dort wurde er mit Dr. Dwight bekannt und blieb bis an das Ende seines Lebens sein treuer, aufrichtiger Freund.

Das im Jahre 1700 für religiöse Zwecke gegründete Yale College war bei den Bewohnern der betreffenden Kolonie sehr unpopulär und die ihm vorstehenden Geistlichen traten stets so intolerant auf, daß 1766 eine offene Rebellion gegen sie ausbrach, in Folge dessen sämmtliche Professoren abdanken und alle Studenten die Anstalt verlassen mußten. Auch 1771 sahen sich wieder alle Beamte mit Ausnahme eines einzigen zu demselben Schritte gezwungen und John Trumbull und sein Freund Dwight wurden als Lehrer angestellt. Ersterer verwandte seine Mußestunden theils auf das Studium der Jurisprudenz, theils auf poetische Versuche und gab 1772 den ersten Theil des bereits erwähnten, die moderne Erziehung

persiflirenden Gedichtes „The Progress of Dulness“ heraus, das wir später ausführlich besprechen werden.

Im Jahre 1773 wurde Trumbull zur Advokatur zugelassen und trat in die Office John Adam's, des späteren Präsidenten der Ver. Staaten, zu Boston ein. Nebenbei beschäftigte er sich viel mit den politischen Tagesfragen, da alle Umstände einen baldigen Bruch zwischen England und den Kolonien vorhersagten. Im Jahre darauf verließ er Boston und ging nach New-Haven. Als 1775 die Feindseligkeiten mit der Schlacht von Lexington ihren Anfang nahmen gab er, wie bereits erwähnt, die ersten Gesänge von „McFingal“ heraus und siedelte nach Hartford über, woselbst er beinahe bis an's Ende seines Lebens verblieb und mit mehreren einflußreichen politischen Aemtern betraut wurde. Auch ließ er daselbst bei Samuel Goodrich seine sämmtlichen Werke erscheinen und erhielt, obwol „McFingal“ inzwischen schon mehr als dreißig Mal nachgedruckt worden war, das für damalige Zeit und Verhältnisse hohe Honorar von tausend Dollars. Er starb zu Detroit im Hause seiner Tochter am 10. März 1831.

Der erste Gesang des „McFingal“, den Vormittag einer öffentlichen Versammlung besprechend, behandelt hauptsächlich die ersten kriegerischen Ereignisse, die in Boston und dessen Umgegend spielten. Als blinder Vertreter des Toryismus figurirt nicht ganz unpassend ein loyaler Schottländer, namens McFingal, dem die Hochlandluft die zwei schottischen Nationaleigenthümlichkeiten, das revolutionäre Wesen und das sogenannte second sight in seine Wiege geweht hatten. Hinsichtlich der ersteren Eigenthümlichkeit war er schon frühe durch die unabwend-

bare Gestaltung der Dinge eines Besseren belehrt und zur allererbötigsten Unterwürfigkeit unter die hohe, von Gott eingesetzte Obrigkeit bekehrt worden; seine prophetische Gabe aber, die im Gälischen „Taichitaraugh" genannt wird, hatte er zu solcher Vollkommenheit entwickelt, daß er tiefer in den Abgrund der Zeit sehen konnte, als ihrer Zeit die berühmte Sibylle von Cumä. Kaum hatte er irgend eine der königlichen Sache ungünstige Nachricht vernommen, so setzte er sich schnell mit Patriarchenwürde auf seinen dreibeinigen Stuhl und verkündete ein Langes und Breites von blutigen Schlachten, verwüsteten Provinzen und niedergebrannten Städten; er führte unbesiegbare Armeen aus Hannover und Kurhessen über den Ozean und ließ alle Revoluzzer bis auf den letzten Mann aufknüpfen und ihr Vermögen konfisziren, von dem ihm zur Belohnung für seine göttliche Gabe der größte Theil gebühre.

So gain'd our Squire his fame by seeing
Such things as never would have being.

Er war ein gewaltiger Redner, und Stentor — klassischen Angedenkens — hatte nur eine Säuglingsstimme gegen ihn; er unterstützte den Theezoll und ließ zu seinen Gunsten bandwurmartige Adressen unterzeichnen; er geberdete sich überhaupt als das Faktotum der Tories, die ihm auch blind im Gänsemarsch folgten und zu Allem Ja und Amen sagten. Er konspirirte und agirte mit allen seinen Talenten gegen die verbrecherischen Doktrinen der Whigs, als deren Parteiführer in jener Versammlung Honorius auftrat und den Engländern ein langes Sündenregister aus der Geschichte der Kolonien vorhielt. Er verglich den Staat mit dem Individuum, der ebenfalls

ſein Kindes- und Mannesalter habe und zuletzt als Greis ſeinem Ende zuginge. England habe ſich durch ſeine unermeßlichen, in der leichtſinnigſten Weiſe eingegangenen Kriegsſchulden zum Krüppel gemacht, den der leiſeſte Flügelſchlag des galliſchen Hahnes umwehe, trotz alledem aber verharre es ſo hartnäckig auf ſeinem ungerechtfertigten Vorſatz, ſeine Führerſchaft in Amerika zu behaupten, daß es ſich lieber moraliſch wie pekuniär vollſtändig ruiniren laſſen wolle, als ſeine vermeintlichen Anſprüche aufzugeben.

Die Rede des Honorius wurde gleich von Anfang durch widerliches Grunzen und Gepolter der Tories unterbrochen, was allmälig zu ſolchem Tumulte ausartete, daß zuletzt weder Freund noch Feind, noch die neben dem Sprecher ſitzende ſtenographirende Muſe etwas verſtehen und der Nachwelt aufbewahren konnte. Nur die Stimme McFingals war dieſem Hinderniſſe gewachſen; er ergriff alſo wieder das Wort und bewies in einer ſchwülſtigen, weitſchweifenden Rede die göttlichen Rechte des Parlaments aus der unfehlbaren Bibel. Über das rechtmäßige Verhalten desſelben zu Amerika ſtanden ihm eine Maſſe Ausſprüche theologiſcher und juriſtiſcher Autoritäten zu Gebote. Als Honorius einige Einwendungen zu machen verſuchte, bezeichnete ſein Gegner ſämmtliche Whigs als infame Mordbrenner und Räuber, was ſie durch die Zerſtörung des Thee's im boſtoner Hafen genügend bewieſen hätten. Inzwiſchen nahte die Mittagsſtunde heran, worauf ſich die Verſammlung vertagte.

„The Townmeeting P. M." iſt der Titel des zweiten Geſanges. McFingal vertheidigt wieder das glorreiche England mit einem Feuer, wie Don Quixote das fahrende

Ritterthum. England, ſagte er, habe den Umſtehenden gnädig erlaubt, ſich in dieſem geſegneten Lande niederzulaſſen und habe ihnen während des indianiſch-franzöſiſchen Krieges tüchtige Generäle, wie Braddock, Amherſt u. ſ. w., geſchickt; die Vaterlandsliebe der Whigs aber ſei nur ein bedeutungsloſes Wort, wie denn auch David Dalrymple ſage, daß „public virtue but a name“ ſei, und daß auch Samuel Johnſon durch ſeine letzte Broſchüre wenig Vertrauen in dieſelbe gezeigt habe. Außerdem ſeien ja die Amerikaner längſt als feige Haſenfüße bekannt und die Indianer würden ihnen ſehr bald unter guter engliſcher Führung die Läſtermäuler für immer ſtopfen. Honorius entgegnete, daß dies eine Rede im Geiſte der hochtragenden Gage'ſchen Proklamationen ſei, aber McFingal ließ ihn nicht ausreden, ſondern fuhr in ſeinem bombaſtiſchen Tone fort, die Waffen und Uniformen der Amerikaner lächerlich zu machen, und mit großem Wohlbehagen die von engliſcher Seite an ihnen verübten Schandthaten auszumalen, wonach denn ein allgemeines Durcheinander die Verſammlung auflöſte.

Der dritte Geſang führt uns an einen ſogenannten Liberty-Pole, der ſo hoch war, wie der Flug des Drachens eines Schulknaben und dem Stocke Satan's in Milton's verlorenem Paradieſe glich, gegen den die höchſte Fichte Norwegens nur eine Gerte war. Als McFingal denſelben mit racheſchnaubendem Blicke bemerkte, fragte er barſch die Umſtehenden, welcher hirnverbrannte Halunke denn dieſen Baum der Abtrünnigkeit aufgepflanzt habe; derſelbe ſtrecke ſich hinauf bis in die Wolken und ſchwöre den Zorn des Allmächtigen auf ſie herunter, oder ſolle er vielleicht die Uebelthäter vom Tode erretten, wie die ehernen

Schlangen der Wüſte, oder ihre zerſchlagenen Naſen und Schädel kuriren? Freiheit ſei nur ein Patent auf zügelloſe Verbrecherei und nur Narren könnten von einer aus Schuſtern und Schneidern beſtehenden Armee und einem vom Pfluge weggerafften und zum Diktator gemachten Kaffer Heil für die Zukunft erwarten; damit war er wieder auf ſeinem alten Lieblingsthema, der Schimpferei gegen die ehrvergeſſenen Whigs. Dieſe hätten den boſtoner Hafen zum Theetopfe gemacht und einſt den Gouverneur Hutchinſon ſo in die Angſt gejagt, daß er hutlos und halbbarbirt Reißaus genommen habe.

Als darauf ein Polizeidiener eine Proklamation verleſen wollte, griffen die ſtreitenden Parteien zu den Waffen, d. h. zu Steinen, Stangen, Flaſchen u. ſ. w., und die allgemeine Paukerei ging los. Auch McFingal griff zum Säbel, um dem anſtößigen Liberty-Pole im Namen des Königs Georg Eins zu verſetzen; aber ein kräftiger Arm entriß ihm die Waffe, wonach er mit ſeinen tapferen polizeilichen Begleitern das Haſenpanier ergriff. Doch die Whigs ſchienen noch beſſer laufen zu können, denn ſie holten ihn bald ein, ſchleppten ihn zu dem beſchimpften Baume zurück und zogen ihn an einem Seile daran in die Höhe. Als er ſo wie Sokrates bei Ariſtophanes in der Luft ſchwebend allerlei ernſte Betrachtungen anſtellte, und er wohl ſah, daß der raſenden Menge nichts Gutes zuzutrauen war, ſchwur er öffentlich aus der Höhe ſeinem Könige ab und erklärte, daß er Jude, Heide, Türke oder Whig, oder was man verlange, werden und ſich bis an's Ende ſeines Lebens ihren Geſetzen unterwerfen wolle und wenn er ſo alt wie Methuſalem würde; König Georg möge ſelber zuſehen, wie er fertig werde. Auf dieſes

Versprechen hin wurde er denn heruntergelassen; aber kaum fühlte er wieder festen Boden unter sich, so ging seine alte Schimpferei wieder los. Kein Whig, sagte er, könne einem biedern Tory sein Vertrauen auf England rauben und er hoffe zu Gott, daß ihm für diese Schmach einst blutige Genüge geleistet werde. Das war den anwesenden Whigs doch ein bischen zu arg; gleich rissen sie ihm die Kleider vom Leibe, salbten ihn mit Theer ein und schüttelten einen Sack voll Federn über ihn aus, so daß er befiederter als der sechsflügelige Engel Milton's war. Dann führten sie ihn unter Musikbegleitung auf einem alten Karren durch die Stadt und überließen ihn zuletzt beim Liberty-Pole seinem Schicksale. Als sich die Menge verlaufen hatte, ward er dermaßen von seiner prophetischen Gabe übermannt, daß er nicht umhin konnte, seinem polizeilichen Begleiter das Schicksal Amerika's und der Tories vorzuhalten und denselben zu bitten, alle seine Verwandten und Freunde zusammenzurufen, damit er ihnen ihre Zukunft verkünde.

Diese Versammlung, welche das Thema des letzten Gesanges bildet, fand zur Nachtzeit, als sich nur Eulen, Diebe und Tories aus ihren Verstecken wagten, im Keller McFingal's statt.

McFingal beschrieb mit lebendigen Farben das Geißeln der Tories, erzählte seine Unterredung mit dem Geiste des gefangenen Malcolm und endete mit dem untröstlichen Schlusse, daß die Revolutionäre Sieger bleiben würden und Amerika reich, bevölkert und berühmt werde.

Aber der unterirdische Tumult hatte die Wachsamkeit der Whigs auf sich gezogen, und da diese meinten, nur Lug und Unehrlichkeit scheue den Tag, so klopften sie

herzhaft an die Kellerthüre und begehrten Einlaß. Schnell bliesen die Tories die Lichter aus und verkrochen sich hinter Körben und Fässern; nur McFingal entkam glücklich durch ein nur ihm bekanntes Hinterfenster. Seine Zuhörer aber wurden, nachdem die Thüre eingeschlagen worden war, sämmtlich getheert und gefedert und dann ruhig laufen gelassen.

Der letzte Gesang ist wohl der reichste an poetischen Schönheiten und legt ein entscheidendes Zeugnis von der hohen Begabung seines Verfassers ab.

Wie der Hauptzweck dieses komischen Heldengedichtes die Reinigung der politischen Ansichten und die Erweckung der Liebe zum Vaterlande war, so war der leitende Gedanke der zweiten poetischen Schöpfung Trumbulls, die obwaltenden verkehrten Ideen über Erziehung und Religion zu reformiren und die Resultate derselben an entsprechenden Beispielen zu illustriren, ohne jedoch dabei zur Burleske zu werden. „The Progress of Dulness“ wurde durch die „wissenschaftliche“ Charlatanerie der Colleges mit ihren zeremoniellen Prüfungen und durch die Vernachlässigung der wichtigeren Unterrichtszweige, wie Grammatik, Stylübungen, Redeübungen u. s. w. hervorgerufen.

Der erste Gesang heißt: „The Adventures of Tom Brainless“. Tom war der Stolz seiner Eltern und des Dorfschulmeisters; er konnte seinen Katechismus gut hersagen, fertig rechnen und schreiben und schien seinen seltenen Anlagen nach zu etwas Höherem, zum Prediger, bestimmt zu sein, was denn seinen Vater bewog, ihn vorderhand vom Viehtreiben, Schweinefüttern und dergleichen ländlichen Arbeiten und vom Frühaufstehen zu dispensiren. Tom bekam Privatunterricht vom alten Dorfgeistlichen,

der zwar sein Latein und Griechisch vergessen hatte, es jedoch noch mittelst Grammatik und Lexikon lehren konnte, so daß sich sein Schüler schon im zweiten Jahre an die Virgil'sche Aeneide getraute. Da wurde er denn als reif für das College erklärt und er verließ das elterliche Haus mit dem festen Vorsatze, sich mit Ernst der Studien zu befleißigen.

„He will outwatch the moon,
And think the planets set to soon."

Beim üblichen Examen fand man, daß er mehr wußte, als er sagen konnte, und so wurde er denn zum akademischen Leben zugelassen. Doch das ewige Lesen und Memoriren, das Beten und Hersagen drückt ihn zuletzt so nieder, daß er jede andere Plage dem Studiren vorziehen möchte; die Linien der Geometrie sind ihm zu krumm, das Griechisch verdirbt ihm die Augen, die lateinische Konjugation ist ihm zu verwickelt und er bekommt alle möglichen Krankheiten, am häufigsten Kopfweh.

„Thou blest disease,
Thou friend of idleness and ease."

So quälte er sich vier Jahre herum und erhielt dann nach glücklich bestandenem Examen seine Gelehrsamkeit in allen Fächern des menschlichen Wissens Schwarz auf Weiß bescheinigt. Damit zu Hause angekommen, gab ihm sein Vater den Rath

„to teach
A school at first and then to preach",

der ihm so probat dünkte, daß er gleich die erste beste vakante Schulstelle annahm, sich mit großer Amtswürde auf den Katheder setzte und seine Hauptthätigkeit auf fühlbare Anwendung des Stockes beschränkte.

„He taught not to read, but fear and tremble."

Nach einem Jahre nahm er zur größten Freude der Schuljugend und zum Leidwesen der Eltern seine Entlassung,

„and settles down with earnest zeal
Sermons to study and to steal.“

Er lernte den Gebrauch der biblischen Schlagwörter und war nach einem sechsmonatlichen Studium schon so weit, daß er einen viel kürzeren Weg zum Himmel als alle alten Heiligen lehren konnte. Er hatte einen großen Haufen Manuscripte um sich aufgestapelt, hatte Auszüge aus allen älteren und neueren Kirchenschriftstellern gemacht und ein Werk in der damals beliebten Dialogform über streitige religiöse Fragen geschrieben. Damit ausstaffirt wird er von einer Versammlung von Geistlichen als reif zum Prediger erklärt.

„He's orthodox and that's enough.“

Er erhielt eine Stelle und eine Farm in einer kleinen Ansiedlung, zog Sonntags seinen besten Rock an und

„Deals forth the Dulness of the day,
And while above he spends his breath,
The yawning audience nod beneath.“

Der zweite zuerst im Jahre 1773 zu New-Haven gedruckte Gesang heißt: „The Life and Character of Dick Hairbrain“.

In einem Dorfe wohnte ein Farmer, der durch allerlei Manipulationen reich geworden war, und Ansehen und Aemter mit dem dazu gehörigen Verstande erhalten hatte; derselbe hatte einen einzigen Sohn, Namens Dick (Richard), der, trotzdem er besser fluchen als irgend etwas Anderes konnte, in's College geschickt wurde, um ein ganzer Mann zu werden. Man staffirte ihn standesgemäß

aus mit feinen Handſchuhen, goldner Uhr und einem großen Kaſten voll Kleider nach der allerneueſten Mode. Auch am nöthigen Geld fehlte es nicht, um die Koſten für Friſeur, Tanzmeiſter und die Zeitungen für die elegante Welt zu beſtreiten, ſo daß er bald anfangen konnte, Vernunft und Wiſſenſchaft zu verachten, den Schulmeiſter als Pedanten anzuſehen, und ſeinen Hauptſtolz darin zu erblicken, dem ſchönen Geſchlechte franzöſiſche Artigkeiten zu ſagen und in der Konverſation für fehlende Begriffe mit Worten zu dienen. Beim Karten- und Würfelſpiel war er ein Haupthelb.

„The man that was not made to think,
Was born to game, to swear and drink.“

Nach vierjährigem Kurſus erhielt er ein günſtiges Abgangszeugniß.

Als ſein Vater geſtorben war ging Dick auf Reiſen, um neue Sitten und Tugenden zu lernen — the progress of dulness. Er ging nach England und richtete ſein Hauptaugenmerk darauf, ſich die nöthige Routine zu erfolgreichem Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte anzueignen. Er lernte elegant ſeufzen und ſich graziös zu den Füßen der Angebeteten niederlaſſen, ſo daß er bald der Löwe aller faſhionablen Salons wurde. Er war der Tonangeber in Mode, Witzen und Geberden, doch:

„The sun ne'er stays in his meridian,
The brightest stars must quickly set,
And Dick was deeply run in debt.
Not all his oaths can duns dismay
Or deadly bailiffs fright away,
Not all his compliments can bail
Or minuets dance him from the jail.

Law not the least respect can give
To the laced coat, or ruffled sleeve;
His splendid ornaments must fall
And all is lost, for these were all."

Sein Schicksal war besiegelt; er sah sich überall
„elbowed out by younger fopes"

und wie viel Zeit ihm seine zerrüttete Gesundheit no ließ, sein verfehltes Leben zu betrauern, wird nicht gesa

Der dritte Gesang führt den Titel: „The Adventur of Miss Harriet Simper", und hat die verkehrte und ve nachlässigte Erziehung des weiblichen Geschlechtes zu Thema. Er beginnt mit einer Strafpredigt gegen dc Erröthen der sechsjährigen Harriet beim Küssen ihr Tante; das Erröthen, argumentirte jener, sei zur Ze der Großmutter Mode gewesen, und seitdem habe d Welt große Fortschritte gemacht; außerdem sei es auch e Zeichen der Verstocktheit, denn Dick Hairbrain habe il gesagt und bewiesen, daß Eva vor dem Sündenfalle n erröthet sei. Was das Lesen anbelange, wurde die Klei und ihre Mutter von der auf der Höhe der Zeit stehe den Tante weiter belehrt, daß dasselbe die Augen ve derbe und den Weg zu Runzeln bahne; nur so viel s nöthig, um ein billet-doux entziffern zu können. Ur nach dieser Autorität wurde die Erziehung der Harri geleitet.

Als dieselbe ein paar Jahre älter geworden wa wurde sie in alle fashionablen Zirkel eingeführt; sie lern tanzen, die Augen liebenswürdig drehen, alle Geheimni des Schminkens und des Haarflechtens, und wußte a die Minute, wenn eine Mode anfing und die alte aufhört Ihre ganze Arbeit bestand in Sticken und Häkeln u

dem Studium der Modejournale. Ihr Vater versuchte zuweilen, seine Rechte auf sie geltend zu machen; da er aber bei der Mutter stets Widerspruch fand, so überließ er sie ganz und gar ihrem Einflusse, um nicht den Hausfrieden zu stören. Auch wurde sie eine Zeit lang in eine größere Stadt geschickt, um sich den Umgangston der guten Gesellschaft anzueignen. Beim Theeklatsch spielte sie die Hauptrolle und wußte das Kleid einer jeden Dame des letzten Balles bis in die geheimsten Details zu beschreiben.

Auch Novellen las sie und zwar die des Damenlieblings Richardson, dessen „Pamela“ sogar von der Kanzel gelobt worden war. Sie indentifizirte sich mit seinen Heldinnen und der Spiegel zeigte ihr, daß sie dazu mehr als eine andere berechtigt sei, die auch einen Sir Grandison de Lovelace erwartete.

Sie war die Königin der Bälle, und Leute wie Dick Hairbrain konnten vor Freude nicht schlafen, wenn sie die hohe Gnade genossen hatten, ihr die Hand drücken zu dürfen. Sie erhielt eine Unmasse Liebesbriefe, in denen Tod und Leben der Schreibenden in ihre Hände gelegt wurden, doch sie

„Fish'd for hearts to throw away.“

Ja, sie freute sich sogar über die Zahl ihrer Opfer, und hatte noch für jedes ein freundliches Lächeln, denn

„Friendship was the thing she meant.“

Bewundert zu werden, war ihr einziger Zweck; trotz alledem aber verlor sie dennoch ihr Herz, und zwar an den vom College zurückgekehrten Hairbrain, der aber in Liebessachen keinen Ernst kannte, und so erreichte sie ihr Schicksal,

„New beauties pushed her from the stage“

und der Spiegel hatte sogar die Frechheit, Falten in ihrem Gesichte anzudeuten. Ihre Anbeter und Verehrer vernachlässigten sie und legten sich zu den Füßen neuer Schönheiten. Tief gekränkt mied sie nun alle Gesellschaften, verachtete das Treiben der Welt und war äußerst einfach in Kleidung und Frisur. —

Tom Brainleß war im sechsten Jahre in der Umgegend Pastor, als ihm der biblische Gedanke kam, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein sei, und als er dieses einem Gemeindemitglied mittheilte, verwies dasselbe ihn an Miß Simper, die laut ihres Alters und ihrer Stimmung am besten für ihn passe. Gleich bürstete er seinen besten Rock aus, ritt zum nahewohnenden Dekan, und bat ihn um seinen Beistand in dieser wichtigen Angelegenheit. Derselbe kletterte ebenfalls auf sein Pferd und beide machten sich auf den Weg. Miß Simper war wie gewöhnlich zu Hause und für die biblische Werbung ganz Ohr. Sie ward Frau Brainleß, und die Gemeinde freute sich darüber so sehr, daß sie ihr einen extrafeinen Kirchenstuhl herrichten ließ, und ihrem Herrn Gemahl eine jährliche Zulage von fünf Pfund versprach.

Von den weiteren Gedichten Trumbull's verdienen noch Erwähnung, erstens: „The Genius of America", nach der Schlacht von Monmouth beendet; dann: „Ode to Sleep", eine allerliebste Schöpfung, und „The Prophecy of Barlaam", nebst einigen anderen Gelegenheitsgedichten vermischten Inhaltes.

Alle seine Gedichte zeichnen sich durch dieselbe offene biedere Gesinnung sowohl in sozialer wie in politischer Beziehung aus. Trumbull war ein echter Amerikaner, ein ehrlicher, treuer Charakter und ein gemüthreicher Dichter

des Volkes; eine jede Zeile, die er schrieb, war im Interesse seiner Nation dem gemäßigten, humanen Fortschritte gewidmet. —

Man hat von allen Seiten Thomas Paine's Verdienste um die Freiheit und Unabhängigkeit Amerikas bereitwillig und dankbar anerkannt; als er sich aber erkühnte, die engherzigen Yankees ihrer religiösen Vorurtheile zu benehmen und die angestaunte christliche Dogmatik zu bekämpfen, da beschwor er ein Heer von Feinden gegen sich herauf, denen im Namen der gefährdeten Religion kein Mittel zu niederträchtig war, um es nicht gegen ihn anzuwenden.

Von seinen zahlreichen Biographen, wie z. B. Cheetham, Francis Oldys (George Chalmers), W. T. Sherwin, T. C. Rickman und G. Vale hat sich nur der letztere die Mühe genommen, den vielen gegen Paine zirkulirenden Verläumdungen männlich entgegen zu treten. Paine war sicherlich kein Heiliger, eine Uebertreibung und absichtliche Hervorhebung seiner Schwachheiten, wie es z. B. von dem wankelmüthigen Cheetham ausging und späterhin von allen politischen und religiösen Dunkelmännern wiederholt wurde, zeigt, daß die Verehrer des Christenthums noch immer nicht wissen, daß die Liebe der Sünden Menge deckt.

Thomas Paine ist am 29. Januar 1736 zu Thatford in Norfolk, England, geboren. Sein Vater war ein Schnürbrustmacher und der Sohn, der nur einen nothdürftigen Schulunterricht genossen hatte, widmete sich ebenfalls dem Handwerke seines Vaters. In seinem zwanzigsten Jahre ging er nach London und von dort nach Sandwich, woselbst er sich mit der Tochter eines Steuereinnehmers

verheiratete und ſelber Zöllner wurde. Da ſeine Fr
ein Jahr nach der Hochzeit ſtarb, ſo legte er ſein Aem
chen nieder und zog nach Lewis in Suſſex, woſelbſt
ſich mit einer Tabackhändlerstochter verheiratete und d
Geſchäft ſeines verſtorbenen Schwiegervaters übernah
Doch ſchon 1774 trennte er ſich von ſeiner Frau unt
gegenſeitiger Einwilligung und ging nach London, woſel
er mit Benjamin Franklin bekannt wurde; derſelbe g
ihm ein Empfehlungsſchreiben an einen Freund in Phil
delphia und mit demſelben, ſeiner einzigen Habe, kam
dann 1775 in Amerika an und übernahm die Redakti
des „Pennsylvania Magazine“. Auf Anrathen des e
flußreichen Dr. Ruſh ſchrieb er nun ſein Werk „Comm
Sense“, in dem er die Gründe gegen die Lostrennu
Amerika's von England mit gewandter Feder entkräftig
Jene Schrift erſchien anonym, ſie wurde gleich von all
amerikaniſchen Verlegern nachgedruckt und in unzähli
Exemplaren verbreitet. An den Schaufenſtern aller Bu
händler prangte der Reim:

„Common Sense
For eighteen Pence.“

Aber durch dieſe billigen Nachdrucke wurde die O
ginalausgabe vergeſſen und Paine machte die unangeneh
Erfahrung, bei ſeinem Drucker in Schulden zu gerat
Das Aufſehen, das „Common Sense“ machte, iſt ungef
mit dem zu vergleichen, das Johannes Ronge durch ſei
Brief an Biſchof Arnoldi hervorrief. Amerika war
für Unabhängigkeit und derjenige, der ihm ſeine Bere
tigung dazu in klaren, energiſchen und zu Herzen ſprech
den Worten vordemonſtrirte, war ſein gefeierter H
Die Univerſität von Pennſylvanien ernannte Paine z

„Master of Arts“ und die Legislatur des genannten Staates machte ihm das annehmbare Geschenk von 500 Pfund Sterling.

1776 trat Paine in Washington's Armee als Freiwilliger ein, arbeitete aber als solcher mehr mit der Feder als mit dem Bajonette. Seine von 1776—1783 unter dem Titel „The Crisis“ veröffentlichten Flugblätter feuerten in schwungvoller Sprache die Amerikaner zum hartnäckigen Widerstande gegen die Engländer an und flößten der Armee Muth und Vertrauen zu ihrem umsichtigen Führer ein.

1781 ging Paine mit Oberst Laurens nach Paris, um eine Anleihe für Amerika abzuschließen, was beiden auch gelang. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges schenkte ihm der Staat New-York ein Landgut zu New Rochelle, das aus 300 Ackern bestand und früher einem Royalisten gehört hatte. 1787 ging er wieder nach Europa zurück und beschäftigte sich mit der Abfassung seines Werkes „Rights of Man“, dessen erster Theil 1791 erschien. Es war dies eine geharnischte Antwort auf Burke's „Reflections on the French Revolution“ und zu gleicher Zeit auch ein kühner Angriff auf die englische Konstitution und das Königthum. 1792, also im Jahre, in welchem er dieses Werk durch den zweiten Theil zum Abschluß brachte, wurde er durch eine französische Deputation aufgefordert, das Departement von Calais in der Nationalversammlung zu vertreten; er folgte dieser ehrenvollen Einladung und schloß sich den Girondisten an. Als er es jedoch wagte, Louis Capet durch eine Rede das Leben zu retten, ließ ihn Robespierre einstecken und nur durch ein Versehen entging er der Guillotine. Elf Monate

ſchmachtete er dafür, daß er das Königthum bekämpfte, den König aber verſchont und nach Amerika verbannt wiſſen wollte, im Gefängnis, ohne daß ſich Jemand in ſeinem Adoptivvaterlande um ihn bekümmerte, was wohl hauptſächlich dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß er in dem inzwiſchen gedruckten erſten Theile ſeines Werkes „The Age of Reason“ (der zweite Theil erſchien 1797) ſich auf einmal die Gunſt aller Buchſtabenchriſten verſcherzt hatte. Auch ſeine gegen den von der öffentlichen Meinung heilig geſprochenen George Waſhington gerichtete Anklage, daß derſelbe auch gar nichts zur Befreiung eines im franzöſiſchen Gefängniſſe ſchmachtenden Bürgers Amerikas gethan habe, vermehrte außerdem noch die Zahl ſeiner Feinde; wer dem geſunden Menſchenverſtande zu ſeinem Rechte verhelfen wollte, konnte wenigſtens kein Chriſt und wer den Karakter Waſhingtons antaſtete, mußte mindeſtens ein Vaterlandsverräther ſein; keineswegs aber durfte er auf den Titel eines amerikaniſchen Patrioten Anſpruch erheben.

Als Paine 1802 in Begleitung ſeiner Freundin, der Madame Bonneville, nach Amerika kam, erkannte er, daß ſein Nimbus erloſchen war und man für ihn nur noch Spott und Hohn hatte. Es wurde ihm öffentlich nachgeſagt, er ſei ein Ehebrecher und Trunkenbold und man machte Spottgedichte auf ſeine geröthete Naſe.

„Tom Paine is come from far, from far,
His nose is like a blazing star,“

hörte und las man damals überall, und ein Epigramatiker verfertigte für Paine's zukünftige Leichenfeier die Inſchrift:

„Here lies Tom Paine, who wrote in liberty's defence,
But in his ‚Age of Reason' lost his ‚Common Sense'."

Am 8. Juni 1809 ſtarb er und wurde in einer Ecke auf ſeiner Farm zu New Rochelle beerdigt. Zehn Jahre ruhten dort ſeine Gebeine ungeſtört, als es dem engliſchen Sonderling, William Cobbett, der Paine früher ein hypokritiſches Monſtrum genannt hatte, einfiel, den Leichnam auszugraben, ihn in eine Kiſte zu packen und nach England zu transportiren, damit man dort dem Meiſter in den politiſchen Wiſſenſchaften und des Tyrannenhaſſes ein Grabmal errichte, das allen Freiheitsverehrern als geweihter Wallfahrtsort dienen ſollte.*) Der ehrliche, aber ſchrullenreiche Cobbett hatte alſo ſeine Anſichten betreffs Paine's gründlich geändert und er glaubte, es würde ihm nun leicht werden, auch die Landsleute Paine's zu einem günſtigen Urtheile zu bewegen; doch da irrte er ſich erſtens gewaltig und zweitens machte er ſich auch noch lächerlich dazu. Paine war in dem orthodoxen England vorzugsweiſe als verabſcheuungswürdiger Bekämpfer der Bibel und des chriſtlichen Glaubens bekannt, und da außerdem auch noch eine Zeitung die Behauptung aufſtellte und fleißig kolportiren ließ, die von Cobbett mitgebrachten Knochen ſeien von einem alten, neben Paine zur Ruhe beſtatteten Neger, ſo ſah ſich dann Cobbett um die Ausführung ſeines Lieblings-Projektes ſchmählich betrogen. Cobbett beſaß eine Farm in der Nähe des Paine'ſchen Landgutes zu New Rochelle; als

*) Siehe darüber das betreffende Kapitel in dem Werke: „How to get on in the World, as demonstrated by the Life and Language of William Cobbett. By Robert Waters. New-York, 1833."

nun letzteres 1819 verkauft wurde und der neue Eigenthümer aus irgend welchem Grunde Paine's Gebeine ausgraben und zur Beerdigung nach New York bringen lassen wollte, wurde ihm der Bescheid, daß dieselben blos auf dem abgelegenen Kirchhofplatze, auf dem man Soldaten, Fremde und freundlose Arme begrabe, verscharrt werden könnten. Dieser Umstand bewog nun Cobbett, die Ueberreste nach England zu transportiren, trotzdem Paine dort in effigie verbrannt worden war. Cobbett verehrte Paine nur seiner politischen Ideen wegen, um Paine's theologische Ansichten bekümmerte er sich nicht, hatte er doch nach eigenem Geständnisse dessen Angriffe auf Kirche und Christenthum nie gelesen und hatte er überhaupt kein Interesse an derartigen Kontroversen.

Franklin pflegte zu sagen, wo die Freiheit ist, da ist mein Vaterland; Paine hingegen erklärte, daß sein Vaterland, d. h. das Feld für seine Wirksamkeit da sei, wo die Freiheit fehle. Seine Verdienste um die amerikanische Unabhängigkeit haben alle Historiker, besonders aber Bancroft, dankend anerkannt; seine Bemühungen aber, die Amerikaner auch von dem Drucke und der Engherzigkeit christlicher Dogmen zu erlösen, haben erst in der Neuzeit die gebührende Anerkennung durch Robert G. Ingersoll (siehe dessen „The Gods and other Lectures". Peoria, Ill. 1874), Chadwick, Vale und den Deutsch-Amerikaner Karl Heinzen erlangt.

Paine war ein gewandter Stilist, dem auch ein schlagfertiger Witz zu Gebote stand. Als einst der Prediger einer neuen Sekte zu ihm kam und ihm erklärte, daß der Schlüssel zur heiligen Schrift, der seit 4000 Jahren verloren gewesen, nun endlich gefunden worden sei, meinte

Paine, da müsse der besagte Schlüssel aber sehr rostig sein. Franklin hatte ihn in seiner hausbackenen Frömmigkeit vor der Publikation des „Age of Reason" wohlwollend gewarnt; die Kanzeln, die früher seinen „gesunden Menschenverstand" bis in alle Himmel erhoben und jedem Patrioten auf das wärmste empfohlen hatten, wünschten natürlich das „Zeitalter der Vernunft" in den Abgrund der Hölle und trugen dadurch nicht wenig zur Verbreitung dieses Buches bei. Karl Heinzen, der Vater des deutschen Radikalismus in Amerika, tadelte Paine, weil er einst das Leben eines französischen Despoten zu retten gesucht habe und weil er trotz aller Bibelbekämpfung doch ein Deist geblieben sei.

Immerhin aber war Paine radikal genug für seine Zeit; immerhin war er noch der radikalste aller Amerikaner. Paine war ein Mann aus eigener Kraft; er kannte keine egoistischen Ziele und jede Popularitätshascherei war ihm fremd. Er bekämpfte die Heuchelei der Altäre und die Tyrannei der Fürstenthrone mit gleicher Rücksichtslosigkeit. Als der Unabhängigkeitskrieg vorüber war, hätte Paine, umgeben von Staatsmännern, Kriegern und Geistlichen, als „respektabler" Gentleman leben können und wäre dereinst mit allem erdenklichen Prunke beerdigt und von der ganzen Nation aufrichtig betrauert worden; aber er wählte sich ein anderes Loos. Als er in Frankreich gegen den Tod des Königs stimmte, sprach er sich sein eigenes Todesurtheil, dessen Ausführung er, wie schon erwähnt, nur durch einen Zufall entging. Wäre dies einem frommen Geistlichen passirt, so hätte es sicherlich die ganze Christenheit als ein Wunder Gottes hingestellt; so aber hielt man Jeden, der Paine seiner Freigeisterei

wegen verleumdete und verfolgte, für einen ächten Diener der Kirche. Von seinen letzten Augenblicken hat man im Interesse der Kirche Schreckensbilder entworfen und die damals ausgestreute Lüge, als habe er zur Rettung seiner Seele nach einem katholischen Geistlichen verlangt, findet noch heute ihre Verbreiter und Verehrer, so daß gegen dieselbe noch kürzlich ein geharnischtes, aber auf zuverlässigen Aussagen beruhendes Pamphlet veröffentlicht werden mußte. *)

Heute nun ist doch die amerikanische Geistlichkeit, besonders aber die unitarische Fraktion derselben, etwas liberaler und damit Paine gerechter geworden. Die Welt scheint sich doch noch zu bewegen. Noch sind es keine hundert und fünfzig Jahre her, da existirte in Maryland ein Gesetz, nach welchem jedem Gotteslästerer, jedem Leugner der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi die Zunge durchbohrt werden sollte, und der Deliquent 30 Pfund Sterling Strafe zahlen mußte; nach einem dritten Vergehen dieser Art sollte er ohne geistlichen Beistand hingerichtet werden. Das ist doch heute anders geworden. Wenn ein Kirchenmitglied jetzt bezweifelt, daß Bileams Esel gesprochen, der Wallfisch Jonas verschlungen habe und Simsons Stärke in seinem Haare verborgen gewesen sei, im Uebrigen aber die Miethe für seinen Kirchensitz pünktlich bezahlt, so läßt man ihn wenigstens von protestantischer Seite völlig ungeschoren. John W. Chadwick, der auch als Dichter nicht unvortheilhaft bekannte Prediger der zweiten Unitariergemeinde in Brooklyn, hat

*) „A Roman Catholic Canard". New-York 1883, Truth Seeker Publishing House.

Paine eine auch als Broschüre gedruckte Lobrede (New York 1877) gehalten, in welcher er frei und offen sagt, daß, wenn Paine ein Ungläubiger gewesen sei, er es auch sei; seinen Verdiensten um Aufklärung läßt er darin die höchste Gerechtigkeit widerfahren. Chadwick freut sich aufrichtig, daß Paine's „Zeitalter der Vernunft" noch immer fleißig gelesen werde und daß noch immer einige Pfaffen durch Verdammung dieses Werkes zur Verbreitung desselben fleißig beitragen.

Doch noch eins. Vor uns liegt ein Buch, betitelt „Junius Unmasked: or Thomas Paine the Author of ‚The Letters of Junius' and of the ‚Declaration of Independence'" (Washington 1872); der Verfasser desselben ist nicht genannt, auf zuverlässige Nachricht hin können wir jedoch mittheilen, daß es ein zu Mount City in Nebraska lebender Herr Joel Moody ist. Bisher hatten alle Amerikaner Jefferson für den Verfasser der Unabhängigkeitserklärung angesehen; nun aber wird uns „bewiesen", daß es Thomas Paine war und daß derselbe auch die berühmten Juniusbriefe geschrieben hat. Wir wollen dem guten Moody sein Vergnügen nicht rauben und es Anderen überlassen, die mehr Gefallen an müßigen Untersuchungen haben, seine „Beweise", wenn sie es überhaupt der Mühe werth halten, zu entkräften.

Die Literatur von 1800 bis 1830.

Die Periode der amerikaniſchen Literatur von 1800 bis 1830 iſt im Allgemeinen eine unproduktive zu nennen, denn die leitenden Geiſter waren damals durch den inneren Ausbau der Union zu ſehr in Anſpruch genommen und dann war das Volk ſo eifrig mit der Schaffung und Vermehrung ſeines materiellen Wohlſtandes beſchäftigt, daß jede ſchönwiſſenſchaftliche Thätigkeit auf keine lohnende Theilnahme rechnen konnte. Die Fortſchritte und Errungenſchaften auf praktiſchem Gebiete überflügelten alſo die Leiſtungen auf dem Gebiete der ſchönen, aber unprofitablen Kunſt; trotz der Ungunſt der Verhältniſſe aber ſetzten doch einige Dichter, Novelliſten und Gelehrte ihre Feder in Bewegung und denſelben wollen wir nun einige Worte der Anerkennung widmen.

Robert Treat Paine jr. (1773—1811), der Sohn eines Unterzeichners der Unabhängigkeitserklärung, iſt der Verfaſſer mehrerer Gedichte von vorübergehender Bedeutung; eines jedoch, nämlich „Adams and Liberty“ erlangte eine außerordentliche Popularität und hat ſich bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Schulbüchern erhalten. Paine, der aus Taunton in Maſſachuſetts ſtammte und

ein Graduirter von Harvard College war, ernährte sich kümmerlich als Journalist und Verfasser von Theaterprologen und schrieb sein erwähntes Gedicht zu einem Jahresfeste der „Massachusetts Charitable Fire Society". Die Amerikaner befanden sich damals infolge des arroganten Auftretens der Franzosen gegen die Vereinigten Staaten in großer Aufregung und man befürchtete sogar den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Ländern, der jedoch durch das umsichtige und taktvolle Auftreten des Präsidenten Adams verhindert wurde. Paine's Gedicht war gegen Frankreich gerichtet und forderte die Amerikaner energisch zur Thätigkeit auf; es entsprach also der damaligen Ansicht der großen Majorität und war daher bald im Munde Aller.

Paine praktizirte auch eine Zeitlang als Jurist, doch war er bereits an ein zügelloses Leben so sehr gewöhnt, daß ihm eine regelmäßige Thätigkeit nicht mehr behagte und er zu seinem früheren literarischen Vagabundenleben wieder zurückkehrte. Als er starb, ließ er seine Frau, eine ehemalige Schauspielerin, und seine beiden Kinder in der größten Armuth zurück. Zwei Jahre nach seinem Tode wurde eine Auswahl seiner poetischen und prosaischen Schriften in einem Bande herausgegeben.

Thomas Greene Fessenden (1771—1837), der unter dem Pseudonym „Cristopher Caustic" humoristische und satyrische Gedichte schrieb und dessen Ruf hauptsächlich auf den Werken „Terrible Tractoration" und „The Country Lovers" beruht, stammte aus New Hampshire und war ein Graduirter des Darthmouth College. 1801 ging er nach England, um daselbst eine von ihm gemachte Erfindung zu verwerthen. Da sich jedoch dieselbe als gänzlich

nun letzteres 1819 verkauft wurde und der neue Eigenthümer aus irgend welchem Grunde Paine's Gebeine ausgraben und zur Beerdigung nach New York bringen lassen wollte, wurde ihm der Bescheid, daß dieselben blos auf dem abgelegenen Kirchhofplatze, auf dem man Soldaten, Fremde und freundlose Arme begrabe, verscharrt werden könnten. Dieser Umstand bewog nun Cobbett, die Ueberreste nach England zu transportiren, trotzdem Paine dort in effigie verbrannt worden war. Cobbett verehrte Paine nur seiner politischen Ideen wegen, um Paine's theologische Ansichten bekümmerte er sich nicht, hatte er doch nach eigenem Geständnisse dessen Angriffe auf Kirche und Christenthum nie gelesen und hatte er überhaupt kein Interesse an derartigen Kontroversen.

Franklin pflegte zu sagen, wo die Freiheit ist, da ist mein Vaterland; Paine hingegen erklärte, daß sein Vaterland, d. h. das Feld für seine Wirksamkeit da sei, wo die Freiheit fehle. Seine Verdienste um die amerikanische Unabhängigkeit haben alle Historiker, besonders aber Bancroft, dankend anerkannt; seine Bemühungen aber, die Amerikaner auch von dem Drucke und der Engherzigkeit christlicher Dogmen zu erlösen, haben erst in der Neuzeit die gebührende Anerkennung durch Robert G. Ingersoll (siehe dessen „The Gods and other Lectures". Peoria, Ill. 1874), Chadwick, Vale und den Deutsch-Amerikaner Karl Heinzen erlangt.

Paine war ein gewandter Stilist, dem auch ein schlagfertiger Witz zu Gebote stand. Als einst der Prediger einer neuen Sekte zu ihm kam und ihm erklärte, daß der Schlüssel zur heiligen Schrift, der seit 4000 Jahren verloren gewesen, nun endlich gefunden worden sei, meinte

Paine, da müſſe der beſagte Schlüſſel aber ſehr roſtig ſein. Franklin hatte ihn in ſeiner hausbackenen Frömmigkeit vor der Publikation des „Age of Reason“ wohlwollend gewarnt; die Kanzeln, die früher ſeinen „geſunden Menſchenverſtand“ bis in alle Himmel erhoben und jedem Patrioten auf das wärmſte empfohlen hatten, wünſchten natürlich das „Zeitalter der Vernunft“ in den Abgrund der Hölle und trugen dadurch nicht wenig zur Verbreitung dieſes Buches bei. Karl Heinzen, der Vater des deutſchen Radikalismus in Amerika, tadelte Paine, weil er einſt das Leben eines franzöſiſchen Despoten zu retten geſucht habe und weil er trotz aller Bibelbekämpfung doch ein Deiſt geblieben ſei.

Immerhin aber war Paine radikal genug für ſeine Zeit; immerhin war er noch der radikalſte aller Amerikaner. Paine war ein Mann aus eigener Kraft; er kannte keine egoiſtiſchen Ziele und jede Popularitätshaſcherei war ihm fremd. Er bekämpfte die Heuchelei der Altäre und die Tyrannei der Fürſtenthrone mit gleicher Rückſichtsloſigkeit. Als der Unabhängigkeitskrieg vorüber war, hätte Paine, umgeben von Staatsmännern, Kriegern und Geiſtlichen, als „reſpektabler“ Gentleman leben können und wäre dereinſt mit allem erdenklichen Prunke beerdigt und von der ganzen Nation aufrichtig betrauert worden; aber er wählte ſich ein anderes Loos. Als er in Frankreich gegen den Tod des Königs ſtimmte, ſprach er ſich ſein eigenes Todesurtheil, deſſen Ausführung er, wie ſchon erwähnt, nur durch einen Zufall entging. Wäre dies einem frommen Geiſtlichen paſſirt, ſo hätte es ſicherlich die ganze Chriſtenheit als ein Wunder Gottes hingeſtellt; ſo aber hielt man Jeden, der Paine ſeiner Freigeiſterei

In einem dieſer Briefe erſchien auch Drake's patriotiſches und viel verbreitetes Lied „The American Flag“.

Aus einem Geſpräche, das im Sommer 1819 Drake, De Kay, Cooper und Halleck über die Flüſſe Schottlands führten und in dem Cooper und Drake die Behauptung aufſtellten, daß auch die amerikaniſchen Flüſſe Stoff zur poetiſchen Bearbeitung lieferten, ging dann „The Culprit Fay“ hervor. Dieſes Gedicht ſpielt in den Gebirgsgegenden des Hudſon; es beginnt mit einer Verſammlung der Luft- und Erdgeiſter, in welcher das Verbrechen, daß einer der ihrigen ſich in ein ſterbliches Mädchen verliebt habe, bekannt gemacht und dem Frevler zur Sühnung eine ſchwere Aufgabe übertragen wird. Derſelbe entledigt ſich jedoch ſeines Auftrages auf die befriedigendſte Weiſe, und wird als Sieger feierlich empfangen; dann wird der erſte Hahnenſchrei vernehmbar und die Geiſter verſchwinden plötzlich nach allen Richtungen. Dieſes Werk, das eine Art Sommernachtstraum iſt, iſt reich an herrlichen Beſchreibungen und Schilderungen; es iſt aus einem Guſſe und ſoll in einem Zeitraum von drei Tagen abgefaßt worden ſein.

Auch der vielverſprechende Robert C. Sands (1799 bis 1832), ein Mitglied der literariſchen Coterie, die Anfangs dieſes Jahrhunderts in New York eine einflußreiche Rolle ſpielte und der Bryant, Paulding, Verplanck, Irving, Halleck, Eaſtburn und andere angehörten, ſtarb für die amerikaniſche Literatur viel zu früh. Das mit dem Letztgenannten verfaßte Gedicht „Yamoyden“ berechtigte zu großen Hoffnungen.*)

*) Im 21. und 22. Bande des „Knickerbocker-Magazine“ befindet ſich eine Reihe von Skizzen über Sands.

John A. Stone (1801—1834) ſchrieb einige Dramen, on denen ſich beſonders das im Auftrage des Schauielers Forreſt verfaßte „Metamora“ lange Zeit auf der Bühne erhalten hat.

Frau Maria Brooks (1795—1845), die von Southey „Maria del Occidente“ getaufte Verfaſſerin des Epos „Zophiel“*), ſtammte aus Maſſachuſetts und war eine geborene Gowen. Nachdem ihr Vater als Kaufmann Bankerott gemacht hatte und dann geſtorben war, ließ ſie ein reicher Boſtoner, Namens Brooks, erziehen und heirathete ſie ſpäterhin. Als derſelbe ebenfalls verarmt und geſtorben war, zog ſie auf die Inſel Cuba zu einem wohlhabenden Onkel, der ſie zu ſeiner Univerſalerbin einſetzte, wodurch ſie dann ſpäterhin ſorgenfrei leben konnte. Sie machte nun ausgedehnte Reiſen durch Amerika und Europa; in England war ſie Gaſt Southey's, der auch eine engliſche Ausgabe ihres Epos beſorgte und überhaupt ſo ſehr von ihr eingenommen war, daß er ſie die größte amerikaniſche Dichterin nannte. Auch Charles Lamb ſchwärmte für dieſes Gedicht, das ſich jedoch nun längſt überlebt hat. Von ihren übrigen Schriften verdient „Idomen, or the Vale of Yumuri“ hauptſächlich deshalb Erwähnung, weil dieſes Werk eine Autobiographie der Dichterin iſt.

Das orientaliſche Epos „Zophiel“ beruht auf der altteſtamentariſchen Erzählung von Tobias. Sara, die Heldin, verheirathete ſich nach einander mit ſieben Männern, die aber alle vor dem Betreten des Brautzimmers durch

*) Eine neue mit biographiſcher Einleitung verſehene Ausgabe ließ die Dichterin Zadel Barnes Guſtafſon 1879 in Boſton erſcheinen.

Asmodeus umgebracht werden. Raphael gibt nun dem jungen Tobias einen probaten Rath, wie er jenen böſen Geiſt beſiegen könne; er folgte demſelben und vermählte ſich ſchließlich mit der vielumworbenen Sara.

Als Wunderkinder gelten die Geſchwiſter Lucretia (1808—1825) und Margaret (1823—1838) Davidſon. Sie ſtammten aus Plattsburg am Lake Champlain im Staate New York und riefen durch ihre frühzeitige Geiſtesentwickelung allgemeine Bewunderung hervor. Lucretia, die beiläufig geſagt, mit dem deutſch-ruſſiſchen Wundermädchen Eliſabeth Kulmann das Geburts- und Sterbejahr gemein hat, ſchrieb ſogar ſchon in ihrem ſechſten Jahre Gedichte. Als ſie zwölf Jahre alt war, hatte ſie bereits die meiſten Werke Shakeſpeare's, Goldſmith's und anderer engliſchen Schriftſteller geleſen und da ihre poetiſchen Leiſtungen zu den größten Hoffnungen berechtigten, ihre Familie aber arm war, ſo nahm ſich ihrer ein wohlhabender Mann an und ſchickte ſie zur Ausbildung in ein Privatinſtitut zu Troy. Leider ſtarb ſie ſchon ein Jahr darnach. Sie hinterließ 278 Gedichte, darunter einige Epen und auch ein Trauerſpiel; 1829 erſchien eine Auswahl dieſer Gedichte unter dem Titel „Amir Khan, and other Poems", welchen Southey in dem „London Quarterly" eine liebevolle Beſprechung widmete. Auch ihre Schweſter, die ebenfalls das Dichten ſchon in ihrem ſechſten Jahre begann, hinterließ eine reichhaltige Gedichtſammlung.

Von den Proſaikern dieſer Periode gebührt unſtreitig dem Noveliſten Charles Brockden Brown (1771—1810) der erſte Rang. Er war der erſte profeſſionelle Belletriſt in Amerika und ſeine Romane „Arthur Mervyn" und „Edgar Huntley" ſind ſogar in Bentley's „Library of

ndard Romance“ aufgenommen worden. Brown's ärke liegt nicht in der Charakterſchilderung, doch beſaß eine lebhafte Phantaſie, eine reiche Erfindungsgabe d verſtand ſich hauptſächlich auf das peinlich genaue ısmalen haarſträubender Schreckensſcenen. Da er Augenuge der Verheerungen des gelben Fiebers zu Philalphia (1793) und in New York (1798) geweſen war, lieferte er in „Arthur Mervyn“ Schilderungen dieſer chreckensſcenen, die mit De Foe's berühmter Beſchreiıng der Londoner Peſt einen vortheilhaften Vergleich ıshalten. Brown ſtammte aus Philadelphia; er verchte es mehrmals, eine den ſchönen Wiſſenſchaften widmete Zeitſchrift zu gründen; da er jedoch damit inem beſtehenden Bedürfniſſe abhalf, ſo hatten alle ine journaliſtiſchen Unternehmungen nur ein kurzes eben.

Joſeph Dennie (1768—1812) ſtammte aus Boſton, ubirte Jurisprudenz und widmete ſich ſpäterhin der ournaliſtik. Da es ihm nicht gelang, in ſeiner Vaterabt eine Zeitung zu gründen, ſo ſiedelte er nach Philalphia über und gab daſelbſt „The Portfolio“ heraus, n Journal, in dem zahlreiche jüngere Kräfte ihre erſten rodukte veröffentlichten und das nicht wenig zur Läuteıng des Geſchmacks in literariſcher Hinſicht beitrug. Dennie lber ſchrieb wenig; was er aber ſchrieb, war auszeichnet.

Robert Walſh (1784—1859), ein Mitarbeiter am ennie'ſchen „Portfolio“, und Verfaſſer einer Biographie enjamin Franklin's, befaßte ſich unter Anderem einhend mit dem Studium der Politik Frankreich's und

war seinem Vaterlande dadurch von großem Nutzen, daß er die besonders von einigen Vierteljahrsschriften England's beharrlich gegen die Vereinigten Staaten ausgestreuten malitiösen Verleumdungen durch sein 512 enggedruckte Seiten starkes Werk „An Appeal from the Judgments of Great Britain respecting the United States" gründlich entkräftete.

William Wirt (1772—1834), der Verfasser von „British Spy" und einer Lebensgeschichte von Patrick Henry, stammte von deutschen in Maryland wohnenden Eltern ab. Er war ein tüchtiger Jurist und besaß eine außerordentliche Rednergabe; seine im Aaron Burr'schen Hochverrathsprozeß gehaltene Rede forderte die Bewunderung aller Rechtsgelehrten heraus. Seine „Letters of the British Spy" (neue Ausgabe mit biographischer Einleitung, New York, 1832) erschienen ursprünglich in einer Zeitung zu Richmond und enthielten die Beobachtungen, die angeblich ein Engländer in Virginien gesammelt hatte. Die darin enthaltene Skizze, „Der blinde Prediger", wurde in das Deutsche und Französische übersetzt. Seine unter dem Titel „The Old Bachelor" im „Richmond Enquirer" veröffentlichten Briefe, die späterhin in Buchform erschienen und mehrere Auflagen erlebten, sind das Ergebnis ruhigen Nachdenkens. Sie behandeln allerlei Fragen der Ethik, Politik, Rechtswissenschaft u. s. w. und können unstreitig als das gereifteste Werk des Verfassers gelten. John P. Kennedy gab Wirt's Lebenserinnerungen in zwei Bänden heraus.

William Dunlap (1766—1839) entfaltete besonders als Theaterdirektor eine ausgedehnte und verdienstvolle Thätigkeit; er schrieb eine Geschichte des amerikanischen

Theaters, mehrere Novellen und auch eine Lebensgeschichte des Schriftstellers Charles Brockden Brown.

Timothy Flint (1780—1840) stammte aus Massachusetts, hielt sich jedoch hauptsächlich in dem damals noch spärlich besiedelten Westen auf. In Cincinnati gab er drei Jahre lang den „Western Monthly Messenger" heraus. Späterhin kehrte er wieder nach dem Osten zurück und veröffentlichte die Werke „Recollections of ten Years in the Valley of the Mississippi", „Francis, or the Mexican Patriot", „Indian War in the West", „Memoirs of Daniel Boone" u. s. w., welche herrliche Landschaftsbilder enthalten und das Leben der Indianer und Pioniere von der interessantesten Seite schildern.

Auf dem Gebiete der Ornithologie machten sich in der hier besprochenen Periode hauptsächlich zwei Amerikaner, nämlich Wilson und Audubon, bemerklich und erfreuten sich sogar eines Weltruhmes. Alexander Wilson (1766—1813) ist gewissermaßen als der Vater der amerikanischen Ornithologie anzusehen. Er stammte aus Schottland und war seines Zeichens ein Weber, der mit den Erzeugnissen seines Webstuhles hausiren ging, da er der beständigen Zimmerhockerei keinen Geschmack abgewinnen konnte. 1794 kam er nach Amerika, nachdem er vorher in seinem alten Vaterlande ein nun längst vergessenes und vergriffenes Bändchen humoristischer, satyrischer und ernster Gedichte herausgegeben hatte. Er ließ sich in Philadelphia nieder und ernährte sich schlecht und recht mit Malerei, Schulmeisterei und Kupferstecherei. Zufällig machte er die Bekanntschaft des Naturforschers William Bartram und wurde dadurch seinem eigentlichen Berufe zugeführt. Nun nahm er systematischen Unterricht im

Zeichnen und Graviren, so daß er späterhin den größte
Theil der Platten in seinem Werke über die Vögel Am
rika's selber herzustellen vermochte. William Bradfor
der Herausgeber von Rees' „Cyclopaedia", gab ih
lohnende literarische Beschäftigung und so konnte er dan
seine Mußestunden ungestört der Ausarbeitung seine
Buches widmen. Den ersten Band hatte er 1808 fertig
das ganze Werk sollte aus neun Bänden bestehen un
zu dem Subskriptionspreise von 120 Dollars verkauf
werden.

Nun begab er sich auf die Suche nach Abonnenten;
er durchstreifte die Vereinigten Staaten nach allen Rich-
tungen der Windrose und ließ sich selbst durch die bitterste
Enttäuschungen nicht abschrecken, neue Vögel und Sub-
skribenten zu sammeln. Wilson hatte mit den unsäglichste
Schwierigkeiten zu kämpfen, doch besaß er die den Autodi-
dakten eigene Ausdauer und Energie in solchem Maße
daß ihn nichts bewegen konnte, sein schwieriges Unter-
nehmen aufzugeben. Als er starb, waren sieben Bänd
in den Händen seiner Subskribenten und der achte la
druckfertig vor; der neunte Band wurde von Wilson'
Freund und Biographen George Ord herausgegeben. Wilso
war zugleich ein sprachgewandter Poet, der seine gefiederte
Lieblinge nicht allein mit dem Auge des Naturforscher
sondern auch mit dem des Dichters betrachtete. Sein
Ornithologie hat daher einen hohen literarischen Wert
Beschreibungen, wie Wilson z. B. vom Spottvogel und vo
amerikanischen Adler geliefert hat, sind wahre Kabinet
stücke ihrer Gattung.

John James Audubon's (1780—1851) gro
artiges Prachtwerk „The Birds of America" übertraf d

Wilson'sche Werk in der künstlerischen Ausstattung ganz bedeutend. Audubon entstammte einer französischen Familie in Louisiana; er widmete sich ursprünglich der Kaufmannschaft, doch sagte ihm dieselbe auf die Dauer nicht zu und so beschloß er dann, sich ganz und gar auf die Naturwissenschaft, für die er eine angeborene Vorliebe besaß, zu verlegen. Er bereiste nun die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen und stellte oft unter Gefahren aller Art ausgedehnte Beobachtungen über das Leben, die Gewohnheiten und Eigenheiten der verschiedenen Vögel an. Nachdem er auf diese Weise die Hälfte seines Lebens verbracht hatte, ging er nach Europa, um Abnehmer für sein großes und kostspieliges Werk zu gewinnen. Cuvier, Humboldt und Herrschel nahmen sich seiner liebevoll an und sorgten dafür, daß die Publikation des Werkes gleich begonnen werden konnte. Dasselbe besteht aus zehn Bänden; davon füllen die Beschreibungen fünf und die übrigen bestehen aus 448 kolorirten Abbildungen in Lebensgröße. Der Preis eines solchen Werkes belief sich auf tausend Dollars. Audubon, der ein gewaltiger Künstler in Wort und Bild war, veröffentlichte späterhin mit seinen Söhnen auch ein Werk über die Vierfüßler Amerika's.

Auch einige Philologen dieser Periode verdienen lobenswerthe Erwähnung. So ist Noah Webster (1758 bis 1843) in der ganzen civilisirten Welt als Verfasser einer Lesefibel (Spelling-Book), von der über 50 Millionen Exemplare verkauft wurden, sowie als der Kompilator eines großen Wörterbuches der englischen Sprache bekannt geworden. Webster war ein Graduirter vom Yale College und widmete sich mit abwechselndem Erfolg und Miß-

In einem dieſer Briefe erſchien auch Drake's patriotiſches und viel verbreitetes Lied „The American Flag".

Aus einem Geſpräche, das im Sommer 1819 Drake, De Kay, Cooper und Halleck über die Flüſſe Schottlands führten und in dem Cooper und Drake die Behauptung aufſtellten, daß auch die amerikaniſchen Flüſſe Stoff zur poetiſchen Bearbeitung lieferten, ging dann „The Culprit Fay" hervor. Dieſes Gedicht ſpielt in den Gebirgsgegenden des Hudſon; es beginnt mit einer Verſammlung der Luft- und Erdgeiſter, in welcher das Verbrechen, daß einer der ihrigen ſich in ein ſterbliches Mädchen verliebt habe, bekannt gemacht und dem Frevler zur Sühnung eine ſchwere Aufgabe übertragen wird. Derſelbe entledigt ſich jedoch ſeines Auftrages auf die befriedigendſte Weiſe, und wird als Sieger feierlich empfangen; dann wird der erſte Hahnenſchrei vernehmbar und die Geiſter verſchwinden plötzlich nach allen Richtungen. Dieſes Werk, das eine Art Sommernachtstraum iſt, iſt reich an herrlichen Beſchreibungen und Schilderungen; es iſt aus einem Guſſe und ſoll in einem Zeitraum von drei Tagen abgefaßt worden ſein.

Auch der vielverſprechende Robert C. Sands (1799 bis 1832), ein Mitglied der literariſchen Coterie, die Anfangs dieſes Jahrhunderts in New York eine einflußreiche Rolle ſpielte und der Bryant, Paulding, Verplanck, Irving, Halleck, Eaſtburn und andere angehörten, ſtarb für die amerikaniſche Literatur viel zu früh. Das mit dem Letztgenannten verfaßte Gedicht „Yamoyden" berechtigte zu großen Hoffnungen.*)

*) Im 21. und 22. Bande des „Knickerbocker-Magazine" befindet ſich eine Reihe von Skizzen über Sands.

hlich James Kent (1763—1847) und Joseph Story 779—1845) rühmend zu erwähnen. Ersterer, der geöhnlich der amerikanische Blackstone genannt wird, ist r Verfasser von „Commentaries upon American Law", nem Werke, das heute noch von jedem amerikanischen tudenten der Jurisprudenz gebraucht wird; letzterer rieb erstens ein ausgezeichnetes Werk über die Verssung der Vereinigten Staaten und zweitens „The Conct of Laws", das in das Deutsche und Französische übertzt wurde.

John Howard Payne gehört zu den wenigen Dichrn, die sich durch ein einziges Lied für alle Zeiten in ie Literaturgeschichte eingeschrieben haben. Sein Gedicht Home, sweet Home" ist zwar weniger infolge seines rvorragenden poetischen Werthes als vielmehr durch die im Herzen sprechende Melodie zum Gemeingut aller genden und musikliebenden Völker geworden; aber auch ese Melodie entstammt einem anderen Volke, nämlich n Sicilianern, so daß also im Grunde Payne doch auf ie sehr billige Weise zu einem Weltrufe gelangt ist. as Lied „Home, sweet Home" mit seiner gefühlvollen eise ist geblieben und wird auch in Zukunft von allen ationen gesungen werden, denn es verherrlicht keine engzigen nationalen Gefühle, sondern es verleiht der Sehnht, die sich in der Brust eines Jeden von Zeit zu Zeit ichtig regt, unbestreitbar den passendsten Ausdruck. Man t oft darüber geklagt, daß der englische Verleger dieses des durch dasselbe in kurzer Zeit Tausende verdiente d von denselben dem darbenden Dichter fast so gut wie r nichts abgab; man sehe sich aber einmal ein Bild s der Gegenwart an und frage sich, ob sich diese

Verhältniſſe zum Beſſern geändert haben? Wer hat nicht ſchon in Koncerten und muſikaliſchen Privatzirkeln „Kathleen Mavourneen“, eines der ſüßeſten irländiſchen Lieder gehört? Crouch, der Komponiſt deſſelben, lebt vergeſſen und am Hungertuche nagend in Baltimore und erſt kürzlich hat es John Boyle O'Reilley, der Eigenthümer und Redakteur des Boſtoner „Pilot“, für rathſam befunden, auf dieſe Thatſache aufmerkſam zu machen und ſich zur Entgegennahme von milden Beiträgen bereit zu erklären. Auch dieſes wäre am Ende nicht geſchehen, wenn jener Herr, der doch ſelber ein nicht unbedeutender und vom Schickſale ſchwer geprüfter Dichter iſt, nicht zufällig in einer Zeitung geleſen, daß der Waſhingtoner Bankier W. W. Corcoran dem alten, arbeitsunfähigen Crouch fünfzig Dollars geſchickt hatte.

Dieſem Corcoran iſt nun auch die Ueberführung der ſterblichen Ueberreſte Payne's nach Amerika zu verdanken. Hatte ſein Jugendfreund Payne im Leben keine Heimath gefunden, ſo wollte er wenigſtens ſeinen Gebeinen eine ſolche ſichern und er zahlte daher die damit verknüpften Unkoſten bereitwilligſt aus eigener Taſche. Das war nobel. Die Deutſchen haben bis jetzt noch nicht daran gedacht, ihren Heine aus Frankreich, Händel aus England und Platen aus Sicilien zu holen; die Engländer laſſen ihren Walter Savage Landor und Eliſabeth Barrett Browning, ihre berühmteſte Dichterin, ruhig auf dem proteſtantiſchen Friedhofe von Florenz ſchlummern und Keiner hat in Amerika bis jetzt daran gedacht, die Ueberreſte des freiſinnigen Theologen Theodor Parker, die ebenfalls in Florenz begraben ſind, nach der Heimath zurückzubringen. Als eine Anzahl Bürger Philadelphia's, die an Geld und

Einfluß reich waren, vor einiger Zeit den Verſuch machten, William Penn's Gebeine von England zu holen, legte man ihnen ſolche Hinderniſſe in den Weg, daß ſie ihr Vorhaben bald wieder aufgaben; ähnlich würden ſich vielleicht die Florenzer, die da wohl wiſſen, daß E. B. Browning's und Landor's Grabſtätten gar manchen reichen Beſucher in ihre auf die Fremdeninduſtrie angewieſene Stadt führen, den Engländern gegenüber benehmen. Theodore Parker war nach amerikaniſchen Begriffen ein ſogenannter „Infidel", deſſen Geiſt heute noch nach den Anſichten vieler engherziger Kirchenlichter zu viel Unheil anrichtet, um auch noch ſeinen Körper in der Nähe zu haben. Gegen Payne aber hatte Niemand etwas einzuwenden; der Mund ſeiner zahlreichen Feinde und Begeiferer iſt längſt mit Erde verſtopft und ſein Lied „Home, sweet Home" ertönt heute noch im Palaſt ſowohl wie in der armſeligſten Hütte.

Auf der Marmorplatte der Payne'ſchen Grabſtätte, die ebenfalls nun nach Amerika gebracht worden iſt, ſteht zu leſen, daß John Howard Payne am 8. Juni 1792 zu Boſton geboren ſei; die meiſten Encyklopädien geben dasſelbe Datum und denſelben Geburtsort an und doch befinden ſie ſich im Irrthum. Francis H. Underwood läßt ihn in ſeinen „American Authors" am 9. Juni 1792 zu New York geboren ſein und dieſes wird auch von Payne's Jugendfreund Gabriel Harriſon, der 1875 zu Albany ein leider nur in ſehr wenigen Exemplaren gedrucktes Werk „The Life and Writings of John Howard Paine"*) heraus-

*) Eine neue Ausgabe dieſes Werkes, aber ohne Payne's dramatiſche Arbeiten, erſchien 1885 in Philadelphia.

gab, bestätigt. Payne erblickte in der Nähe von Pear street und zwar Nummer 33 Broadstreet nach der d maligen Zählung als das sechste Kind von William Payn das Licht der Welt, seine ersten Kinderjahre brachte e zu East-Hampton auf Long-Island zu. Dann zogen sein Eltern nach Boston, woselbst sein Vater eine Privatschul für Rhetorik gründete. Dort erhielt er John Howard seine erste Schulbildung und machte besonders in de Deklamation solche erstaunliche Fortschritte, daß er bald als Hilfslehrer seines Vaters fungiren konnte. Er war überhaupt ein frühreifer Knabe, der gerne die Bewunderung seiner Mitschüler zu erwecken suchte. So gründete er unter Anderem als zwölfjähriger Junge eine militärische Organisation, deren Hauptmann er war und deren Exercitien auf dem „Common", wie der städtische Park Bostons genannt wird, die Neugierigen schaarenweise herbeizog und die, besonders da dem Organisator einst von einer schönen jungen Dame eine Fahne feierlich überreicht wurde, den Bostonern lange einen angenehmen Unterhaltungsstoff lieferte.

Wenn bei einem Schulfeste oder in einem Familienkreise ein Lustspiel aufgeführt wurde, so übernahm de junge Payne stets die Hauptrolle und legte auch stets di unverkennbarsten Beweise seiner schauspielerischen Anlage ab. Bald stand es dann auch bei ihm fest, daß er sich wenn er seinen eigentlichen Beruf nicht verfehlen woll der Bühne widmen müsse und da damals in Boston vi von Master Betty, den man den jugendlichen Roscius v England nannte, gesprochen wurde, so nahm er sich vo der Roscius Amerikas zu werden. Von nun an dach er nur noch an das Theater. Jede freie Minute benut

, um Dramen zu leſen und ſich einzelne Rollen ein-
ſtudiren; wo er eine Gelegenheit fand, auf einem Privat-
eater aufzutreten, erfaßte er ſie und erntete auch ge-
öhnlich ungetheilten Beifall. Bei einer ſolchen Vorſtellung
ıtte ihn nun zufällig ein Mitglied des Boſtoner Theaters
:ſehen uud da dieſer Herr überzeugt war, daß der junge
ayne unbedingt auf der Bühne ſein Glück machen werde,
ı ging er zu deſſen Vater und machte ihm das Aner-
ieten, die Ausbildung ſeines Sohnes gegen die Hälfte
es Einkommens, das derſelbe ſpäterhin in den erſten
vei Jahren ſeiner ſchauſpieleriſchen Thätigkeit erzielte,
ı übernehmen. Der alte Payne war wie aus den
Bolken gefallen und wies den Antrag entrüſtet zu-
ück. Er, ein gewaltiges Kirchenlicht, ſollte ſeinen hoff-
ungsvollen Sohn Schauſpieler werden laſſen und ihn
em unvermeidlichen moraliſchen Ruin überantworten?
immermehr!

Nun wurde Alles aufgeboten, um dem Jungen alle
ıſt am Theater und an der dramatiſchen Lektüre gründ-
h zu vertreiben. Seine Lieblingsbücher wurden verſteckt
ıd dienten Motten und Mäuſen zur Speiſe; „Betterton
s Hamlet“, ein großes Bild, das ſein Zimmer ſchmückte,
ı eines Tages in Stücken auf dem Boden, ohne daß
:mand über die Urheberſchaft dieſes Unglücks Aufſchluß
ben konnte — kurzum, es wurden tauſenderlei Mittel
gewandt, um ihm die ſchauſpieleriſche Natur auszu-
:iben. Natürlich half Alles nichts.

Inzwiſchen war ſein Bruder William Osborn, der
itglied einer blühenden Handelsfirma in New York war,
ſtorben und der Vater ging nun mit dem Plane um,
)hn Howard zu einem Kaufmann zu machen. Damit

derſelbe dafür die nöthigen Vorſtudien machen könne, ſchaffte er ihm eine Stelle als Schreiber in einem Yorker Geſchäftshauſe und gab dem Prinzipal deſſ die Weiſung, ja ſtrenge darauf zu achten, daß ſein das Theater nicht beſuche, oder ſonſt unkaufmän Allotria treibe. Kaum aber hatte dieſer ſeine proſ Stelle angetreten, da fing er auch ſchon an, unter Titel „The Thespian Mirror“ ein Blättchen herauszug das kurze Artikel über hervorragende Schauſpieler Theater-Neuigkeiten aus Paris, London, Boſton Philadelphia enthielt. Von dieſem Wochenblättchen, d erſte Nummer am 28. Dezember 1805 herauskam, ſchienen im Ganzen nur dreizehn Nummern und erſ letzte enthielt den Namen des jugendlichen Herausge und Redakteurs. Um ſich als junger Roscius von Am zu dokumentiren, wollte Payne einſt in einem New-Y Theater auftreten, doch verhinderten dies ſeine Fre noch rechtzeitig. Dieſelben ſahen auch ein, daß er Kaufmann ſo wenig wie ein Wurm zum Trompeter t und ſo kam es denn nach langem Hin- und Herreden daß ſich ein bemittelter Menſchenfreund bereit erklärte, jungen Payne auf dem Union-College zu Schene ſtudiren zu laſſen und alle daraus entſpringenden K zu tragen. Charles Brockden Browne, der ſpäter ſ rühmt gewordene amerikaniſche Novelliſt, begleitete nach jenem Städtchen. Auf dem Union-College fand j Payne gar bald, daß ihn die Profeſſoren auf den ſeines Protektors ſtrenge beobachteten und jedes ſ Worte auf die Apothekerwaage legten, was natü zu allerlei Unannehmlichkeiten Veranlaſſung gab. ließ man ihm ſo viel Spielraum, daß er ein Wo

blättchen zur Unterhaltung seiner Mitschüler herausgeben konnte; dasselbe führte den harmlosen Titel „Pastime“ und fand in dem Kreise, für den es bestimmt war, eine befriedigende Aufnahme. Auch verhinderten seine geheimen Beobachter nicht, daß er einstmals bei einer von den Studenten jenes College arrangirten dramatischen Abendunterhaltung die Hauptrolle übernehmen konnte.

Im Juni 1807 starb Payne's Mutter, und sein Vater gerieth durch diesen Todesfall in solche Schwermuth, daß er sein Geschäft vernachlässigte und in kurzer Zeit sein sauer erworbenes Eigenthum seinen Gläubigern überlassen mußte. John Howard, der ihm unter jeder Bedingung helfen wollte, rang nun seinen Freunden nach vielen vergeblichen Versuchen endlich die Erlaubniß ab, sein Glück auf den weltbedeutenden Brettern zu probiren und so trat er denn am 24. Februar 1809 im „Old Park-Theatre“ zu New York als „Young Norval“ auf. Wie Dunlap, der eine Zeit lang Direktor jenes Theaters war, in seiner „History of the American Stage“ erzählt, so war Payne's Erfolg ein vollständiger und Erfolge auf der Bühne zu erringen war damals doch nicht so leicht, wie man vielleicht annimmt, denn das Theater wurde zu jener Zeit fast ausschließlich von dem gebildeten Publikum, das seine Ansprüche stets sehr hoch schraubte, besucht. Payne trat damals an sechs Abenden in verschiedenen Rollen auf; dann wurde ihm eine Benefiz-Vorstellung erlaubt, die ihm trotz des an jenem Abende herrschenden stürmischen Wetters die Summe von 1400 Dollars einbrachte. Auch in Boston, wohin er sich darnach begab und woselbst er noch aus seiner Knabenzeit her in gutem Andenken stand,

erfolg dem Lehrfache. Sein großes Wörterbuch, an dem er zwanzig Jahre lang unermüdlich gearbeitet hatte, erſchien zuerſt 1828 in zwei Bänden; ſeither iſt es durch ſeinen Schwiegerſohn Prof. Goodrich, Noah Porter und zahlreiche andere amerikaniſche, engliſche und deutſche Philologen bedeutend verbeſſert worden, ſodaß es nun als Autorität für die Etymologie und Ausſprache des Engliſchen angeſehen wird und ſich daher in den Händen aller auf Bildung Anſpruch machenden Amerikaner befindet.

Die amerikaniſchen Urſprachen wurden zum erſten Male durch Peter Duponceau (1760—1844) einer gründlichen philologiſchen Prüfung unterworfen. Duponceau war ein geborener Franzoſe und während des Unabhängigkeitskrieges als Dollmetſcher Steuben's nach Amerika gekommen; nach Beendigung desſelben war er in Philadelphia geblieben, woſelbſt er als Juriſt eine lohnende Praxis gefunden hatte. Sein franzöſiſches Werk „Mémoire sur les Système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord" (Paris 1838) fand allgemein den verdienten Anklang und trug dem Verfaſſer auch eine Ehrenmedaille vom Inſtitute Frankreichs ein.

Auch der Politiker und Juriſt John Pickering (1772—1846) beſchäftigte ſich mit dem Studium der Indianerſprachen, ohne jedoch dazu die nöthigen Vorkenntniſſe zu beſitzen. Sein kleines Werkchen, das er über den genannten Gegenſtand ſchrieb, iſt von Frau Robinſon („Talvy") unverdientermaßen in das Deutſche überſetzt worden (Leipzig 1834).

Als ſchriftſtellernde Juriſten dieſer Periode ſind haupt-

ſächlich James Kent (1763—1847) und Joſeph Story (1779—1845) rühmend zu erwähnen. Erſterer, der gewöhnlich der amerikaniſche Blackſtone genannt wird, iſt der Verfaſſer von „Commentaries upon American Law“, einem Werke, das heute noch von jedem amerikaniſchen Studenten der Jurisprudenz gebraucht wird; letzterer ſchrieb erſtens ein ausgezeichnetes Werk über die Verfaſſung der Vereinigten Staaten und zweitens „The Conflict of Laws“, das in das Deutſche und Franzöſiſche überſetzt wurde.

John Howard Payne gehört zu den wenigen Dichtern, die ſich durch ein einziges Lied für alle Zeiten in die Literaturgeſchichte eingeſchrieben haben. Sein Gedicht „Home, sweet Home“ iſt zwar weniger infolge ſeines hervorragenden poetiſchen Werthes als vielmehr durch die zum Herzen ſprechende Melodie zum Gemeingut aller ſingenden und muſikliebenden Völker geworden; aber auch dieſe Melodie entſtammt einem anderen Volke, nämlich den Sicilianern, ſo daß alſo im Grunde Payne doch auf eine ſehr billige Weiſe zu einem Weltrufe gelangt iſt. Das Lied „Home, sweet Home“ mit ſeiner gefühlvollen Weiſe iſt geblieben und wird auch in Zukunft von allen Nationen geſungen werden, denn es verherrlicht keine engherzigen nationalen Gefühle, ſondern es verleiht der Sehnſucht, die ſich in der Bruſt eines Jeden von Zeit zu Zeit mächtig regt, unbeſtreitbar den paſſendſten Ausdruck. Man hat oft darüber geklagt, daß der engliſche Verleger dieſes Liedes durch daſſelbe in kurzer Zeit Tauſende verdiente und von denſelben dem darbenden Dichter faſt ſo gut wie gar nichts abgab; man ſehe ſich aber einmal ein Bild aus der Gegenwart an und frage ſich, ob ſich dieſe

Verhältniſſe zum Beſſern geändert haben? Wer hat nicht ſchon in Koncerten und muſikaliſchen Privatzirkeln „Kathleen Mavourneen“, eines der ſüßeſten irländiſchen Lieder gehört? Crouch, der Komponiſt deſſelben, lebt vergeſſen und am Hungertuche nagend in Baltimore und erſt kürzlich hat es John Boyle O'Reilley, der Eigenthümer und Redakteur des Boſtoner „Pilot“, für rathſam befunden, auf dieſe Thatſache aufmerkſam zu machen und ſich zur Entgegennahme von milden Beiträgen bereit zu erklären. Auch dieſes wäre am Ende nicht geſchehen wenn jener Herr, der doch ſelber ein nicht unbedeutender und vom Schickſale ſchwer geprüfter Dichter iſt, nicht zufällig in einer Zeitung geleſen, daß der Waſhingtoner Bankier W. W. Corcoran dem alten, arbeitsunfähigen Crouch fünfzig Dollars geſchickt hatte.

Dieſem Corcoran iſt nun auch die Ueberführung der ſterblichen Ueberreſte Payne's nach Amerika zu verdanken. Hatte ſein Jugendfreund Payne im Leben keine Heimath gefunden, ſo wollte er wenigſtens ſeinen Gebeinen eine ſolche ſichern und er zahlte daher die damit verknüpften Unkoſten bereitwilligſt aus eigener Taſche. Das war nobel. Die Deutſchen haben bis jetzt noch nicht daran gedacht ihren Heine aus Frankreich, Händel aus England und Platen aus Sicilien zu holen; die Engländer laſſen ihren Walter Savage Landor und Eliſabeth Barrett Browning ihre berühmteſte Dichterin, ruhig auf dem proteſtantiſchen Friedhofe von Florenz ſchlummern und Keiner hat in Amerika bis jetzt daran gedacht, die Ueberreſte des freiſinnigen Theologen Theodor Parker, die ebenfalls in Florenz begraben ſind, nach der Heimath zurückzubringen. Als eine Anzahl Bürger Philadelphia's, die an Geld und

Einfluß reich waren, vor einiger Zeit den Versuch machten, William Penn's Gebeine von England zu holen, legte man ihnen solche Hindernisse in den Weg, daß sie ihr Vorhaben bald wieder aufgaben; ähnlich würden sich vielleicht die Florenzer, die da wohl wissen, daß E. B. Browning's und Landor's Grabstätten gar manchen reichen Besucher in ihre auf die Fremdenindustrie angewiesene Stadt führen, den Engländern gegenüber benehmen. Theodore Parker war nach amerikanischen Begriffen ein sogenannter „Infidel", dessen Geist heute noch nach den Ansichten vieler engherziger Kirchenlichter zu viel Unheil anrichtet, um auch noch seinen Körper in der Nähe zu haben. Gegen Payne aber hatte Niemand etwas einzuwenden; der Mund seiner zahlreichen Feinde und Begeiferer ist längst mit Erde verstopft und sein Lied „Home, sweet Home" ertönt heute noch im Palast sowohl wie in der armseligsten Hütte.

Auf der Marmorplatte der Payne'schen Grabstätte, die ebenfalls nun nach Amerika gebracht worden ist, steht zu lesen, daß John Howard Payne am 8. Juni 1792 zu Boston geboren sei; die meisten Encyklopädien geben dasselbe Datum und denselben Geburtsort an und doch befinden sie sich im Irrthum. Francis H. Underwood läßt ihn in seinen „American Authors" am 9. Juni 1792 zu New York geboren sein und dieses wird auch von Payne's Jugendfreund Gabriel Harrison, der 1875 zu Albany ein leider nur in sehr wenigen Exemplaren gedrucktes Werk „The Life and Writings of John Howard Paine" *) heraus-

*) Eine neue Ausgabe dieses Werkes, aber ohne Payne's dramatische Arbeiten, erschien 1885 in Philadelphia.

gab, bestätigt. Payne erblickte in der Nähe von Pearl-street und zwar Nummer 33 Broadstreet nach der damaligen Zählung als das sechste Kind von William Payne das Licht der Welt, seine ersten Kinderjahre brachte er zu East-Hampton auf Long-Island zu. Dann zogen seine Eltern nach Boston, woselbst sein Vater eine Privatschule für Rhetorik gründete. Dort erhielt er John Howard seine erste Schulbildung und machte besonders in der Deklamation solche erstaunliche Fortschritte, daß er bald als Hilfslehrer seines Vaters fungiren konnte. Er war überhaupt ein frühreifer Knabe, der gerne die Bewunderung seiner Mitschüler zu erwecken suchte. So gründete er unter Anderem als zwölfjähriger Junge eine militärische Organisation, deren Hauptmann er war und deren Exercitien auf dem „Common", wie der städtische Park Bostons genannt wird, die Neugierigen schaarenweise herbeizog und die, besonders da dem Organisator einst von einer schönen jungen Dame eine Fahne feierlich überreicht wurde, den Bostonern lange einen angenehmen Unterhaltungsstoff lieferte.

Wenn bei einem Schulfeste oder in einem Familienkreise ein Lustspiel aufgeführt wurde, so übernahm der junge Payne stets die Hauptrolle und legte auch stets die unverkennbarsten Beweise seiner schauspielerischen Anlagen ab. Bald stand es dann auch bei ihm fest, daß er sich, wenn er seinen eigentlichen Beruf nicht verfehlen wolle, der Bühne widmen müsse und da damals in Boston viel von Master Betty, den man den jugendlichen Roscius von England nannte, gesprochen wurde, so nahm er sich vor, der Roscius Amerikas zu werden. Von nun an dachte er nur noch an das Theater. Jede freie Minute benutzte

er, um Dramen zu leſen und ſich einzelne Rollen einzuſtudiren; wo er eine Gelegenheit fand, auf einem Privattheater aufzutreten, erfaßte er ſie und erntete auch gewöhnlich ungetheilten Beifall. Bei einer ſolchen Vorſtellung hatte ihn nun zufällig ein Mitglied des Boſtoner Theaters geſehen uud da dieſer Herr überzeugt war, daß der junge Payne unbedingt auf der Bühne ſein Glück machen werde, ſo ging er zu deſſen Vater und machte ihm das Anerbieten, die Ausbildung ſeines Sohnes gegen die Hälfte des Einkommens, das derſelbe ſpäterhin in den erſten zwei Jahren ſeiner ſchauſpieleriſchen Thätigkeit erzielte, zu übernehmen. Der alte Payne war wie aus den Wolken gefallen und wies den Antrag entrüſtet zurück. Er, ein gewaltiges Kirchenlicht, ſollte ſeinen hoffnungsvollen Sohn Schauſpieler werden laſſen und ihn dem unvermeidlichen moraliſchen Ruin überantworten? Nimmermehr!

Nun wurde Alles aufgeboten, um dem Jungen alle Luſt am Theater und an der dramatiſchen Lektüre gründlich zu vertreiben. Seine Lieblingsbücher wurden verſteckt und dienten Motten und Mäuſen zur Speiſe; „Betterton als Hamlet“, ein großes Bild, das ſein Zimmer ſchmückte, lag eines Tages in Stücken auf dem Boden, ohne daß Jemand über die Urheberſchaft dieſes Unglücks Aufſchluß geben konnte — kurzum, es wurden tauſenderlei Mittel angewandt, um ihm die ſchauſpieleriſche Natur auszutreiben. Natürlich half Alles nichts.

Inzwiſchen war ſein Bruder William Osborn, der Mitglied einer blühenden Handelsfirma in New York war, geſtorben und der Vater ging nun mit dem Plane um, John Howard zu einem Kaufmann zu machen. Damit

derſelbe dafür die nöthigen Vorſtudien machen könne, ver
ſchaffte er ihm eine Stelle als Schreiber in einem Ne
Yorker Geſchäftshauſe und gab dem Prinzipal deſſelbe
die Weiſung, ja ſtrenge darauf zu achten, daß ſein Soh
das Theater nicht beſuche, oder ſonſt unkaufmänniſch
Allotria treibe. Kaum aber hatte dieſer ſeine proſaiſch
Stelle angetreten, da fing er auch ſchon an, unter den
Titel „The Thespian Mirror“ ein Blättchen herauszugeben
das kurze Artikel über hervorragende Schauſpieler un
Theater-Neuigkeiten aus Paris, London, Boſton un
Philadelphia enthielt. Von dieſem Wochenblättchen, deſſe
erſte Nummer am 28. Dezember 1805 herauskam, er
ſchienen im Ganzen nur dreizehn Nummern und erſt di
letzte enthielt den Namen des jugendlichen Herausgeber
und Redakteurs. Um ſich als junger Roscius von Amerik
zu dokumentiren, wollte Payne einſt in einem New-Yorke
Theater auftreten, doch verhinderten dies ſeine Freund
noch rechtzeitig. Dieſelben ſahen auch ein, daß er zum
Kaufmann ſo wenig wie ein Wurm zum Trompeter tauge
und ſo kam es denn nach langem Hin- und Herreden dazu
daß ſich ein bemittelter Menſchenfreund bereit erklärte, de
jungen Payne auf dem Union-College zu Schenectad
ſtudiren zu laſſen und alle daraus entſpringenden Koſte
zu tragen. Charles Brockden Browne, der ſpäter ſo be
rühmt gewordene amerikaniſche Novelliſt, begleitete ih
nach jenem Städtchen. Auf dem Union-College fand jedoc
Payne gar bald, daß ihn die Profeſſoren auf den Rat
ſeines Protektors ſtrenge beobachteten und jedes ſeine
Worte auf die Apothekerwaage legten, was natürlic
zu allerlei Unannehmlichkeiten Veranlaſſung gab. Doc
ließ man ihm ſo viel Spielraum, daß er ein Wochen-

blättchen zur Unterhaltung seiner Mitschüler heraus-
geben konnte; dasselbe führte den harmlosen Titel „Pas-
ime“ und fand in dem Kreise, für den es bestimmt
ar, eine befriedigende Aufnahme. Auch verhinderten
ine geheimen Beobachter nicht, daß er einstmals bei
iner von den Studenten jenes College arrangirten dra-
atischen Abendunterhaltung die Hauptrolle übernehmen
onnte.

Im Juni 1807 starb Payne's Mutter, und sein Vater
erieth durch diesen Todesfall in solche Schwermuth, daß
r sein Geschäft vernachlässigte und in kurzer Zeit sein
auer erworbenes Eigenthum seinen Gläubigern überlassen
mußte. John Howard, der ihm unter jeder Bedingung
elfen wollte, rang nun seinen Freunden nach vielen ver-
eblichen Versuchen endlich die Erlaubniß ab, sein Glück
uf den weltbedeutenden Brettern zu probiren und so trat
r denn am 24. Februar 1809 im „Old Park-Theatre“
u New York als „Young Norval“ auf. Wie Dunlap,
er eine Zeit lang Direktor jenes Theaters war, in seiner
„History of the American Stage“ erzählt, so war Payne's
rfolg ein vollständiger und Erfolge auf der Bühne zu
ringen war damals doch nicht so leicht, wie man viel-
icht annimmt, denn das Theater wurde zu jener Zeit
st ausschließlich von dem gebildeten Publikum, das seine
nsprüche stets sehr hoch schraubte, besucht. Payne trat
mals an sechs Abenden in verschiedenen Rollen auf;
nn wurde ihm eine Benefiz-Vorstellung erlaubt, die
m trotz des an jenem Abende herrschenden stürmischen
etters die Summe von 1400 Dollars einbrachte. Auch
Boston, wohin er sich darnach begab und woselbst er
ch aus seiner Knabenzeit her in gutem Andenken stand,

lächelte ihm das Glück. Von dort ging es dann weite von einer größeren Stadt zur anderen. Bald aber hatt er sich die Feindschaft eines einflußreichen Theaterunte nehmers zugezogen; derselbe hetzte heimlich seine Kollege gegen ihn auf und so wurden ihm denn allmälig allerl Schwierigkeiten in den Weg gelegt und zahlreiche Una nehmlichkeiten bereitet. Infolge dessen entschloß sich Payn nach England zu reisen und fuhr denn auch wirklich a 17. Januar 1813 nach Liverpool ab. Als das Schi seinen Bestimmungsort erreicht hatte, wurden, da damal Krieg zwischen England und den Vereinigten Staate herrschte, sämmtliche Passagiere, deren es übrigens nu sieben waren, in das Gefängnis geworfen, und mußte darin volle zwei Wochen schmachten. So lange dauert es nämlich, bis ihre Pässe von London, wohin sie zu Prüfung geschickt waren, wieder zurückkamen.

Payne reiste nun gleich nach London und das erst Mittagessen, das er dort einnahm, war bei einem Brude Washington Irving's. Bald ward er auch mit Joh Philip Kemble, Campbell, Coleridge und Southey bekann und verlebte genußreiche Tage mit ihnen. Als sein Gel auf die Neige ging, sah er sich nach einem Engagemen an einem Theater um und war dann auch so glücklich ein solches zu finden. Seine Erfolge erregten jedoch de Neid seiner Mitspieler und dieselben schickten im Geheim an verschiedene Zeitungen Notizen, worin sie die Mi theilung machten, daß der „vorlaute Yankee, der da na England gereist sei, um die englischen Schauspieler dur seine Leistungen in den Schatten zu stellen, nichts ande als ein unehelicher Sohn des berüchtigten Atheisten To Paine sei." Doch es muß der englischen Presse zur Eh

nachgesagt werden, daß sie Payne gegen diese hämischen Verdächtigungen kräftig in Schutz nahm.

Nachdem Payne eine Kunstreise durch die hauptsächlichsten Städte Englands, Irlands und Schottlands gemacht hatte, ging er nach Paris, um die dortigen Bühnenverhältnisse kennen zu lernen und die französischen Zugstücke für die englische Bühne zu bearbeiten. Zu gleicher Zeit wollte er auch Talma, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, kennen lernen. In Paris traf er auch mit Washington Irving zusammen und beide waren längere Zeit Stubengenossen. Sein Aufenthalt in Paris war jedoch von kurzer Dauer; bald kehrte er wieder nach London zurück, woselbst er, da er kein Engagement finden konnte, einige Stücke aus dem Französischen für das Drury-Lane-Theater übersetzte. Dies that er mit solchem Geschick, daß ihn das Direktorium dieses Theaters nach Paris mit dem Auftrage zurückschickte, ihm über jedes neue französische Bühnenstück Bericht zu erstatten. Als er späterhin wieder nach London zurückkehrte, sah er, daß Kean seine alte Zugkraft am Drury-Lane-Theater verloren hatte und beschloß daher, ein Stück für ihn zu schreiben, in dem derselbe seine besonderen Vorzüge am Wirksamsten zum Ausdruck bringen konnte. So entstand das Schauspiel „Brutus“; dasselbe wurde am 3. Dezember 1818 zum ersten Male aufgeführt und fand solchen Beifall, daß es noch zweiundzwanzig Mal wiederholt werden mußte. Als die nun für Pantominen bestimmte Festwoche vorüber war, wurde es noch dreiundfünfzig Mal nacheinander aufgeführt und seit jener Zeit galt der Brutus als die Hauptrolle Kean's. Infolge der ungemein günstigen Aufnahme dieses Stückes rettete sich

auch das Drury-Lane-Theater aus den finanziell Schwierigkeiten, an denen es ſeit längerer Zeit lab rirt hatte.

In Payne's Freudenbecher wurde jedoch bald e unwillkommener Wermuthstropfen gegoſſen. Die Kritik ſchrieben, das neue Drama beſitze zu wenig Originalitä auch behauptete Cumberland, er ſei der eigentliche Ve faſſer des „Brutus", was er jedoch nicht beweiſen konnt Im Allgemeinen hat ſich Payne bei der Abfaſſung ſein „Brutus" an Livius gehalten, doch hat er bei mehrer dramatiſchen Dichtern, beſonders bei dem längſt ve geſſenen Lee, ſtarke Anleihen gemacht, was er auch durch aus nicht verhehlte. In der Vorrede zur Bühnenausgab auf Engliſch „Prompt-Book" genannt, die zehn Tage na der erſten Aufführung gedruckt wurde, ſagt Payne näm lich: „Es gibt ſieben Stücke, die denſelben Namen führe doch haben ſich nur zwei derſelben als bühnenfähig, ab auch nur auf kurze Zeit, erwieſen. Da, wo es mir zwec dienlich ſchien, habe ich nicht gezögert, die ſceniſche An ordnung und auch die Sprache meiner Vorgänger z adoptiren." So hat alſo Payne im Grunde nur dasſell gethan, was Terenz und Shakeſpeare vor ihm thate Eine Londoner Zeitung ſagte damals im Hinblick auf die unerquickliche Fehde: „Die Alten verbanden ſich mit Br tus, um ihre Unterdrücker los zu werden; unſere Zei genoſſen hingegen ziehen aus, um den Brutus zu unte drücken."

Dieſe Angriffe auf Payne wurden übrigens lediglich zu dem Zwecke gemacht, um ſeinen Einfluß bei de Direktorium des Drury-Lane-Theaters zu unterminir und wirklich brachten es auch jene Herren dahin, d

ayne für seine Arbeiten niederträchtig schlecht bezahlt urde und ihn selbst Kean nur noch über die Schultern ıah. Ja, als Payne sein Schauspiel „Virginius“, auf s er große Hoffnungen setzte, vollendet hatte und es an vorlegte, wies dieser es mißmuthig zurück und ß sich von James Sheridan Knowles ein anderes reiben und zahlte demselben einen hohen Preis dafür. o wurde Payne's „Virginius“ weder aufgeführt noch druckt.

Darauf miethete Payne auf eigene Rechnung ein heater, halste sich in kurzer Zeit eine Schuldenlast von)00 Dollars auf und mußte in Folge dessen das Schuld-fängnis beziehen. Als er nun dort „Trübsal blasend“ ß, wurde ihm ein Packet zugesandt, das außer einem amphlet ein französisches Drama enthielt. Gleich setzte sich hin, arbeitete letzteres zu einem wirksamen Bühnen-ücke um, dem er den Titel „Therese, the Orphan of eneva“ gab, und schickte es an das Drury-Lane-Theater, ı dem die gegen ihn operirenden Verschwörer inzwischen len Einfluß verloren hatten und beseitigt worden aren. Jenes Stück wurde mehrmals vor vollen Häu-rn aufgeführt und mit den daraus erzielten Tantièmen friedigte Payne seine Gläubiger, so daß sie ihn wieder ei ließen.

Bald schickte ihn das neue Direktorium des Drury-ne-Theaters abermals mit dem Auftrage nach Paris, m neue Stücke so schnell wie möglich einzusenden. Payne nd jedoch bald, daß dieses Direktorium sehr saum-ig im Aufführen der von ihm bearbeiteten Stücke und ch viel saumseliger im Zahlen war, sodaß er also wieder

auf's Neue enttäuſcht nach London zurückkehrte. Pay
trat alsdann in mehreren Vorſtellungen als Richard I
auf; er wurde großartig als der amerikaniſche Rosci
angekündigt und trotzdem das Theater jedesmal bis
den letzten Platz beſetzt war, ſo erhielt er für jeden Abe
doch nur ein Spielhonorar von 10 Pfund.

Während ſeines letzten Pariſer Aufenthaltes hö
er auch, daß Charles Kemble das Convent-Garden-Thea
übernommen hatte und ſchickte ihm eine Anzahl Theat
ſtücke, die er ihm zum Geſammtpreis von 250 Pf
offerirte. Darunter war auch das Schauſpiel „Angiolett
das er auf Kemble's Rath gegen eine Vergütung
50 Pfund in ein Singſpiel umänderte und zu dem Biſh
die Muſik lieferte. In dieſem Singſpiel, dem Payne
Titel „Clari" gegeben hatte, kommt nun auch das L
„Home, sweet Home" vor. Durch den Vortrag von Fr
lein M. Tree gelangte daſſelbe zu ſolcher Popularität, d
der engliſche Verleger in einem Jahre mehr als 100,0
Exemplare davon verkaufte. Bald hörte man es in E
land überall; Künſtler wie Naturſänger ließen es
jeder Gelegenheit ertönen, und ſogar die trockenſten Kan
redner flochten die Verſe in ihre Predigten ein. D
Verleger des Liedes ſchickte Payne noch nicht einmal
Exemplar; auch hatte er den Namen des Dichters n
auf dem Titelblatte erwähnt. Der Titel der erſten A
gabe lautete vollſtändig wie folgt:

„Home, sweet Home! Sung by Miss M. Tree
‚Clari, the Maid of Milan'. Composed and partly foun
on a Sicilian Air by Henry R. Bishop." Die betreffe
Melodie befindet ſich in Biſhop's „Melodies of vari
Nations"; von wem ſie urſprünglich ſtammt, iſt ni

unbekannt. Auch muß dieſe Melodie in Italien nicht ſonderlich bekannt geweſen ſein, denn als Donizetti für die letzte Scene ſeiner Oper „Anna Bolena“ ein engliſches Lied brauchte, gab er dem „Home, sweet Home“ vor allen andern den Vorzug. Es iſt früher oft behauptet worden, Payne habe jene Verſe geſchrieben, als er als hungernder Bettler die Straßen Londons durchirrte. Wahr iſt es, daß Payne niemals reich war; als er jedoch jenes Lied ſchrieb, war er in befriedigenden Verhältniſſen, denn ſein Gönner und Arbeitgeber Charles Kemble zahlte gut und prompt.

Zur Geſchichte unſeres Liedes dürfte wohl auch das Nachfolgende hier Erwähnung verdienen:

Als während des amerikaniſchen Sonderbundkrieges die feindlichen Armeen eines Abends an an den Ufern des Rappahannock kampirten, ſpielte das Muſikkorps der Unionstruppen „The Star spangled Banner“, was von den Konföderirten mit „The Bonnie Blue Flag“ erwidert wurde. Darauf ſpielten die Unioniſten „Rally round the Flag, Boys“ und die Südländer antworteten mit „Away down South in Dixie“. Dann ſpielten erſtere „Home, sweet Home“ und letztere ließen darauf „Three cheers for home!“ erſchallen und dann wurde auf beiden Seiten kein Laut mehr gehört.

Als dramatiſcher Dichter arbeitete Payne nur für den augenblicklichen Effekt; daß er jedoch ein großes Geſchick in der wirkſamen Zurechtſtutzung fremder Arbeiten beſaß, muß anerkannt werden. Seine Helden langweilen die Zuhörer nicht mit trockenen Erzählungen aus ihrer Vergangenheit, noch mit langathmigen, metaphyſiſch angekränkelten Monologen; die Handlung geht flott und

480989

raſch von ſtatten und der Rothſtift des Regiſſeurs braucht vor dem Ausſchreiben der Rollen nicht in Bewegung geſetzt zu werden. Buchdramen hat er nicht geliefert und beabſichtigte es auch nicht; gar oft aber hat er ſolche zu wirkſamen Bühnenſtücken umgeſtaltet. Dadurch erklärt es ſich denn auch, daß er ſo oft des Plagiates beſchuldigt wurde. Hatte er aber einmal mit einem ſolchen Stücke Erfolg und erwartete mit Recht eine goldne Ernte für ſeinen nie vollen Geldbeutel, ſo wurde daſſelbe bei der Aufführung von Stenographen heimlich nachgeſchrieben und unter einem anderen Titel auf eine Konkurrenzbühne gebracht und Payne hatte dann das leere Nachſehen. Auf dieſe Weiſe fanden auch ſeine Stücke ihren Weg auf die amerikaniſche Bühne.

Am 25. Juli 1832 kam Payne wieder in New York an. Im Herbſte deſſelben Jahres trafen ſeine dortigen Freunde Anſtalten, eine Benefizvorſtellung für ihn zu veranſtalten, und die beſten Schauſpieler Amerika's ſagten ihre unentgeltliche Mitwirkung zu. So fand denn am 29. November im Park-Theater die Aufführung des „Brutus“ mit Edwin Forreſt in der Titelrolle ſtatt. Dieſelbe brachte einen Reingewinn von über 7000 Dollars ein. Ueberall hieß es dann, nun habe der Dichter von „Home, sweet Home“ endlich eine Heimath gefunden. In Boſton, wohin er ſich nun wandte, wurde er von den Literaten und Künſtlern ebenfalls gefeiert; bald aber pfiff dort der Wind aus einer anderen Gegend und eine Zeitung ging ſogar ſo weit, ihm anzurathen, lieber nach London zurückzugehen und dort die Früchte ſeiner Thätigkeit einzuheimſen, als hier in Amerika an den Wohlthätigkeitsſinn der Bürger zu appelliren.

Payne ging nun zu seinem Bruder Thatcher, der in New York ein einflußreicher Advokat geworden war und wohnte längere Zeit in dessen Hause. Zuerst wollte er ein Leben Jesu schreiben, doch gab er diese Idee bald wieder auf. Dann faßte er den Plan, eine Wochenschrift zu gründen; dieselbe sollte in London erscheinen, aber hauptsächlich Beiträge von amerikanischen Schriftstellern enthalten und dem Zwecke dienen, die Engländer mit den Verhältnissen der neuen Welt besser bekannt zu machen. Der Prospekt, den er vorläufig veröffentlichte, war in Wahrheit eine lange literarhistorische Abhandlung. Zur Gründung dieser Zeitung wollte er erst ein Kapital von 50,000 Dollars sammeln und bereiste nun die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen der Windrose, um Abonnenten, die den Jahrgang mit zehn Dollars bezahlten, anzuwerben. Nur in einer Stadt hatte er Erfolg, in New Orleans nämlich, wo man ihm eine Benefizvorstellung, für die der unter dem Namen „Colley Cibber" bekannte amerikanische Journalist James Rees einen Prolog geschrieben hatte, arrangirte, die ihm 1000 Dollars eintrug. Dann ging Payne unter die aufrührerischen Tscherokesen in Alabama und Georgia, um sensationellen Stoff für die erste Nummer der projektirten Zeitung zu suchen. Von dort aus schrieb er unendlich lange Briefe über das Leben und Treiben der Indianer an seinen Bruder in New York; ja, er nahm die Partei derselben in ihrem Streite mit der amerikanischen Regierung so nachdrücklich, daß er einst auf einige Tage von der Militärbehörde eingesteckt wurde.

Den größten Theil des Jahres 1838 brachte Payne in Washington zu und lieferte während dieser

Zeit mehrere prachtvoll ſtiliſirte Artikel für die „Dem cratic Review“. Auch wurde er, da ihm ſein bekannte Lied überall die Thüren öffnete, mit einigen einflu reichen Politikern bekannt, die dann dahin wirkte daß er ſpäterhin und zwar am 23. Auguſt 1842, vo Präſident Tyler als Konſul nach Tunis in Afrika g ſchickt wurde.

1845 wurde er jedoch wieder zu ſeinem größten Er ſtaunen zurückgerufen. Seine Freunde machten abermal ihren Einfluß zu ſeinen Gunſten geltend und im April 185 ging er zum zweiten Male als Konſul nach Tunis. Dor ſtarb er am 9. April 1852, alſo in ſeinem 62. Lebens jahre. Was aus ſeinen hinterlaſſenen Manuſkripten worunter ſich auch die Tragödie „Romulus“ befunde haben ſoll, geworden iſt, weiß man nicht. Unſtreitig i nicht viel dadurch verloren gegangen.

Verheirathet war Payne nie; doch beabſichtigte e einſt eine berühmte Boſtoner Schönheit als Frau heim zuführen und hätte es auch gethan, wenn die Eltern der ſelben nicht energiſch eingeſchritten wären.

Sein Grab auf dem Kirchhofe St. George bei Tuni wurde ſpäterhin auf Koſten der amerikaniſchen Regierun mit einer Marmorplatte geſchmückt und vor einigen Jahre ſtellten die Mitglieder des Brooklyner „Fauſtclub“ i Central-Park eine Koloſſalbüſte Payne's auf.

Früher war öfters in amerikaniſchen Zeitungen z leſen, daß der genannte Kirchhof von Tunis ſehr ve nachläſſigt ausſähe; als man jedoch 1883 Payne's Uebe reſte ausgrub, fand es ſich, daß der Kirchhof mit Roſe büſchen, Heliotropen und Nelken bepflanzt war und ſi auch die Grabſteine in der ſchönſten Ordnung befande

Payne's Sarg war verfault und die Erde hatte ſich, als man ihn ausgrub, mit ſeinen Gebeinen vermiſcht. Sein Skelett wurde in einen dreifachen Sarg gelegt, an den amerikaniſchen Konſul zu Marſeille geſandt und von dieſem dann mit dem Dampfer „Burgundia“ nach Amerika befördert. Corcoran ließ Payne's ſterbliche Ueberreſte auf dem Oak-Hill-Friedhof zu Georgetown bei Waſhington beerdigen.

Die Literatur-Periode von 1830 bis 1850.

Die in der Ueberschrift angegebene Periode kann in jeder Hinsicht als eine fruchtbare bezeichnet werden, denn in derselben waren die Dichter Poe, R. H. Dana, Halleck, Pierpont, Percival, Sprague, Gallagher, Hosmer und die Dichterinnen Osgood, Gauld, Drinker („Edith May") und andere thätig; es traten die Novellisten Cooper, Kennedy, Paulding, Joseph und John Neal, Charles Fenno Hoffman, Willis und Morris, sowie die Schriftstellerinnen Sigourney, Sedgwick u. s. w. auf; es wirkten fernerhin Irving, Sparks, Palfrey, Gayarré u. a. Als Essayisten dieser Periode sind zu verzeichnen: Emerson, Margaret Fuller, Reed, Verplanck und Griswold, und als politische Schriftsteller machten sich A. u. F. Everett, Webster, Choate u. s. w. bemerklich. Auf dem Gebiete der Ethnologie ist Schoolcraft und auf dem der Pädagogik Horace Mann zu nennen. Von den Theologen freisinniger Richtung, deren Schriften nicht ohne Einfluß auf ihre Zeit geblieben sind, verdienen Channing, Furneß und Parker genannt zu werden.

Wir wollen also mit der Besprechung der Dichter
er Periode beginnen, uns aber im Uebrigen nicht
eng an die Beobachtung des in der Ueberschrift dieses
pitels genannten Zeitabschnittes kehren.

Fritz-Green Halleck (1790—1867), dem James
ant Wilson ein biographisches Denkmal gesetzt hat, war
ı geborener Lyriker, doch mochte ihn seine unpraktische
schäftigung — er war nämlich Jahre lang als Buchführer
einer Bank und darnach als Privatsekretär John Jakob
tor's thätig — von seinem natürlichen Berufe abgehalten
ben, denn er schrieb verhältnismäßig wenig; dasselbe
icht aber hin, ihm einen Ehrenplatz in der amerikanischen
teraturgeschichte zu sichern. Seine „Poems" erschienen
327 und das darin enthaltene Gedicht „Marco Bozzaris"
wohl eines der wirksamsten Kriegslieder, die jemals
schrieben wurden, und bildet daher eine stehende Nummer
allen amerikanischen Schullesebüchern.

Der aus Cambridge in Massachusetts stammende
ichard Henry Dana (1778—1879), der eine Zeit lang
it Edward T. Channing die „North American Review"
digirte und sich in die gebildetsten Kreise durch „Lectures
ı Shakespeare" vortheilhaft einführte, ist ein gelehrter
ichter, dessen Schöpfungen mit Ausnahme seines Meister-
rkes „The Buccaneer" eine zu große geistige Anstren-
ng vom Lesen erheischen, um jemals in die Masse zu
ingen.

John Pierpont (1785—1866), der aus Connecticut
mmte und abwechselnd Lehrer, Advokat und Geistlicher
ır und Theile von Europa und Asien bereiste, schrieb
ßer seinen religiösen, unter dem Titel „Airs of Palestine"
röffentlichten Gedichten auch noch eine beträchtliche An-

zahl Lieder, in denen er das Familienleben ſinnig zu ſchildern verſtand.

James Gates Percival (1795—1856), deſſen Heimat gleichfalls Connecticut war, gab unter dem Titel „Clio“ drei aus proſaiſchen und poetiſchen Arbeiten beſtehende Bände heraus. Von ſeinen Gedichten, die ſehr viel Extravagantes enthalten, wurde erſt drei Jahre nach ſeinem Tode eine Geſammtausgabe veranſtaltet, ohne daß übrigens der bereits vergeſſene Ruhm des Dichters dadurch wieder belebt wurde. Percival war für ſeine Zeit ein grundbegabter Mann; er war mit den meiſten Sprachen Europa's vertraut, überſetzte Malte Brun's „Geographie“ in das Engliſche und veröffentlichte auch mehrere Bände der „Geological Survey“ von Wisconſin und Connecticut.

Charles Sprague (1791—1876), welcher in ſeiner Vaterſtadt Boſton als Kaſſirer der „Globe Bank“ ſeinen Lebensunterhalt verdiente, aber jede freie Minute dem Studium der engliſchen Klaſſiker widmete, iſt durch ſeine „Ode to Shakespeare“, ſowie durch ſein kleineres lyriſches Gedicht „The Family Meeting“ der jetzigen Generation im Gedächtnis geblieben.

Der 1813 zu Alexandria in Virginia geborene und gegenwärtig als Maler in Cambridge lebende Chriſtopher P. Cranch hat außer einer Ueberſetzung der Aeneide und einigen humoriſtiſchen Schriftchen zwei Bände Gedichte, nämlich „The Bird and the Bell, and other Poems“ (Boſton 1875) und „Aliban and Caliban, with other Poems“ (Boſton 1887) veröffentlicht, und ſich darin als formgewandter und gedankenreicher Dichter erwieſen, weshalb man lebhaft bedauern muß, daß er nur in einem kleinen Kreiſe bekannt geworden iſt, woran wohl auch

er Umstand die größte Schuld haben mag, daß er es nicht wie seine meisten Kollegen Neuenglands verstanden, oder es unter seiner Würde gehalten hat, seine Bedeutung stets auf's Neue durch die Zeitungen ausposaunen zu lassen.

Der 1814 zu Avon im Staat New York geborene William J. C. Hosmer, welcher einen Theil seiner Jugend unter den Indianern verbracht hatte, hat zwei Bände Gedichte herausgegeben, in denen er hauptsächlich Märchen und Sagen der Rothhäute poetisch verarbeitete; seine kleineren Lieder jedoch, welche sich auf das Leben der Natur beziehen, sind anziehender und gefühlvoller als jene epischen Ergüsse.

Frau Frances Sargent Osgood (1811—1850), die ihre Gedichte 1850 in einem Prachtband erscheinen ließ, ist eine gemüthreiche Dichterin, die ihr angeborenes Talent durch sorgfältige Studien zu hoher Entfaltung zu bringen suchte. Sie besaß ein äußerst feines Sprachgefühl und ihre Gedichte zeichnen sich daher auch durch Wohllaut und Zartheit aus. Ihre prosaischen Aufsätze und Erzählungen, die sie in zahlreichen Zeitschriften veröffentlichte, sind leider nie gesammelt worden.

Fräulein Hannah F. Gould (1789—1865), verdanken wir drei Gedichtsammlungen (1832—1841), aus denen übrigens nur das Lied „The Snow-Flake" ihre Verfasserin überlebt hat.

Die unter dem Pseudonym „Edith May" schreibende, aus Philadelphia stammende Anna Drinker war vor dreißig Jahren eine vielgenannte Schriftstellerin uud Dichterin, und ihre sorgfältig gefaßten Lieder machten damals die Runde durch die meisten amerikanischen Zeitungen.

Ihre „Poetical Works“ erſchienen 1851 in einem ſtarken Oktavband. Sie hatte eine gelehrte Erziehung genoſſen und war daher in den erſten Kreiſen New York's und Waſhington's ein gern geſehener Gaſt. Späterhin verfiel ſie in Wahnſinn und brachte zehn Jahre lang in der Irrenanſtalt zu Harrisburg in Pennſylvanien zu — alſo in demſelben Aſyl, in dem der Dichter Charles Fenno Hoffman 1884 nach dreißigjährigem Aufenthalt ſtarb. 1885 wurde Fräulein Drinker als geheilt entlaſſen ihren Verwandten zurückgegeben.

Amelia Welby's (1821—1852) Gedichte, die von Poe über die Maßen geprieſen wurden, erlebten mehrere Auflagen; die letzte erſchien 1850 in New York.

Frau Mary S. C. Shindler (1810—), beſſer bekannt als Frau Dana, iſt durch ihr Gedicht: „Passing under the Road“ allgemein bekannt geworden; daſſelbe iſt ihrer Sammlung „The Southern Harp“ entnommen.

Die Novelliſtin Katharine M. Sedgwick (1789 bis 1867) iſt der weibliche Cooper Amerika's. Sie ſtammt aus Stockbridge in Maſſachuſetts und brachte den größten Theil ihres Lebens in ihrer Geburtsſtadt, in welcher ihr Vater ein einflußreicher Politiker war, zu. Ihre 1824 veröffentlichte Novelle „Redwood“ wurde in's Italieniſche und Franzöſiſche überſetzt; auf der franzöſiſchen Ausgabe figurirt Cooper jedoch, der damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, als Verfaſſer. Die populärſte ihrer Novellen war die 1827 unter dem Titel „Hope Leslie“ erſchienene; ſpäterhin veröffentlichte ſie „Clarence“ (1830), „Le Bossu“ (1832) und mehrere Andere. „Hope Leslie“ und „Redwood“ aber ſind ihre bekannteſten Werke geblieben. Fräulein Sedgwick bearbeitete vorzugsweiſe ameri-

miſche Themen; ihre Charaktere ſind von ausgeprägter Individualität, und ihre Erfindungsgabe iſt erſtaunlich. Sie haſcht nirgends nach Effekt, und leere Phraſenreſcherei oder Schönrederei iſt nicht ihre Sache. Ihre päteren Werke, in denen ſie Scenen aus dem eigenen Familienleben zu ſchildern ſuchte, haben nicht zur Erhöhung ihres Rufes beigetragen; die darin kultivirte rockene Moral tritt zu ſehr in den Vordergrund und chmälert den Genuß des Intereſſes der Leſer an den handelnden Perſonen. Auch die zahlreichen Novellen des Fräulein Mc Intoſh ſind im Stile der Sonntagsſchulbücher der chriſtlichen Jungmänner-Geſellſchaften verfaßt nd tritt in ihnen die Verfaſſerin mehr als moraliſirende Schulmamſell, denn als anziehende und doch zum Edlen begeiſternde Erzählerin auf.

Poe's treuer Freund John Pendleton Kennedy 1795—1870) ſpielte in ſeinem Vaterſtaate Maryland ine bedeutende Rolle als Politiker und war auch unter dem Präſidenten Fillmore Marineminiſter; er ſchrieb eine ausgezeichnete Biographie William Wirt's und hat uns in ſeinen drei hiſtoriſchen Novellen „Swallow Barn", „Horse-shoe Robinson" and „Bob of the Bowl" höchſt intereſſante und anziehende Bilder aus dem Leben in den Südſtaaten während den erſten Jahrzehnten der amerikaniſchen Republik geliefert. Eine Biographie von Kennedy hat Henry T. Tuckerman zum Verfaſſer.

Der gemüthreiche, aus Pennſylvanien ſtammende John Sanderſon (1783—1844), welcher längere Jahre als Profeſſor der klaſſiſchen Sprachen an der Hochſchule von Philadelphia wirkte, hat durch ſeine beiden Werke „The American in Paris" and „The American in London" den

Ruf eines bedeutenden Humoriſten erlangt und man kan wohl ſagen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, da man in wenigen Werken amerikaniſcher Schriftſteller eine ſolchen geſunden Mutterwitz und ſolchen edlen Humo antrifft, wie dort.

Auch Joſeph C. Neal (1807—1847) war vorzugs weiſe Humoriſt, deſſen „Charcoal Sketches“, in denen e amüſante Bilder aus dem Stadtleben giebt, denſelbe Zauber auf den Leſer ausüben, wie Dickens' Erſtlings arbeiten auf demſelben Gebiete. Neal war Gründe Eigenthümer und Redakteur der in Philadelphia erſche nenden „Saturday Gazette“, eines Wochenblattes, da ihm eine unabhängige Exiſtenz ſicherte; leider aber e reichte ihn wenige Jahre nach der Gründung dieſer Ze tung ein frühzeitiger Tod.

John Neal, nun ſo gut wie ganz vergeſſen, wa ſeiner Zeit einer der fruchtbarſten Schriftſteller, der di Novellen ſozuſagen nur aus dem Aermel ſchüttelte un der ſich auch als Dichter einen Namen zu machen ſucht Er wurde im Jahre 1794 zu Portland in Maine g boren; trotzdem ſeine Vorfahren Quäker waren, alſo de extremſten Frieden und der Widerſtandsloſigkeit huldigte ſo war er doch in ſeiner Jugend ein wilder Geſell der ohne Händel gar nicht exiſtiren konnte. Nachdem e einen nothdürftigen Schulunterricht erhalten und ſich durc Privatſtudien mancherlei Kenntniſſe angeeignet hatte, e richtete er mit dem Dichter Pierpont eine Ellenwaare handlung, — ein Unternehmen, für welches Beide abe ſo wenig Geſchick hatten, daß ſie bald Bankerott mache mußten. Dann widmete ſich Neal dem Studium de Jurisprudenz und der Schriftſtellerei. Er verfaßte Kr

tiken, Gedichte, Novellen und Geschichtswerke und arbeitete mit solcher fabelhaften Schnelligkeit, daß er einmal in 36 Tagen vier Bände lieferte. Da einigen seiner Novellen in England die Ehre des Nachdrucks widerfuhr, so reiste er, da er dachte, dort blühe sein Weizen, 1824 nach diesem Lande ab und verbrachte daselbst drei an Vergnügen und literarischen Produkten reiche Jahre. 1827 kehrte er wieder nach Portland zurück und gründete die Wochenschrift „The Yankee", womit er jedoch keinen Erfolg hatte, so daß er dieselbe mit einer Zeitung in Boston verschmelzen ließ. Seine Novellen, von denen besonders „Rachel Dyer", eine auf den Hexenverfolgungen zu Salem in Massachusetts beruhende Erzählung eine gewandte Darstellungsgabe bekundet, zeichnen sich durch einen lebhaften Stil aus, doch merkt man denselben überall die hastige Abfassung an.

Sein Werk „Great Mysteries and Little Plagues" (Boston 1870), das einzige, was sich von ihm außer seiner Autobiographie „Wandering Recollections of a somewhat busy Life" (Boston 1869) noch im Buchhandel befindet, ist eine angenehme großväterliche Plauderei über Kinder mit einer sehr reichhaltigen Sammlung von Anekdoten aus dem Kinderleben.

Neal interessirte sich außerordentlich für humane Bestrebungen; er war ein Temperenzler und Frauenrechtler und agitirte auch gelegentlich für die Abschaffung der Todesstrafe.

Fenno Hoffman, der Gründer des bekannten „Knickerbocker Magazine", ist 1806 in New-York geboren. Als er elf Jahre alt war, versuchte er infolge eines Streites mit seinem Vater die Heimat heimlich zu verlassen,

doch als er das Schiff, auf dem er sich als Küchenjunge nützlich machen wollte, bestieg, wurde ihm durch einen unglücklichen Zufall der Fuß zerquetscht. Nachdem derselbe amputirt worden war, bezog er das Columbia College, studirte Jurisprudenz und wurde in seinem 21. Jahre zum Barreau zugelassen. Da ihm aber die Rechtspraxis nicht zusagte, so widmete er sich der Schriftstellerei und gründete 1833 das genannte Magazin. Seine Skizzenbücher „A Winter in the West" (1835) und „Wild Scenes in the Forest and Prairie" (1837) machten ihn zu einem viel und gerne gelesenen Schriftsteller. Seine 1840 erschienene Novelle „Greyslaer", welche auf einer wahren in Kentucky spielenden Mordgeschichte beruht, begründete seinen Ruf als Novellist. Seine Gedichte gab er 1842 unter dem Titel „The Vigil of Faith and other Poems" heraus; die zweite Auflage derselben nannte er „Love's Calendar" (1854). Als Lyriker hat er Vieles mit Tom Moore gemein und mehrere seiner Lieder, wie „This hard to share her smiles with Mary;" and „The Myrtle and the Steel" sind noch heute populär. Seine übrigen poetischen Ergüsse veröffentlichte er 1847 unter dem Titel „The Echo." 1846 übernahm er die Redaktion der „Literary World" und führte dieselbe bis 1849, als seine geistigen Kräfte nachließen und er in das Irrenhaus zu Harrisburg in Pennsylvanien gebracht wurde. Dort starb er anfangs 1884. Eine revidirte Ausgabe seiner Werke wurde 1874 durch seinen Neffen Edward Fenno Hoffman veröffentlicht.

Nathaniel Parker Willis (geb. 20. Januar 1807 zu Portland im Staate Maine), ein seiner Zeit bedeutender, einflußreicher Dichter und Journalist, ist jetzt dem

größeren Publikum ziemlich unbekannt und seine Gedichte, die man früher in fast allen amerikanischen Schullesebüchern fand, haben längst besseren Produkten Platz machen müssen. Sein Vater, ein gebildeter Geistlicher und Journalist, ließ ihm eine gute Schulbildung angedeihen und schickte ihn zur weiteren Ausbildung auf das Yale College, woselbst der hoffnungsvolle Jüngling nebenbei durch dichterische Behandlung biblischer Stoffe die Aufmerksamkeit seiner Mitschüler und Professoren auf sich lenkte, zugleich sich aber auch den giftgetränkten Angriffen neidischer Schriftsteller, die übrigens jetzt noch viel vergessener sind als er, aussetzte.

1829 gab er mit George P. Morris den New-Yorker „Mirror" heraus und schrieb für diese Zeitschrift humoristisch und sarkastisch gefärbte Reiseskizzen, die damals ein dankbares Publikum fanden. Dieselben erschienen auch später in Buchform, werden aber jetzt nur höchst selten noch den öffentlichen Bibliotheken entnommen. Als Attaché der amerikanischen Gesandtschaft in Paris bereiste Willis Griechenland und die Türkei und ließ darüber zahlreiche Berichte in englischen Monatsschriften erscheinen. Eine gehässige Bemerkung über Captain Marryat hatte ein Duell zur Folge, das jedoch blutlos verlief.

In Paris verheirathete er sich auch mit Fräulein Stace, der Tochter eines englischen Generals. 1839 kehrte er nach Amerika zurück und ließ sich am Hudson auf einem Landgute, dem er den Namen „Glenmary" gab, nieder. Seine beiden Schauspiele „Bianca Visconti" und „Tortesa the Usurer" hielten sich nur kurze Zeit auf der Bühne.

Von 1844 redigirte er mit seinem alten Freunde Morris den „Daily Mirror" und wurde durch diese Zeitung

auch mit dem unglücklichen Edgar A. Poe bekannt, den er vergeblich vor dem ihm drohenden Untergange zu retten suchte.

Als Frucht seiner zweiten Reise nach Europa erschien 1845 das Werk „Dashes at Life with a Free Pencil". Das Jahr darauf verheirathete er sich zum zweiten Male und zwar mit einer Dame aus Massachusetts. Dann gründete er mit Morris die Wochenschrift „The Home Journal", das lange Jahre hindurch das gelesenste Blatt Amerika's war. Willis starb am 21. Januar 1867. Er war Bruder der ersten Gattin des amerikanischen Historikers Parton, also der unter dem Namen „Fanny Fern" schreibenden Schriftstellerin. Außer den bereits kurz erwähnten Werken schrieb er noch „Letters from under a Bridge" (1840), „People I have met" (1850), „Memoranda of a Life of Jenny Lind" (1851), „Famous Persons and Places" (1854) u. s. w. Mit Morris edirte er die Anthologie „The Prose and Poetry of Europe and America". Von seinen Gedichten erschien 1882 in New-York eine neue Ausgabe, die jedoch durchaus nicht als eine vollständige bezeichnet werden kann.

Willis' Gedichte bestehen hauptsächlich aus trocknen, in fünffüßigen Jamben gehaltenen Paragraphen bekannter alt- und neutestamentlicher Stoffe und einer großen Anzahl werthloser Gelegenheitsprodukte. Seine prosaischen, leicht hingeworfenen Skizzen fanden früher besonders in der Damenwelt eine günstige Aufnahme; als jedoch bessere Kräfte in der amerikanischen Literatur auftauchten, beachtete man sie nicht mehr.*)

*) Willis hat übrigens immer noch Verehrer, die seine Wichtigkeit dem jetzigen Geschlechte zu demonstriren suchen. Dazu

Willis und Morris werden gewöhnlich als Castor nd Pollux der amerikanischen Literatur bezeichnet. Morris 1802—1864) ist hauptsächlich als Verfasser vieler sang- barer Lieder bekannt; von denselben hat das aus national- ökonomischen Gründen jetzt noch mehr als zur Zeit der Abfassung wichtige Gedicht „Woodman, spare that Tree" eine außerordentlich große Verbreitung gefunden. Auch sein Drama „Briar-Cliff" hat sich lange Jahre auf der amerikanischen Bühne gehalten.

Der in New-York geborene und gestorbene Frederick S. Cozzens (1818—1869), Herausgeber des der Weinkultur gewidmeten Journals „The Wine Press", hat eine Anzahl Schriften „The Sparrowgrass Papers", „Prismatics", „Acadia" u. s. w. verfaßt, die ein gesunder, urwüchsiger Humor durchweht.

James Hall (1793—1868) ist der Verfasser mehrerer Werke, die sich auf das Pionier- und Indianerleben beziehen.

Sylvester Judd (1813—1853), ein zur Unitarier- kirche gehörender Geistlicher, schrieb die Erzählung „Margaret, a Tale of the Real and the Ideal", welche von Lowell die „amerikanischste" aller amerikanischen Erzählungen genannt wird.

George Lippard (1822—1854), ein Pennsylvanier, hat als Verfasser zahlreicher Sensationsnovellen (Belle of Prairie", „The Monks of Wissahickon", „Blanche of Brandywine" u. s. w. seinerzeit viele Leser und Verehrer gefunden.

---

gehört in erster Reihe Prof. Henry A. Beers, der Verfasser einer Biographie Willis' (Boston 1885), sowie, beiläufig gesagt, eines Bandes anziehender Gedichte („The Thankless Muse", Boston 1886).

Daniel P. Thompſon (1795—1868) hat das Leben und Treiben im Staate Vermont zu Anfang dieſes Jahrhunderts zum Gegenſtand einiger novelliſtiſch-hiſtoriſcher Skizzen („The Green Mountain Boss", „Locke Amsden", „The Rangers" u. ſ. w.) gemacht.

Frau Lydia Maria Child (1802—) hat während eines halben Jahrhunderts eine große literariſche Thätigkeit entfaltet und durch zahlreiche Schriften veredelnd auf das Familienleben gewirkt.

Auch die unter dem Namen „Fanny Forreſter" ſchreibende Frau Emily Judſon, die Gattin eines in Indien geſtorbenen amerikaniſchen Miſſionärs, hat zur moraliſchen Hebung des häuslichen Lebens durch ihre theils aus Gedichten, theils aus Erzählungen und Skizzen beſtehenden Werke („Alderbrook", „An Olio of Domestic Verses", „How to be Great, Good, and Happy" u. ſ. w.) weſentlich beigetragen. Ferner hat die unter dem Namen „Couſine Alice" bekannte Jugendſchriftſtellerin Alice B. Haven (1828—1863) ſich durch ihre Werke „Helene Morton", „Contentment better than Wealth", „No such Word as Fail" u. ſ. w. um das junge Geſchlecht ebenfalls ſehr verdient gemacht und demſelben praktiſche und moraliſche Ideen eingeflößt.

Sarah Helen Whitman (1803—1878), war eine ſprachgewandte, hochgebildete Dichterin und in der europäiſchen Literatur gründlich bewandert. Als Freundin Poe's ſchrieb ſie „Edgar Poe and his Critics" (2. Aufl. Providence, R. J. 1885) worin ſie gegen Griswold auftrat und deſſen Verdächtigungen Poe's zu entkräften ſuchte. Von ihren gehaltreichen Gedichten iſt 1885 in Providence eine neue Ausgabe erſchienen.

Dr. Jakob Sparks (1794—1866), welcher von 1838—1849 Professor der Geschichte am Cleveland College und von 1849—1853 Rektor desselben war, hat sich durch die umsichtige Redaktion der „American Biography", eines aus 25 Bänden bestehenden Sammelwerkes, sowie durch „Life and Writings of Franklin" (10 Bände) und „Life and Writings of Washington" (12 Bände) einen ehrenvollen Namen als Historiker erworben. Sparks ist mehr Sammler als Originalforscher, aber in ersterer Eigenschaft entfaltete er einen beispiellosen Fleiß und eine kritische Umsicht, die seine Werke zu einer zuverlässigen und unerschöpflichen Fundgrube für spätere Historiker gemacht haben.

Der 1884 in Cambridge gestorbene Theologie-Professor John G. Palfrey hat durch seine auf langjährigen und sorgfältigen Forschungen beruhende „History of New England" eine interessante Epoche der amerikanischen Geschichte trefflich behandelt.*) Auch William L. Stone (1793—1844), seinerzeit einer der einflußreichsten Journalisten, hat sich mit der amerikanischen Kolonialgeschichte eingehend beschäftigt und unter Anderem die Werke „Life of Joseph Brandt", „Life and Times of Red Jacket" und „Matthias and his Impostures" geschrieben. Charles J. Ingersoll (1782—1862) ist Verfasser einer vierbändigen, auf ausgedehnten Originalforschungen beruhenden „History of the War of 1812—1815, between Great Britain and the United States".

Henry Reed (geb. 1808 zu Philadelphia, am 27. September 1884 mit dem Dampfer „Arctic" untergegangen),

*) Die Herausgabe des 5. (letzten) Bandes wird auf Grund hinterlassener Papiere von Gen. Francis Palfrey, dem Sohne des Historikers, vorbereitet.

war Professor der Rhetorik und englischen Literatur an der Universität seiner Vaterstadt und hat sich durch seine von gründlicher literarischer und ästhetischer Bildung zeugenden „Lectures on English Literature“ und einige ähnliche Werke einen dauernden Namen gemacht.

Gulian C. Verplanck (1787—1870) war der erste Amerikaner, der sich auf dem Gebiete der Shakespeare-Forschung einen Namen machte.*)

Rufus W. Griswold (1815—1857), der mehrere Journale redigirte, ein Bändchen Gedichte und eine Sammlung von Predigten herausgab, besaß zwar selber kein poetisches Talent, hat aber durch seine umfangreichen Anthologien „The Female Poets of America, „The Prose Writers of America“ and „The Poets and Poetry of America“ (neue Ausgabe von R. H. Stoddard), die alle authentisches Material betreffs der Biographien der einzelnen Dichter enthalten, dem Literarhistoriker große Dienste geleistet, die man in Hinsicht auf seine Verunglimpfung Poe's oft geschmälert hat.

Auch Charles D. Cleveland (1802—1869), zeigt sich in seinen verdienstvollen Werken „A Compendium of English Literature“, „English Literature of the 19th Century“, „A Compendium of American Literature“ and „A Compendium of Classical Literature“ mehr als Sammler denn als kritischer Kenner; daß er aber auch in letzterer Eigenschaft Vorzügliches zu leisten vermochte, hat er durch seine Ausgabe von Milton's „Works“ bewiesen.

Der Staatsmann Alexander H. Everett (1790

*) Siehe über ihn, Richard Grant White, Furneß, Rolfe, Hudson, und andere Shakespeare-Forscher die Schrift: „Shakespeare in Amerika“. Von Karl Knortz, Berlin, 1882.

—1847), schrieb außer einem mit Recht längst vergessenen Bändchen Gedichte und einigen Beiträgen zu Sparks' „American Biography", ein Werk über die politischen Zustände Europa's und ein ähnliches über Amerika, die beide wegen ihrer ausgezeichneten Sprache und ihres reichen Inhaltes zur Zeit des Erscheinens großes Aufsehen erregten und auch in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurden. Sein Bruder Edward (1794—1865), der ebenfalls lebhaften Antheil an der Politik nahm und ein außergewöhnliches Rednertalent besaß, hat sich durch die neun Bände seiner „Orations" ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Daniel Webster (1782—1852), als Advokat, Staatsmann und Redner Jahre lang die Geschicke seines Vaterlandes, leider aber nicht immer in fortschrittlichem Sinne, beeinflussend, dessen Leben George Ticknor Curtis in zwei dicken Bänden (1869—70) beschrieben hat, war Meister eines kräftigen Stiles. Seine juristischen Reden wurden mit Recht als Muster der Rednerkunst geschätzt. Seine Werke füllen sechs Bände. Andere schriftstellernde Staatsmänner der hier besprochenen Periode, wie Thomas J. Benton (1782—1858), Rufus Choate (1799—1859), Henry Wheaton (1785—1848) u. s. w. wollen wir jedoch, um nicht zu ausführlich zu werden und nicht durch trockene Notizen zu sehr zu langweilen, lieber übergehen. Aber des Deutsch-Amerikaners Francis Lieber, dessen Ueberreste auf dem Woodlawn-Friedhofe in New-York schlummern, sei doch speciell rühmend gedacht.*)

*) Siehe „Life and Letters of Francis Lieber." Edited by T. S. Perry (Boston 1882) und „Francis Lieber: sein Leben und seine Werke". Von F. W. Holls. (New-York 1884).

Joſeph E. Worceſter (1784—1865), der Verfaſſer zahlreicher, für den Schulgebrauch beſtimmter geographiſcher Werke, hat durch ſein „English Dictionary“, deſſen Ausgabe von 1860 beinahe zwei Tauſend Seiten füllt, Webſter den Ruf des bedeutendſten amerikaniſchen Lexikographen ſtreitig gemacht und es ſchien wirklich eine Zeitlang, als ob ſein Wörterbuch ſchließlich das Webſter'ſche verdrängen wolle. Doch es hat ſich inzwiſchen gezeigt, daß der amerikaniſche Markt groß genug für zwei ſolcher Werke iſt, beſonders da die Verleger derſelben weder Mühe noch Ausgaben ſcheuen, ſie häufig in verbeſſerten, die neueſten philologiſchen Forſchungen berückſichtigenden Auflagen erſcheinen zu laſſen.

George P. Marſh (1801—1882), ein bedeutender Philologe, iſt am 14. März 1801 zu Woodſtock in Connecticut geboren; er wandte ſich, nachdem er vom Dartmouth College graduirt worden war, dem Studium der Jurisprudenz zu. Da ihm die praktiſche Verwendung derſelben jedoch nicht gefiel, ſo ſtürzte er ſich in das politiſche Leben und wurde 1842, nachdem er vorher ſeinen Staat im Kongreß repräſentirt hatte, als Geſandter nach der Türkei geſchickt. Seit jener Zeit blieb er mit kurzen Unterbrechungen bis zu ſeinem Tode im Staatsdienſte. Marſh ſammelte eine an nordiſchen Sprachdenkmälern ſehr reiche Bibliothek, die ſpäterhin von Frederick Billings angekauft und der Univerſität von Vermont geſchenkt wurde.

1838 veröffentlichte er für Privatzirkulation ſeine „Icelandic Grammar“, die hauptſächlich auf Rask's Forſchungen beruht. 1861 erſchienen ſeine „Lectures on the English Language“ und ein Jahr ſpäter gab er das Werk

„Origin and History of the English Language“ heraus. Außerdem ſchrieb er „The Earth as modified by Human Action“, und ein Buch über das Kameel. Von ſeinen drei Hauptwerken hat die New-Yorker Verlagsfirma Charles Scribner's Sons mehrere Ausgaben erſcheinen laſſen. Seine philologiſchen Werke ſind außerordentlich anziehend und belehrend, und wenn der Verfaſſer auch gerade kein ſolcher Sprachphiloſoph wie Whitney oder kein ſolcher Einzelforſcher wie March iſt, ſo verſteht er es wenigſtens, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in populärer Weiſe wieder zu geben und ſo den Laien dafür zu erwärmen.*)

Gould Brown's (1791—1857) „Grammar of English Grammars“, bildet ein Seitenſtück zu Webſter's oder Worceſter's Wörterbuch und iſt für Jeden, der das Studium der engliſchen Sprache gründlich betreiben will, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden.

Der Sonderling Dr. James Ruſh (1786—1869), iſt der Verfaſſer des in ſeiner Art klaſſiſchen Werkes „The Philosophy of the Human Voice“. Er hat nach ſeinem Tode durch ein Vermächtnis dafür geſorgt, daß von Zeit zu Zeit neue Ausgaben dieſes Buches veranſtaltet werden ſollen, in denen ſtets den neueſten Forſchungen Rechnung getragen wird.

Von den einflußreichen theologiſchen Schriftſtellern dieſer Periode ſind anzuführen: Addiſon Alexander (1809—1860), Lyman Beecher (1775—1863), Edward Robinſon, der Gemahl der Schriftſtellerin „Talvy“ (1794—1863), Dr. Bethune (1805—1862), William Ellerly

*) Siehe über Marſh die „Literary World“ vom 21. Oktober 1882. Sein Leben und ſeinen Briefwechſel hat ſeine Wittwe 1888 zu New-York in zwei Bänden erſcheinen laſſen.

Channing (1780—1842), Andrews Norton (1786—18
Dr. Furneß (derſelbe überſetzte auch eine Anzahl Gedi
darunter Schiller's „Glocke“ muſterhaft in's Engliſ
Theodore Parker (1810—1860) und George Waſhin
Doane, von deſſen „Songs by the Way“ 1875 eine
Ausgabe in Albany erſchien.

Frau Lydia H. Sigourney (1791—1865),
während eines halben Säculums wenigſtes einen B
jährlich erſcheinen ließ, hat ſich vielleicht mehr durch
Zahl als den Wert ihrer Schriften einen Platz in
amerikaniſchen Literaturgeſchichte erobert. Der mo
ſirende Ton, den ſie in allen ihren Schriften zur Sc
trägt, iſt wohl dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſie
ihrem 19. bis 28. Jahre, dem Jahre ihrer Verheirath
mit dem Kaufmann Charles Sigourney in Hartf
Conn., als Lehrerin thätig geweſen war. Trotzdem
proſaiſchen Werke einen relativ größeren Werth als
poetiſchen haben, ſo iſt ſie doch unſerer Zeit nur noch
Dichterin einiger anmuthiger Lieder bekannt.

Henry Ware (1797—1852), ein zur Sekte
Unitarier gehörender Geiſtlicher, iſt der Verfaſſer
„Letters from Palmyra“ (1836), eines früher viel geleſ
Buches, das aus elegant geſchriebenen Briefen beſ
die angeblich ein römiſcher Edelmann, der während
Regierung Zenobia's Palmyra beſuchte, verfaßt hat
in denen das tägliche Leben der Römer während
Kaiſerzeit ſehr anſchaulich geſchildert wird. In dem A
„Probus“ (1838) macht er ſeine Leſer mit den römiſ
Sitten und Gebräuchen zur Zeit der letzten großen Chri
verfolgung bekannt.

Horace Mann (1796—1859) hat durch ſeine

reichen „Educational Reports“ und andere Werke pädagogischen Inhaltes dem amerikanischen Schulwesen unvergängliche Dienste geleistet. Man kann ihn mit Recht den Diesterweg Amerika's nennen.

Henry Schoolcraft (1793—1864), hatte sich die Aufgabe gestellt, der Tacitus der Indianer zu sein, wozu er aber infolge seiner höchst mangelhaften Kenntnisse nicht im mindesten befähigt war. Sein auf Kosten der Bundesregierung gedrucktes Werk „Historical Information concerning the Indian Tribes“ enthält allerdings werthvolles, von kompetenten Verfassern zusammengetragenes Material zur Ethnologie und Philologie der Ursprachen, allein die darin befindlichen Abhandlungen vom Herausgeber, der an einer fabelhaften Selbstüberschätzung litt, sind nichts als eine unverzeihliche Papierverschwendung. Als Sammler indianischer Sagen, besonders derer, die sich auf Menabuscho, den Halbgott der Tschippewäer beziehen, hat er Anerkennenswerthes geleistet. Longfellow's „Hiawatha“ ist, beiläufig bemerkt, aus diesen Märchen zusammengestellt.*)

Der Maler George Catlin hat sich durch seine zwei Bände „Illustrations of the Manners, Customs and Conditions of the North American Indians“, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden und deren Inhalt auf langjährigem Aufenthalt unter den westlichen Stämmen beruht, einen ungleich werthvolleren und zuverlässigeren Bericht über die amerikanischen Urbewohner geliefert.

John L. Stephens (1805—1852), der über seine Reisen in Europa und Asien mehrere Bände herausgab,

*) Siehe über ihn die Einleitung zur Uebersetzung des „Hiawatha“ von Karl Knortz, Jena, 1872.

ist jedoch hauptsächlich durch seine Reisewerke, besonl über Yucatan, bekannt geworden. Seine und Squi Schriften bilden die zuverlässigsten Publikationen betr Centralamerika's.

Der aus einer katholischen und aristokratisc Pflanzerfamilie stammende Historiker, Politiker und velliſt Charles Gayarré (geb. 9. Januar 1805 zu N Orleans) verstand es trefflich, schon in seiner Jugend Aufmerksamkeit der einflußreichen Südländer auf sich lenken. In seinem zwanzigsten Jahre veröffentlichte eine Broschüre, in welcher er einem in der Legisla von Louisiana gestellten Antrage, die Todesstrafe zuschaffen, mit solchen schwerwiegenden Gründen e gegentrat, daß derselbe mit großer Majorität verwor wurde. Nachdem er sich mehrere Jahre in Philadelp mit dem Studium der Jurisprudenz befaßt hatte und Rechtspraxis zugelassen worden war, kehrte er wie nach seiner Vaterstadt zurück und veröffentlichte eine französischer Sprache geschriebene Studie über die schichte Louisiana's. Es wurden ihm darauf mehr wichtige Aemter anvertraut, aber dieselben schienen doch nicht zu fesseln, denn er begab sich auf acht Ja nach Europa. Als er 1844 wieder in seine Heimat zur kehrte, wurde er in die Staatslegislatur gewählt; a bekleidete er sieben Jahre lang das Amt eines Stac sekretärs. Während dieser Zeit veröffentlichte er in fr zösischer Sprache eine zweibändige Geschichte Louisian welche zahlreiche damals unbekannte Dokumente enth die er in Frankreich gesammelt hatte. In englisc Sprache ließ er im Verlage von Harper & Co. in N York das Werk „The Romance of the History of L

siana“ erſcheinen, das aber wenig Anklang fand. Trotz der vielen Anforderungen, die ſich an ſeine politiſche Stellung hefteten, fand er immer noch Zeit und Muße genug, ſeine hiſtoriſchen Forſchungen weiter zu verfolgen, als deren Frucht dann eine ausführliche Geſchichte von Louiſiana in vier Bänden erſchien. Dieſelbe beginnt mit den erſten Anſiedlungen des genannten Staates bis zum Jahre 1861, alſo bis zum Jahre, in dem ſich Louiſiana von den Vereinigten Staaten losſagte und der ſüdlichen Conföderation anſchloß.

Darauf ließ Gayarré „School for Politics“ (3. Aufl. New-York 1877), eine dramatiſirte Novelle, erſcheinen, in der das Dichten und Trachten der profeſſionellen Politiker und hungrigen, egoiſtiſchen Aemterjäger derb gegeißelt wird. Es iſt dies Werk eine beißende Satyre auf das Princip der Selbſtregierung, welchem Umſtande es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben iſt, daß es Graf de Lartiges, der frühere Geſandte Frankreich's in Waſhington, in das Franzöſiſche überſetzte. Beſondere Erwähnung verdient noch die ſeltene Thatſache, daß in jener Novelle ausnahmsweiſe einmal einem deutſchen Adoptivbürger eine halbwegs anſtändige Rolle zuertheilt iſt.

Gayarré gehörte ſein Leben lang der demokratiſchen Partei an, ohne ſich jedoch mit derſelben vollſtändig zu identifiziren. Ja, er klagte dieſelbe mehrmals öffentlich in geharniſchten Broſchüren der Korruption an und nannte die Vertreter derſelben mit Byron „an aristocracy of blackguards“, was ihm natürlich nie vergeſſen wurde. Die „School for Politics“ iſt aus ſeinen perſönlichen Erlebniſſen hervorgegangen. 1861 war Gayarré unter denjenigen, welche eine Trennung Louiſiana's von der Union

energiſch befürworteten. Während des darauf folgenden Bürgerkrieges hielt er ſich auf ſeiner Farm auf und arbeitete hauptſächlich für ein zwiſchen Frankreich, England und den konföderirten Staaten abzuſchließendes Schutz- und Trutzbündniß. Nach Beendigung des Krieges war auch ſein politiſcher Stern erloſchen. Er veröffentlichte ſeitdem die zweiactige Comödie „Dr. Bluff, or, the American Doctor in Russia“, Die „History of Philipp II. of Spain“ und die biographiſche Novelle „Fernando de Lemos“, deren Inhalt größtentheils auf eigenen Erlebniſſen beruht. Sein Hauptverdienſt jedoch hat er ſich als Verfaſſer der Geſchichte Louiſiana's erworben.

James Fenimore Cooper.

Dem alten, gemüthlichen, aber wenig bekannten amerikaniſchen Schriftſteller Joſeph Dennis (1769—1812) gefiel der bekannte Kinderreim:

„Jack and Jill went up a hill,
To fetch a bucket of water,
Jack fell down and broke his crown,
And Jill came tumbling after“

ſo gut, daß er ihm eine lange humoriſtiſche Abhandlung widmete und ihn allen Dichtern als Urbild einer gedrungenen epiſchen Darſtellung empfahl. Jener Vers, ſo argumentirte Dennis, enthält die Namen der handelnden Perſonen, ihre Thaten und ihr ſchließliches Schickſal, alſo Alles, was darzuſtellen die Aufgabe eines Hiſtorikers, Novelliſten oder Dichters iſt, und entſpricht daher allen äſthetiſchen Anforderungen, die man an ein poetiſches Werk überhaupt machen darf. Er führt uns gleich in medias res, und die Aktion geht ſchnell von ſtatten, was in Anbetracht der Kürze unſeres Lebens und der Länge der Kunſt nicht genug gelobt werden kann. Ueber das

Schickſal des Eimers läßt uns der Vers allerdings im Unklaren, doch iſt dasſelbe überhaupt von keiner Bedeutung und kann es ſich ja leicht ein Jeder, ohne einen beſonders anſtrengenden Ritt in das Reich der Phantaſie zu unternehmen, ſelber vorſtellen. Als ganz beſonderes Verdienſt des unbekannten Dichters dieſes Verſes aber ſtellt Dennis noch fernerhin den Umſtand hin, daß wir nicht in die Genealogie der Helden Jack und Jill eingeweiht und mit ihren Großvätern und Tanten der Haupt- und Nebenlinien bekannt gemacht werden, — und dieſe Bemerkung war es, die uns einfiel, als wir die von Charles D. Warner edirte Serie „American Men of Letters“ und die von Kennedy und Underwood verfaßten Biographien amerikaniſcher Dichter durchmuſterten und darin gar lange und trockene, allem Anſcheine nach mit großem Zeitverluſt zuſammengeſtellte genealogiſche Kapitel ſahen, die allenfalls der Eitelkeit der Verwandten und Nachkommen jener Größen ſchmeicheln, für das Publikum aber größtentheils ohne das geringſte Intereſſe ſind. Was liegt der Welt daran, ob der Vorfahre einer amerikaniſchen Celebrität auf der „Maiblume“ auswanderte, oder ob er um ein engliſches Gefängnis zu leeren, zum Leben in den überſeeiſchen Kolonien begnadigt wurde?

Der hier empfohlenen Kürze wollen wir uns denn auch in dieſem Abſchnitt, welcher der Lebensgeſchichte und der literariſchen Bedeutung Cooper's gewidmet iſt, befleißigen, und gleich mit Cooper ſelbſt beginnen.

James Fenimore Cooper wurde am 15. September 1789 zu Burlington in New-Jerſey geboren. Sein Vater war kurz nach der Revolution in den Beſitz einer großen Landſtrecke im Staate New-York gelangt. Im

ire 1790 siedelte er sich auf derselben mit seiner zahlhen Familie an und legte den Grund zu dem Städtchen ooperstown am südöstlichen Ufer des Otsego-Sees. In jener gelegenen Gegend trieben sich damals Abenteurer aller tionalitäten auf längere oder kürzere Zeit herum; ein gouverneur von Martinique hielt eine Specereiwaarenndlung daselbst, und ein ehemaliger Hauptmann der itischen Armee suchte sich als Händler mit allen erdenkhen Gegenständen durchzuschlagen. Auch Talleyrand hielt h einst einige Monate im gastlichen Hause des alten ooper auf und verfolgte eine seiner Töchter mit Liebesiefen, die noch heute im Besitze der Familie sind.

Nachdem James Fenimore Cooper in Albany den im Eintritt in eine amerikanische Universität erforderhen Unterricht erhalten hatte, ward er nach dem Yale ollege gesandt; doch mußte er dasselbe nach drei Jahren folge seiner Theilnahme an einem lärmenden Trinklage verlassen.

Darauf trat er in den Dienst der Marine und behr als Midshipman amerikanische und europäische Geässer. Als die Vereinigten Staaten im Jahre 1808 nen Krieg mit England befürchteten, wurde eine Anzahl eeleute, darunter auch Cooper, nach dem Hafen von swego geschickt, um ein Kanonenboot zu bauen. Diesem mstande verdanken wir Cooper's herrliche Beschreibung s Ontario-Sees im „Pathfinder".

1811 verheirathete sich Cooper mit Fräulein DeLancey nd schied dann aus dem Seedienste. Da seine Frau einer ugenottenfamilie angehörte, die während der amerikanihen Revolution mit England sympathisirt hatte, und er

zeitlebens unter dem Pantoffel derselben stand, so erklär es sich denn auch, warum er in einigen seiner Schriften wie „The Spy", „Wyandotte" u. s. w. die Tories so außerordentlich glimpflich behandelte, trotzdem dies durchaus nicht dem damaligen Geschmacke entsprach.

Von 1814—17 wohnte Cooper in der Nähe von Cooperstown und beschäftigte sich hauptsächlich mit Landbau. Er pflanzte Bäume, legte Sümpfe trocken und gab dafür mehr Geld aus, als er kluger Weise hätte thun sollen. 1817 zog er auf den Rath seiner Frau, die gerne in der Nähe ihrer Eltern sein wollte, nach dem Dorfe Searsdale und setzte seine verlustbringende landwirthschaftliche Beschäftigung fort. Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er nicht die geringste Idee, dereinst Schriftsteller zu werden. Als er eines Tages seiner Frau eine das gesellschaftliche Leben England's beschreibende Novelle vorlas, machte er die Bemerkung, daß er doch eine bessere produciren könne, worauf seine Frau erwiderte, er solle seine Prahlerei einfach durch die That beweisen. So entstand dann in kurzer Zeit die zweibändige Novelle „Precaution", die in einer jämmerlichen Ausstattung zu New-York erschien und eine ungünstige Aufnahme fand. Amerika stand damals in literarischer Hinsicht noch ausschließlich unter dem Einflusse Englands; die englische Kritik war, da sie für maßgebend galt, gefürchtet, und so wagte sich denn sehr selten ein amerikanischer Verleger an die Herausgabe eines Werkes von einem unbekannten amerikanischen Schriftsteller, denn er war sicher, daß derselbe schon der Konkurrenz wegen von den Engländern unbarmherzig mitgenommen würde, und er somit die beste Aussicht hatte, sein Geld los zu werden. Diesen Vorurtheilen

uchte nun Cooper dadurch entgegen zu treten, daß er erſtens den Schauplatz ſeiner Erzählung nach England, von dem er doch ſo gut, wie gar nichts aus eigener Anſchauung wußte, verlegte, und daß er zweitens ſeinen Namen nicht auf dem Titelblatte nannte, was denn zur Folge hatte, daß man den anonymen Verfaſſer für einen Engländer hielt und auch das Werk in England nachdruckte.

Dieſe Novelle iſt heutigen Tages hauptſächlich deshalb ungenießbar, weil darin die Wittwe Wilſon zu viel trockene Moral predigt. Sie vertritt die Stelle des Verfaſſers, der bei jeder Gelegenheit ſeiner pietiſtiſchen Geſinnung freien Spielraum gewährt, dabei aber den Puritanern hin und wieder doch gerne etwas am Zeuge flickt, obgleich er, ein eifriges Mitglied der Epiſkopalkirche, die Fehler und Tugenden, den Ernſt, die Einſeitigkeit und die Intoleranz der Puritaner in hohem Grade beſaß.

Seinen Freunden gefiel dieſe Novelle übrigens ganz gut, und ſie ermuthigten ihn daher, die Feder nochmals in Bewegung zu ſetzen; denn hat er Dinge beſchrieben, — ſo argumentirten ſie, — von denen er gar nichts wußte, ſo müßte es ihm doch ein Leichtes ſein, ein Thema, mit deſſen Details er vollſtändig vertraut ſei, erfolgreich zu behandeln. Da ſeine erſte Novelle auch ſchon deshalb nicht in Amerika Anklang fand, weil daſelbſt die engliſche Geſellſchaft, wenigſtens bei dem größeren Publikum, doch mißliebig war, ſo nahm er auf Anrathen ſeiner Freunde nun die amerikaniſche Revolution zum hiſtoriſchen Hintergrunde ſeiner nächſten Novelle.

In der unmittelbaren Umgegend der Beſitzung Coopers lebten noch mehrere Leute, die ſich mancher Begebenheiten aus dem Unabhängigkeitskriege deutlich erinnerten, und

als ihm einer derſelben nun einſt von den fabelhafte Thaten eines Spiones erzählte, beſchloß er, denſelben zu Helden ſeiner Novelle zu machen. Große Hoffnungen ſetzt er jedoch nicht auf dieſelbe, und als er den erſten Band fertig hatte, beabſichtigte er ſogar, das ganze Unternehmen fallen zu laſſen. Auf energiſches Zureden ſeiner Freunde, entſchloß er ſich jedoch, auch den Schlußband zu ſchreiben, und ſo erſchien denn ausgangs 1821 „The Spy“.

Bald nach dem Erſcheinen des „Spions“ verkündeten die Zeitungen, daß dies die bedeutendſte, in Amerika entſtandene Novelle ſei, und ſich eines Erfolges wie kein anderes Werk irgend eines amerikaniſchen Schriftſtellers rühmen könne, was damals ungefähr ſo viel meinte, als daß in kurzer Zeit drei Auflagen gedruckt werden mußten. Auch wurde die Erzählung dramatiſirt. Ein anderes Urtheil aber wurde vorläufig darüber noch nicht abgegeben, da man erſt abwarten wollte, was die Kritiken Englands darüber zu ſagen hatten.

Cooper ließ dieſe Novelle durch Waſhington Irving dem Londoner Verleger Murray anbieten; derſelbe gab ſie Herrn Gifford, dem Redakteur des „Quarterly“, einer Vierteljahrſchrift, die ſich hauptſächlich durch Beſchimpfung amerikaniſcher Zuſtände auszeichnete, zur Begutachtung. Daß ſein Urtheil ungünſtig war, ließ ſich erwarten, und ſo ſtand denn Murray von der Uebernahme des Verlages ab. Miller, der Verleger von Irvings „Sketch-Book“ las hingegen Coopers Werk ſelber durch, und druckte es auch ſo ſchnell wie möglich nach, und die Folge davon war, daß Cooper in England bald ebenſo berühmt war wie in Amerika. Der franzöſiſche Ueberſetzer der „Waverley Novels“ überſetzte „The Spy“ in ſeine Sprache, und nun

heute ist diese Novelle in Frankreich, wie auch in Deutschland, eines der Lieblingsbücher des Lesepublikums. Auch im spanischen Südamerika fand, wie E. G. Squier in seinem Werke über Nicaragua berichtet, dieses Werk eine begeisterte Aufnahme.

Von nun an betrachtete sich Cooper selber als professionellen Romanschreiber, und in den Jahren 1820 bis 1830, der glücklichsten Periode seines ganzen Lebens, veröffentlichte er elf Werke, die zwar nicht alle von gleichem Werthe waren, aber doch zeigten, daß seine schöpferische Kraft durch diese Schnellproduktion nicht nachgelassen hatte.

Mit „The Pioneers“ (1823) eröffnete er die Lederstrumpf-Erzählungen, durch welche er, wenigstens der unmittelbaren Wirkung nach, das für Amerika wurde, was Walter Scott für Schottland geworden war. Cooper beschreibt darin Leute im Kampfe mit der Natur und der in die amerikanischen Urwälder eindringenden Civilisation, und zwar mit einer solchen Anschaulichkeit, daß man zuletzt ganz und gar vergißt, man habe ein Buch vor sich, sondern nur noch glaubt, man nähme an den Abenteuern seiner Helden selber Antheil.

Da es jedoch der „Spion“ war, der Cooper plötzlich zu einem berühmten Manne gemacht hatte, so sah er sich abermals nach einem Stoffe mit patriotischer Tendenz um und wählte dann wieder ein Thema aus dem Revolutionskriege. So entstand „Lionel Lincoln“, eine Novelle, zu der er in Boston eingehende Spezialstudien gemacht hatte. Historische Treue ist nun für einen Roman gerade kein wichtiger Bestandtheil, und unstreitig hätte Cooper klüger gethan, wenn er hier mehr Sorgfalt auf die Karakterzeichnung seiner auftretenden Personen verwandt hätte.

Keine derſelben gewinnt uns ein beſonderes Intereſſe ab die Konverſationen ſind ſogar häufig albern und gemein plätzlich, und nur in einigen Schlachtſcenen verräth ſich das angeborene Talent des Verfaſſers.

1824 machte Cooper mit einigen Freunden aus England eine Reiſe nach den Seen George und Champlain und als dieſelben die durch das Waſſer bewirkten Aushöhlungen am Glens Falls bewunderten, ſprach Stanley, der ſpätere Lord Derby, zu Cooper, er möge doch einmal eine Novelle ſchreiben und den Schauplatz derſelben in dieſe romantiſche Gegend verlegen. Cooper verſprach es und hielt auch Wort, und ſo erſchien denn im Februar 1826 das Werk „The Last of the Mohicans“, das einen beiſpielloſen Erfolg in Amerika, wie in Europa hatte und denſelben auch verdiente. Die Nachfrage nach dieſer Novelle war ſo groß, daß ſie ſtereotypirt werden mußte. In derſelben iſt dem bekannten Lederſtrumpf, den wir in den „Pionieren“, als alten, menſchenſcheuen Mann kennen lernten, dem das Vordringen der Civiliſation ein Dorn im Auge iſt und der glaubt, die Luft einer Stadt oder eines Dorfes würde ihn erſticken, ein poetiſcher Anſtrich verliehen worden. Er erſcheint hier in der Vollkraft ſeiner Jugend; er iſt noch Optimiſt, der alle Dinge nur von der Sonnenſeite betrachtet. Nicht allein der weiße Jäger wird in dieſer packenden Erzählung idealiſirt, ſondern auch der Indianer; beſonders ſind es die Schilderungen von Chingachcook und Uncas, die Veranlaſſung zu ermüdenden Kontroverſen gegeben haben. Um den Indianer zu ſtudiren, hat ſich übrigens Cooper nie eine Gelegenheit entſchlüpfen laſſen; da er jene Kinder des Urwaldes jedoch nicht mit den Augen eines betrügeriſchen Indianeragente

ſondern mit denen des Dichters anſah, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß er ihre Tugenden in den Vordergrund ſtellte, ohne gerade deshalb ihre Laſter zu ignoriren.

Coopers Popularität hatte nun den Zenith erreicht, und ſeine Landsleute nannten ihn ſtolz den Scott Amerikas. Sobald nur eines der Cooper'ſchen Werke die Preſſe verlaſſen hatte, wurde es auch ſchon in dramatiſche Form gegoſſen und hielt ſeinen Triumphzug über die amerikaniſchen Bühnen. Auch bemächtigten ſich die Künſtler und Dichter ſeiner Schöpfungen, und die Ueberſetzer aller Länder beeilten ſich, Coopers Novellen der geſammten Leſewelt der Erde zugänglich zu machen. Trotz alledem aber ignorirten ihn noch einige einflußreiche Journale Englands beharrlich, und wenn ſie gezwungen waren, Cooper zu erwähnen, ſo geſchah es niemals ohne biſſige Bemerkungen. Auch in Amerika fehlte es Cooper nicht an Feinden. Unter denſelben machte ſich vorzugsweiſe der ebenſo gebildete wie eingebildete Dichter Percival, dem Coopers Popularität ein Dorn im Auge war, bemerklich. Dieſem neidiſchen, giftigen Menſchen ward es nämlich gar zu ſauer, es mit anſehen zu müſſen, daß ein Novelliſt Triumphe feierte, auf die eigentlich nur er, als der bedeutendſte Dichter der damaligen Zeit, Anſpruch hatte. Das Publikum bekümmerte ſich jedoch nicht im Geringſten um derartige Begeiferungen; Percivals Gedichte ließ es unangetaſtet, Coopers Novellen aber wurden nach wie vor verſchlungen.

Cooper, der vor dem Betreten der literariſchen Laufbahn große pekuniäre Verluſte erlitten hatte und ſich in ſehr zerrütteten Vermögensverhältniſſen befand, war nun auf einmal zu einem reichen Manne geworden und konnte

ſich daher den Luxus erlauben, im Jahre 1826 mit ſeiner ganzen Familie nach Europa zu reiſen und daſelbſt ſieben Jahre zu bleiben. Während dieſer Zeit hielt er ſich in Frankreich, England, Holland und Belgien, Italien und Deutſchland auf, ohne jedoch ſeine literariſche Thätigkeit im Geringſten zu unterbrechen.

Nachdem er wieder zurückgekehrt war, fand er zu ſeinem größten Erſtaunen, daß ſich die öffentliche Meinung über ihn bedeutend zu ſeinen Ungunſten geändert hatte. Cooper hatte in ſeinem perſönlichen Auftreten wenig Sympathiſches; er war unerträglich ſtolz und anmaßend, und predigte in mehreren Werken die Nothwendigkeit des ſozialen Klaſſenunterſchieds. Trotz alledem aber erblickte er das Heil der Republik und überhaupt einer jeden Nation in dem ungeſchmälerten Stimmrecht der Maſſen und verzweifelte niemals, wie ſo Viele ſeiner Zeit, an der Zukunft des amerikaniſchen Volkes. England, das ja beſtändig Amerika als den Sitz des Lugs und Trugs, der Beſtechung und überhaupt aller Laſter hinſtellte, war ihm in tiefſter Seele verhaßt, und er kanzelte es mehrmals ſo derb ab, daß der Verkauf ſeiner Werke daſelbſt in bedenklicher Weiſe nachließ, was ihn übrigens nicht im Geringſten veranlaßte, ſeine Anſichten zu ändern oder zu verheimlichen. In „Red Rover“ und „The Wept of Wishtonwish“ geißelt er die heuchleriſche Frömmigkeit der nach Amerika geſandten engliſchen Miſſionäre und weiſt den alten Vorwurf, daß die Menſchen in den amerikaniſchen Kolonien degenerirten, energiſch zurück.

Das 1828 veröffentlichte Werk: „Notions of the Americans, picked up by a traveling Bachelor“, lieſt ſich wie eine von einem bezahlten Panegyriker am 4. Juli ge-

ltene Rede; es ist ein prosaisches Loblied auf republi-
nische Institutionen, das sich aber streng in den Grenzen
r Wahrheit hält. In Amerika bekümmerte man sich
ı diesen Herzenserguß nicht im Mindesten; und wo man
ses Werk in England las, da that man es nur zu dem
ecke, weiteres Material zur Verunglimpfung des Ver-
sers zu sammeln. Man muß gestehen, Cooper war, trotz
en seinen persönlichen Fehlern, doch ein Republikaner von
ıtem Schrot und Korn, den auch Nichts bewegen konnte,
n politisches Glaubensbekenntniß zu ändern. In seinen
vellen: „The Bravo“ und „The Headsman“, die in
ıropa spielen, empfiehlt er ebenfalls republikanische In-
tutionen, und in der „Heidenmauer“, seiner langweiligsten
chöpfung, bekämpft er die alten, nur auf ihren Vortheil
dachten Patricier.

Währenddem Cooper in Paris war, unterstützte
die polnische Revolution liberal mit Geld und ver-
cht auch nachdrücklich die Ansichten Lafayette's, der
ne demokratische Regierungsform für die beste und
lligste hielt.

Als Cooper nach Amerika kam, hatte er sich ge-
ndert, und seine Heimath ebenfalls, und zwar zum Schlech-
ren, wie er glaubte. Das stille, ruhige Kulturleben
uropas, besonders aber Italiens, hatte solchen nach-
ltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihn die tolle
pekulationswuth der Amerikaner anekelte. Der persön-
he Einfluß der alten Aristokraten war dahin, und eine
ue, ihm fremde Generation herrschte. Cooper fand
ch das alte, gewohnte Zuvorkommen nicht mehr; man
elt ihn gleichsam für überlebt, und vermied seine Gesell-
aft in auffallender Weise. Bulwer war inzwischen der

Liebling des lesenden Publikums geworden, und für Coopers und Scotts Helden interessirte man sich schon deshalb nicht mehr wie früher, weil dieselben durch ihre strenge moralische Haltung dem herrschenden Zeitgeiste nicht konvenirten.

Da veröffentlichte Cooper, um seiner Entrüstung freien Lauf zu lassen, 1834 die „Letters to his Countrymen", in denen er den Amerikanern derbe Wahrheiten ins Gesicht schleuderte, leider aber die Unvorsichtigkeit, oder vielmehr Dummheit beging, Bemerkungen seiner Kritiker und Feinde einen Werth beizulegen, den dieselben nicht verdient hatten. Wer den Stolz der Amerikaner beleidigt, muß sich darauf gefaßt machen, daß er sie zeitlebens zu Feinden hat. Dies aber that Cooper unvorsichtigerweise, und da er sich außerdem durch Parteinahme für eine höchst unpopuläre politische Angelegenheit bitter verhaßt machte, so hatte er nun die ganze Nation gegen sich, und es gehörte Jahre lang zum guten Ton, ihn öffentlich und privatim zu verlästern. Cooper vertheidigte sich mit der Feder gewaltig; er blieb keinem eine Antwort schuldig, und wenn er mit der Feder nichts mehr ausrichten konnte, so wandte er sich an die Gerichte, und hatte auch mit seinen zahlreichen Preßprozessen meistentheils Erfolg, was natürlich auch wieder nicht dazu angethan war, den heraufbeschworenen Sturm zu beschwichtigen.

Auch suchte er sich an seinen Feinden durch die satyrische Novelle „The Monikins" (1835) zu rächen; doch bedachte er nicht, daß ihm zu einer wirksamen Satyre alle und jede Anlage abging. Das Werk blieb ungelesen und verfehlte somit seinen ursprünglichen Zweck gründlich.

Hin und wieder benahmen sich auch die Leute Cooper gegenüber als ächte Rüpel. Als er nach seiner Rückkehr

us Europa ſeinen Wohnſitz in Cooperstown aufſchlug, nd nicht erlauben wollte, daß Jeder auf ſeinem Eigenhum ſchaltete und waltete, wie er nur wollte, und beonders einen Theil deſſelben als Gemeingut betrachtete, ielten jene in ihren vermeintlichen Rechten gekränkte Bürger eine ſtürmiſche Verſammlung ab, in der ſie gegen Coopers Anmaßung proteſtirten und den Bibliotheken anriethen, ſeine Werke zu vernichten.

Dieſe und ähnliche unliebſame Erlebniſſe verarbeitete Cooper nun zu den Romanen „Homeward-Bound“ und „Home as Found“ (1837—38). Beſonders in dem letztgenannten Werke gießt er rückſichtslos über Amerika und die Amerikaner die Schale ſeines Zornes aus. Von den heranwachſenden jungen Männern ſagt er, daß dieſelben, wenn ſie mit ihrem dünnen Backenbart über den Broadway ſtolzirten, glaubten, New-York ſei die ganze Welt, und eine langweilige Unterhaltung mit einer modiſch gekleideten Dame ſei der Inbegriff des guten Tones und der höchſten Bildung. In den Mitgliedern der Familie Effingham, die er aus Europa importirte, und deren Bekanntſchaft er uns in „Homeward-Bound“ machen läßt, zeigt er uns nun die gute Geſellſchaft, wie er ſie ſich vorſtellt. Darin entpuppt ſich Cooper, den man nun oft ſpöttiſch Effingham nannte, als Ariſtokraten vom reinſten Waſſer, und James Ruſſel Lowell trifft daher den Nagel auf den Kopf, wenn er ſagt, Cooper habe ſechs Bände geſchrieben, um der Welt zu beweiſen, daß er ſo gut wie irgend ein engliſcher Lord ſei. Dieſe, die amerikaniſche Geſellſchaft derb tadelnden Werke, fanden übrigens in Europa zahlreiche Leſer, und man betrachtete ſie daſelbſt als getreues Spiegelbild der Wirklichkeit, da man von Cooper voraus-

ſetzte, daß er den von ihm behandelten Gegenſtand gründlich kannte. Coopers Feinde nahmen nun eine immer drohendere Haltung an. Sie gaben zwar vor, im Beſitze ſeiner Manieren zu ſein, zeigten jedoch durch ihr Auftreten gegen Cooper, daß derſelbe am Ende doch nicht ſo unrecht hatte. Cooper verſtand das Schmeicheln nicht, ſondern liebte es vielmehr, den öffentlichen Moralprediger, der da mehr tadelte, als verbeſſerte, zu ſpielen. Die Puritaner Neuenglands machte er ſich dadurch zu unverſöhnlichen Feinden, daß er ſagte, ſie ſeien die Großinquiſitoren des Privatlebens; die Ueberlebenden der Föderaliſtenpartei beleidigte er dadurch, daß er ihnen nachſagte, ſie hätten 1812 den Ruin der Republik herbei gewünſcht, ſich nach einer Monarchie geſehnt und von Sternen und Ordensbändern geträumt. England griff ihn damals heftig an, weil er ein begeiſterter Verehrer republikaniſcher Inſtitutionen war, und Amerika verkleinerte ihn, weil es ihm nachſagte, er ſuche die engliſche Ariſtokratie nachzuäffen. Bald ſah ſich Cooper in zahlreiche Preßprozeſſe verwickelt; denn die meiſten amerikaniſchen Journaliſten vindizirten ſich nämlich damals das Recht, nicht allein ein Buch ſchlecht zu machen, ſondern auch den Karakter des Verfaſſers deſſelben zu verdächtigen. Trotzdem Cooper ſtets gegen die geriebenſten Advokaten anzukämpfen hatte, ſo endeten die meiſten Prozeſſe doch mit einer Verurtheilung ſeiner Gegner, die ihm mitunter ſolch hohe Schmerzensgelder zahlen mußten, daß einſt ein verklagter und beſiegter Redakteur den Vorſchlag machte, zum Schutze ſeiner Kollegen einen „Effingham Libel Fund“ zu gründen. Zeitungsangriffen gegenüber war Cooper außerordentlich dünnhäutig, und ließ nicht die geringſte Beleidigung hin-

gehen. Gewöhnlich wurde er „the great persecutor“ genannt, und ihm vorgeworfen, daß er die Freiheit der amerikaniſchen Preſſe zerſtören wolle; denn unter Freiheit verſtand man damals größtentheils das Recht, den Karakter irgend eines Bürgers verdächtigen zu können.

1839 erſchien Cooper's „History of the United States Navy“, ein auf ſorgfältigen Quellenſtudien beruhendes Werk, das aber, da darin manche hiſtoriſche Irrthümer blosgelegt wurden, weder England noch Amerika befriedigte, und zu langjährigen hartnäckigen Kontroverſen Veranlaſſung gab. Cooper beabſichtigte, die hiſtoriſche, von allem Parteigeiſte ungetrübte Wahrheit zu ſchreiben, und es wurden ihm, da er durch dieſes Beſtreben den Nationalſtolz der Engländer und Amerikaner gleichzeitig beleidigte, damals mehr gehäſſige Zeitungsartikel in das Haus geſandt, als in allen von ihm beſchriebenen Seeſchlachten Kugeln abgefeuert worden waren. Doch fand dieſes Werk zahlreiche Käufer; es erlebte mehrere Auflagen, und noch im Jahre 1853 veranſtaltete Charles W. Harp eine bis auf die damalige Zeit fortgeführte Ausgabe, zu der er auch noch vieles von Cooper geſammeltes Material benutzte.

Von 1840—50 ſchrieb Cooper noch 17 Bände novelliſtiſchen Inhalts. Elf derſelben verfaßte er zur Zeit, als er durch Preßprozeſſe gequält wurde, und man nimmt nicht mit Unrecht an, daß er damals durch dieſe angeſtrengte Thätigkeit das auf ihm laſtende Odium beſeitigen wollte. Die Lederſtrumpf-Erzählungen brachte er durch die Werke „The Pathfinder“ und „The Deerslayer“ zum Abſchluß. Dieſe Serie iſt unſtreitig das gereifteſte Werk der Cooper'ſchen Muſe, das ihn, wie er ſelbſt ſagte, überleben würde.

Seine Erzählung „Ned Myers“ ist gegen Neuengla
und dessen Puritanismus gerichtet; auf beide war er übe
haupt nie gut zu sprechen, und er läßt daher auch häuf
die in seinen Novellen auftretenden Halunken aus Ne
england stammen.

Je älter Cooper wurde, desto unliberaler, engherzig
und frömmer ward er. In seinen späteren Romanen übe
wuchert daher auch das didaktische Element das roma
tische, und doch war es gerade das letztere, dem er sei
Erfolge verdankte. Seine beschränkte konservative G
sinnung zeigt er hauptsächlich in der Novelle „The Crater“
Darin erzählt er von Seefahrern, die sich auf einer bish
unbekannten Insel ansiedelten und ein Utopien gründete
Unter der Leitung des Organisators, der ein Mitglie
der Episkopalkirche war, grünte, blühte und gedieh Alle
die Demagogen hatten nichts zu sagen und die Kind
lernten keine schlechten Prinzipien. Bald aber siedelte
sich daselbst ein Advokat, ein Journalist und vier ve
schiedene Geistliche an, und dieselben wiegelten die Kol
nisten in kurzer Zeit so auf, daß sie gegen ihren Gouverne
auftraten und die Behauptung aufstellten, er sei überhau
nicht auf ehrliche Weise zu seinem Eigenthume gekomme
Derselbe verkaufte darauf seine Habseligkeiten und reis
ab. Nach einigen Monaten nun kehrte er zurück, um
sehen, was aus der von ihm gegründeten Niederlassung g
worden war; doch die Niederlassung war verschwunden -
ein Erdbeben, das die Insel einst aus dem Meere gehobe
hatte sie wieder sammt Advokat, Journalist und den vi
Geistlichen in die Tiefe gezogen.

Coopers letzte Werke sind nichts als Fabrikatione
die des Honorars wegen geschrieben wurden. Er hat

mals durch unglückliche Spekulationen viel Geld ver-
:en, und nach dem Jahre 1838 ſicherte England keinem
ßländiſchen Schriftſteller, deſſen Land nicht auch die
hriften der Literaten Englands gegen Nachdruck ſchützte,
s Verlagsrecht zu. Nun konnte jeder engliſche Verleger
ıoper's Novellen nachdrucken, und daſſelbe geſchah denn
ch in großem Maßſtabe. Vorher hatte Cooper von
nem engliſchen Verleger ein Honorar von 300 bis
00 Pfd. Sterling für jede Novelle erhalten, nun aber
b ihm keiner derſelben einen Heller mehr. Amerika
uckte dagegen die beſten und beliebteſten engliſchen Er-
hlungen in Zeitungen ab und verbreitete ſie außerdem
äußerſt billigen Buchausgaben, und die Folge davon
ır, daß auch die Werke der einheimiſchen Schriftſteller
ɔttbillig verkauft werden mußten, wenn man Leſer dafür
wartete.

Cooper wollte ſich daher der dramatiſchen Dichtung
wenden, doch ſein 1850 verfaßtes Schauſpiel „Upside
ıwn, or Philosophy in Petticoats“ wurde, nachdem es
ei Mal in Burton's Theater zu New-York aufgeführt
ɔrden war, der wohlverdienten Vergeſſenheit anheim-
geben und iſt nicht einmal gedruckt worden.

Am 14. September 1851 ſtarb Cooper; vier Monate
ıtauf folgte ihm ſeine Frau in das Grab. Beide liegen
ıf dem Friedhofe der Chriſt Church zu Cooperstown
:rdigt.

Cooper's Werke, beſonders aber die Lederſtrumpf-
rzählungen, werden heute noch gerne geleſen. Viele der
h in ſeinen Büchern vorfindenden Fehler ſind dem Um-
ıde zuzuſchreiben, daß der Dichter ſich bei der Abfaſſung
cht die nöthige Ruhe gönnte und überhaupt zu maſſenhaft

produzirte. Sein Stil wird oft durch lange, unbeholfene Sätze und Wörter, denen er einen ganz anderen Sinn als sie bisher hatten, unterschiebt, unangenehm und unklar; der Glaubenskraft seiner Leser muthet er mitunter zu viel zu, und seine Helden thun manchmal das Rechte zur unrechten Zeit, oder auch umgekehrt. Seine Frauen sind reine, fromme, hülflose, lauwarme Geschöpfe, die auf den geringsten Verdacht hin ihr Liebesverhältniß zu einem Manne lösen. Sie fallen leicht in Ohnmacht und vertheilen späterhin, nachdem jede Aussicht auf eine eheliche Verbindung geschwunden ist, fromme Traktätchen besuchen Sonntagsschulen, sticken Weihnachtspantoffeln für die Herren Pastore, und unterstützen die Missionäre auf den Südseeinseln, — kurzum, sie spielen Rollen, die uns in Novellen nicht sonderlich anziehen. Liebesepisoden sind überhaupt in Cooper's Novellen von untergeordneter Bedeutung. Der Reiz seiner Werke liegt in der meisterhaften Zeichnung abenteuerlicher Scenen. Da folgt Bild auf Bild, da ist keine Effekthascherei und kein Prunken mit Worten; er erzielt mit den scheinbar wenigsten Mitteln die höchste Wirkung. Cooper's „Lederstrumpf" ist die herrlichste Figur, welche die gesammte amerikanische Novellistik geschaffen hat.

Trotz der vielen Eigenheiten und Vorurtheile Cooper's sind alle seine Werke doch von einem moralischen Ernst durchdrungen, der uns zwingt, mit dem Edlen und Guten zu sympathisiren. Die Luft seiner Novellen ist so rein und gesund, wie die seines Landsitzes.

Nur wenige vertraute Freunde wußten Cooper als Privatmann zu würdigen. Er sprach offen und unverhohlen über Alles, für das er sich interessirte, und

eſe Offenheit iſt von der Außenwelt gar oft mißdeutet orden. Er vermied alles literariſche Cliquenweſen, und enn er wußte, daß irgend eine Zeitung, mit welcher : in Verbindung ſtand, beabſichtige, eine günſtige Berechung ſeiner Werke zu bringen, ſo verhinderte er es. cott und Irving ſchrieben öfters lobende Kritiken ihrer erke ſelber; Cooper hingegen wollte ſich nicht einmal m Vorwurf ausſetzen, als beeinfluſſe er nur im Geingſten das Urtheil über ſeine Schriften. Er verfaßte gen hundert Bände; doch kann man ruhig die Hälfte iner Schriften, beſonders diejenigen, die von ſeinem ufenthalte in Europa handeln, als werthlos bezeichnen. olgendes iſt ein chronologiſches Verzeichniß ſeiner hauptichlichſten Novellen:

„The Spy“, 1821. „The Pioneers“, 1823. „The ilot“, 1823. „The Last of the Mohicans“, 1826. „The rairie“, 1827. „The Red Rover“, 1828. „The Wept of Vish-ton-wish“, 1829. „The Water Witch“, 1830. „The ravo“, 1831. „The Heidenmauer“, 1832. „The Headsman“, 1833. „The Pathfinder“, 1840. „Mercedes of Castile“, 1840. „The Deerslayer“, 1841. „The two Admirals“, 1842. „The Wing-and-wing“, 1842. „Wyandotte“, 1843. „Ned Meyers“, 1843.*)

*) Siehe „J. F. Cooper“. By T. R. Lounsburg. Boſton 1883.

Irving — Paulding.

Washington Irving und die amerikanische Republik wurden in einem und demselben Jahre geboren. Fünfzig Jahre lang unterhielt und belehrte dieser gemüthreiche Schriftsteller das Lesepublikum auf beiden Seiten des Ozeans und er entfremdete sich dasselbe nie durch aristokratische Neigungen, endlose Preßprozesse und ähnliche Dinge, durch die sich z. B. der geniale Romancier Cooper Jahre lang so bitter verhaßt machte. Washington Irving war und blieb der Lieblingsschriftsteller seiner Nation, die es dankbar anerkannte, daß er der Erste war, der Europa an den Gedanken gewöhnte, daß sich Amerika ebenfalls mit der Zeit eine Achtung gebietende Literatur schaffen und sich, wie es bereits in politischer Beziehung gethan hatte, auch intellektuell von Europa unabhängig machen werde.

Washington Irving ward mit einem Wurf plötzlich zum populärsten Schriftsteller der neuen Welt. Mit der Popularität ist es nun allerdings eine eigene Sache, besonders aber mit derjenigen, die gleichsam im Hand-

umdrehen entsteht; oft wird sie durch Mode oder Laune, die beide so veränderlich und unzuverlässig wie Aprilwetter sind, bestimmt, und verflüchtigt sich daher auch ebenso schnell wieder, wie sie entstanden ist, und dann haben auch nur wenige Dichter, wie z. B. Goethe und Byron, die auf sie in Folge eines glücklichen Werkes gesetzten Hoffnungen durch spätere Schöpfungen gerechtfertigt; die meisten, anfangs vom Publikum verhätschelten Schriftsteller hingegen haben Grund genug gehabt, sich über den Wankelmuth der Lesewelt, die stets begierig nach dem Neuesten greift und die stets Demjenigen, der dem herrschenden Zeitgeiste genügt, den Vorzug gibt, zu beklagen.

Die Klassiker haben immer ein kleines Publikum gehabt, denn wer lediglich zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib liest, vergreift sich selten an denselben; der Romanschriftsteller jedoch, besonders aber der berufsmäßige, legt schon aus pekuniären Gründen mehr Gewicht auf die Quantität, als auf die Qualität seiner Verehrer, denn mit dem Lorbeerkranze und Denkmale nach dem Tode ist ihm meistentheils wenig gedient.

Zu den Büchern Washington Irvings greift noch immer Jung und Alt mit Freuden. Seine geschichtlichen Werke haben allerdings längst den gediegeneren, auf den neuesten Forschungen beruhenden Schriften weichen müssen, und die Fachgelehrten haben gar Vieles an ihnen auszusetzen gehabt; wer jedoch vorzieht, Belehrung und Unterhaltung angenehm verbunden zu sehen, greift auch heute noch gerne zu Irvings historischen Schriften mit ihrer eleganten, leichten und ungekünstelten Diktion, und kümmert sich wenig darum, ob darin diese oder jene Angabe durch professionelle Historiker längst widerlegt

worden ist oder nicht. Irving schrieb einfach nicht für trockene Fachgelehrte, sondern für die große Masse.

Die amerikanischen Schriftsteller während und nach der Revolutionsperiode beschäftigten sich vorzugsweise mit brennenden politischen Fragen; die eigentlich schöne Literatur aber, d. h. eine Literatur, die sich Selbstzweck ist, begann in Amerika erst mit Washington Irving. Trotzdem war er nicht der erste, der dahier die literarische Beschäftigung zu seinem Lebensberufe erkor; diese Ehre gebührt Charles Brockden Brown (gestorben 1810 in seinem 39. Lebensjahre), dessen kunst- und humorlose Novellen besonders in England übermäßig gepriesen wurden, jetzt aber nur noch höchst selten angerührt werden.

Washington Irving ward am 3. April 1783 zu New-York und zwar in einem Hause an der William Street, zwischen Fulton und John Street, geboren und nach dem politischen Vater der amerikanischen Republik genannt. Keiner seiner Biographen vergißt den Umstand zu erzählen, daß der Knabe einst auf Ersuchen einer Kindsmagd vom alten General Washington in New-York „gesegnet" wurde.

Irvings Vater war ein strenger Presbyterianer, dem nichts höher galt, als seine Kinder ebenfalls in sektirerischer Furcht und Anbetung des Herrn zu erziehen. Dieselben mußten daher an gewissen Werktagen Katechismussprüche hersagen, Sonntags dreimal die Kirche besuchen und durften außer der Bibel nur Bunyan's „Pilgrim's Progress" zum Lesen in die Hand nehmen. Die Mutter, welche der Episkopalkirche angehörte und mit den puritanischen, trockenen Ansichten ihres Gemahls durchaus nicht sympathisirte, hatte, da sie im Hause das gemüth-

che und geſellige Element repräſentirte, größeren Einfluß auf ihre Kinder, und ſo kam es denn, daß ſich dieſelben mit einer einziger Ausnahme ſpäterhin jener Kirche anſchloſſen.

Dem jungen Irving aber machte die Religion nicht viel Kopfzerbrechens; er war ſtets heiter geſtimmt, trieb ſich gerne in dem Tempel Gottes, der da nicht von Menſchenhänden gemacht iſt, herum, blies leidenſchaftlich die Flöte und wenn es ſich machen ließ, ſo beſuchte er heimlich mit ſeinem Freunde James K. Paulding, deſſen Schweſter die Frau ſeines Bruders William war, das Theater.

Seine wiſſenſchaftliche Ausbildung durch die Schule erlangte mit ſeinem 16. Jahre ihr Ende. Latein hatte er nur wenige Monate getrieben dafür aber mehr Reiſebeſchreibungen und Berichte über Abenteuer zu Waſſer und zu Land geleſen, als nach ſpießbürgerlichen Anſichten gut für ihn war. Zum Beſuche eines College hatte er weder Luſt, noch die nothwendige wiſſenſchaftliche Vorbereitung; dem methodiſchen Studium iſt er überhaupt während ſeines ganzen Lebens abhold geweſen. Zur Entſchuldigung ſei hier angeführt, daß er in ſeiner Jugend ſtets ſehr ſchwächlich war und daß ſein Geſundheitszuſtand mehr als einmal Veranlaſſung zu den ſchlimmſten Befürchtungen gab.

In ſeinem 16. Lebensjahre ging Irving in die Office eines New-Yorker Advokaten, um ſich auf dem Gebiete der Rechtswiſſenſchaft umzuſchauen; doch da erging es ihm, wie ſpäterhin Bryant, Lowell und noch ſo vielen anderen Amerikanern: er las alle erdenklichen Bücher, nur keine, die von der edlen Jurisprudenz handelten.

Allmälig regte sich denn der Schriftsteller in ihm, und er veröffentlichte 1802 unter dem Pseudonym „Jonathan Oldstyle“ im „Morning Chronicle“, einer von seinem Bruder Peter gegründeten Zeitung, eine Reihe von satyrisch angehauchten Artikeln über Theater, Schauspieler und ähnliche Themen, für die sich gerade das Publikum interessirte. Er geißelte im Sinne des „Spectator“ und „Tatler“ die Thorheiten des Tages und legte bei dieser Gelegenheit auch eine kräftige Lanze zu Gunsten der alten Jungfern ein; trotz seiner Hochachtung für dieselben aber hat er sich doch in seinem ganzen Leben nicht dazu entschließen können, eine aus ihrem socialen Elende zu erlösen.

Da im Jahre 1804 sein Gesundheitszustand sehr bedenklich war, beschlossen seine Brüder, ihn zur Erholung nach Europa zu senden. Der Kapitän, der ihn nach Bordeaux bringen sollte, machte die Bemerkung, daß der bleiche, schwindsüchtig aussehende Jüngling wohl nie den europäischen Boden betreten werde. Kaum befand er sich jedoch auf dem atlantischen Ozean, da trat auch in seinem Gesundheitszustand eine entschiedene Wendung zum Bessern ein, und bald war Irving wieder zu den lustigsten Scherzen und tollsten Streichen aufgelegt.

Nachdem er sich in Bordeaux sechs Wochen aufgehalten hatte, setzte er in Gesellschaft eines geschwätzigen amerikanischen Arztes und eines französischen Offiziers in einer Postkutsche seine Reise durch Frankreich fort und half sich mit seinem mangelhaften Französisch durch, so gut es nur ging. Zu Tonneins, einem Landstädtchen an der Garonne, kamen sie zufällig in die Gesellschaft einiger junger Mädchen, und der betreffende Doktor er-

zählte denſelben, daß der junge Engländer, worunter er Irving meinte, ein Kriegsgefangener ſei und daß ihn der franzöſiſche Offizier nach dem Gefängniſſe bringe, woſelbſt er entweder erſchoſſen oder geköpft würde. Jammernd und wehklagend füllten die Mädchen nun dem Unglücklichen die Taſchen mit Kuchen und nahmen rührend Abſchied von ihm. Vierzig Jahre ſpäter, als Irving auf einer Reiſe von Madrid nach Paris begriffen war, machte er einen Abſtecher nach Tonneins, um wegen dieſes Betruges um Entſchuldigung zu bitten; er glaubte das Haus wieder zu erkennen und ſah auch einige alte Weiber aus demſelben kommen, die beabſichtigte Entſchuldigung aber unterließ er.

Ueber die Unannehmlichkeiten der erſten europäiſchen Reiſe half er ſich durch ſeinen unverwüſtlichen Humor weg. „Wenn das Mittageſſen“, ſchrieb er damals, „meinem Geſchmacke nicht entſprach, ſo richtete ich meinen Geſchmack derart ein, daß er zum Eſſen paßte und dann ging es ſchon bedeutend beſſer.“ Er bereiſte die Küſte des Mittelmeeres, beſuchte Sizilien, Neapel und Rom, und überall amüſirte er ſich köſtlich. Auch machte er infolge ſeiner ſtets heiteren Laune überall angenehme Bekanntſchaften.

Im Februar 1806 kehrte er nach New-York zurück und ward zum Barreau zugelaſſen, ſuchte aber mehr frohe Geſellſchaften, als Klienten auf. Er war Freund eines guten Weines und verehrte die Frauen, beſonders aber die ſchönen. In einem alten Landhaus am Paſſaic, das er in „Salmagundi“ als „Cocklofts Hall“ bezeichnet, wurden von den „Nine Worthies“, einer ausgelaſſenen Geſellſchaft junger Männer, der Irving angehörte, zu-

weilen Walpurgisnächte gefeiert, deren Beſchreibung jedem Tugendhelden das Haar in die Höhe treiben würde; getrunken wurde dabei nicht ſchlecht, und wer gerade nicht gleich auf dem Platze liegen blieb, fand ſicherlich ſeinen Weg nicht nach Hauſe. Auch fehlte es nicht an den obligaten Liebesabenteuern.

Da ihn ſeine Klienten in Ruhe ließen, und doch wenigſtens etwas zur Gewinnung des Lebensunterhaltes gethan werden mußte, ſo gab er mit ſeinem Bruder William und dem bereits erwähnten Paulding die halbmonatliche Zeitſchrift „Salmagundi“ heraus. In derſelben, von der überhaupt nur zwanzig Nummern erſchienen, wollte er die Jugend inſtruiren und die Alten reformiren. Dieſe Zeitſchrift hat jetzt noch dadurch Bedeutung, daß ſie uns ein Bild des damaligen ſozialen Lebens in humoriſtiſchem Rahmen gewährt.

Irving beſchäftigte ſich auch, wie in Amerika ein jeder Juriſt, eine Zeit lang mit unerquicklicher Lokalpolitik; er trank, wie er ſelbſt ſchreibt, Bier mit der großen Maſſe, geberdete ſich wie ein ächter Demagoge, ſuchte die ſchmutzigſten Spelunken auf, und drückte jedem Gauner, der das Stimmrecht beſaß, herablaſſend die Hand; doch, fügte er hinzu, wenn man dies Patriotismus nennt, ſo will ich von dieſer Tugend nichts wiſſen.

Da der Verſuch, eine untergeordnete Beamtenſtelle in Albany zu erlangen, fehl ſchlug und Irving inzwiſchen ſeine Befähigung zur Schriftſtellerei erkannt hatte, ſo beabſichtigte er mit ſeinem Bruder Peter eine Satyre auf Dr. Samuel Mitchells Buch „Picture of New-York“ zu ſchreiben, und Beide begaben ſich auch gleich an die Arbeit; glücklicherweiſe mußte jedoch Peter in Handelsgeſchäften

h Englaud reiſen, ſo daß alſo Waſhington die Aus-
ıeitung des projektirten Werkes allein zu übernehmen
:te. Auf dieſe Weiſe entſtand denn (1809) das köſtliche
:rk „Dietrich Knickerbocker's History of New-York“,
ȣ man ruhig als ſein Meiſterſtück bezeichnen kann.
ving ſchrieb dieſes Buch zu gleicher Zeit zu ſeiner Zer-
euung, denn ſeine Braut Mathilde Hoffman, die Toch-
: des bekannten New-Yorker Bürgers Jeremiah Ogden
)ffman, war damals ſehr krank und ſtarb auch, ehe das
treffende Buch erſchien.

Irving verſtand es trefflich, das Leſepublikum auf
ȣ Erſcheinen ſeines Werkes vorzubereiten und den
amen „Knickerbocker“ mit einem myſteriöſen Nimbus zu
ngeben. Er ließ nämlich in die geleſenſte Zeitung jener
tadt eine Notiz einrücken, in der die Mittheilung ge-
acht wurde, daß ein kleiner, alter und altmodiſch
kleideter Gentleman, Namens Knickerbocker, plötzlich und
urlos verſchwunden ſei, ohne vorher ſeinen Gaſtwirth
zahlt zu haben. Die betreffende Notiz war ſo geſchickt
gefaßt, daß ſogar ein ſtädtiſcher Beamter eine Be-
hnung für das Auffinden jenes alten Herrn ausſetzen
)llte. Bald darauf erſchien eine andere Notiz, in welcher
gezeigt wurde, daß der geheimnißvolle Knickerbocker
ȣ Manuſcript eines ſonderbaren Werkes hinterlaſſen
be, welches zum Beſten ſeiner Gläubiger verſteigert
:rden ſollte. Dieſes Werk war dann natürlich Irving's
moriſtiſche Geſchichte der Holländer in New-York, deren
folg alle Erwartungen übertraf.

Die Holländer New-Yorks, welche in dieſem Werke
ıe authentiſche Geſchichte ihrer früheren Gouverneure
ȣ der Anſiedelungen und Abenteuer ihrer Vorfahren

erwarteten, waren höchſt entrüſtet, als ſie darin gerade das Gegentheil fanden. Irving erzählt allerdings darin die Kriegs- und Friedens-Abenteuer verſchiedener hervorragender Holländer, aber in ſolcher Weiſe, daß ſeine Helden uns als leibhaftige Don Quixote-Geſtalten erſcheinen. Doch die Erbitterung der Holländer wich bald einer beſſeren Einſicht und ſie erkannten, daß der Verfaſſer zwar ein Schalk, aber doch ein gutmüthiger war, dem man nicht gram werden konnte. Walter Scott ſchrieb damals, daß er nie etwas geleſen, das ihn ſo ſehr an die Schreibweiſe Dean Swift's erinnert habe, wie dieſe Annalen Dietrich Knickerbocker's, und daß er dies Buch einigen Damen vorgeleſen habe, die ſich faſt krank darüber gelacht hätten.

Dieſes Werk iſt in jeder Hinſicht eine Originalſchöpfung und wird leben, ſo lange es überhaupt noch Menſchen gibt, die an einem friſchen, kräftigen, ungekünſtelten und harmloſen Humor ihre Freude haben.

Während der zwei auf die Publikation dieſes Werkes folgenden Jahre war Irving ziemlich unthätig, denn er wartete beſtimmt auf ein politiſches Aemtchen. Dieſe Hoffnung ward jedoch zu Schanden, und ſo trat er denn in die von ſeinen Brüdern gegründete Eiſen- und Stahlwaarenhandlung als Theilhaber ein, trotzdem er auch nicht die allergeringſten kaufmänniſchen Anlagen beſaß. Dieſe Stellung brachte es jedoch mit ſich, daß er, ſobald Kongreßbeſchlüſſe das Geſchäft der amerikaniſchen Kaufleute bedrohten, nach Waſhington reiſen und dort Mittel und Wege zur Verhinderung derſelben aufſuchen mußte. Dadurch wurde er denn mit den leitenden Politikern des Landes bekannt und war auch bei dem damaligen Präſi-

denten Madiſon, deſſen Gemahlin für den jungen Schriftſteller ſchwärmte, ein gerngeſehener Gaſt.

1812 veranſtaltete er eine neue Ausgabe ſeines Knickerbockers, für die ihm ſein Verleger ein Honorar von fünfzehnhundert Dollars zahlte. Ein politiſches Amt fand er nicht, und da er ſich mit dem kaufmänniſchen Leben, auch wenn er die Ausſicht gehabt hätte, dadurch ein zweiter Aſtor oder Cröſus zu werden, doch auf die Dauer nicht befreunden konnte, ſo beſchloß er ſein Heil nochmals mit der Feder zu verſuchen und ſich ganz auf dieſelbe zu verlaſſen, auch wenn er ſich dadurch nur eine beſcheidene Dachſtübchenexiſtenz gründen würde.

Da kam nun der Krieg mit den Engländern. Dieſelben hatten bereits das Haus des Präſidenten und das Kapitol mit allen Archiven zerſtört, als Irving dem Gouverneur von New-York ſeine Dienſte anbot; derſelbe ernannte ihn zu ſeinem Sekretär und gab ihm die Erlaubniß, ſich „Colonel“ zu tituliren. 1815 ging Irving nach England, um ſeine Brüder, die daſelbſt ein Handelsgeſchäft, und zwar unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen betrieben, daß ſie ſpäterhin Bankerott machen mußten, zu beſuchen. Auch er wurde durch dieſen Krach in unangenehme Mitleidenſchaft gezogen und da er gerade nicht als Bettler nach New-York zurückkehren wollte, ſo griff er rüſtig zur Feder und ſchrieb ſein herrliches „Sketch-book“. Der Verleger Murray offerirte ihm damals ein Jahresgehalt von 1000 Pfd. Sterling, wenn er die Redaktion einer von ihm zu gründenden Zeitſchrift übernähme. Irving lehnte dieſen ehrenvollen Antrag ab; auch wies er die Offerte, für das „London Quarterly“ einige Aufſätze zu liefern, die ihm mit 100 Pfund per Stück honorirt werden

ſollten, zurück und zwar aus dem Grunde, weil ſich jene Vierteljahrsſchrift bei jeder Gelegenheit ungünſtig über Amerika ausdrückte.

Scott und Byron ſtanden damals auf der Höhe ihres Ruhmes, und doch erzwang ſich Irving die Gunſt des engliſchen Leſepublikums. Auch von ſeinem Werke „Bracebridge Hall“ mit den köſtlichen Skizzen „Dolph Heyliger“ und „The Stout Gentleman“ ward Auflage über Auflage verkauft, trotzdem es gerade nicht weſentlich zur Erhöhung ſeines Schriftſtellerruhmes beitrug.

Während ſich Irving 1818 den demüthigenden Unterſuchungen betreffs der Bankerotterklärung ſeiner Firma ausſetzen mußte, ſtudirte er, um ſeinen Kummer zu vergeſſen, die deutſche Sprache; ſicherlich aber hat er dieſelbe damals nicht ſo bemeiſtert, um ein deutſches Buch leſen und daraus etwa den Stoff zu ſeinem „Rip van Winkle“ entnehmen zu können. Da Murray in London den Verlag ſeines Skizzenbuches abgelehnt hatte, ſo ließ er es zuerſt lieferungsweiſe in New-York erſcheinen. Das erſte Heft, das im Mai 1819 erſchien, enthielt nun auch die Erzählung von „Rip van Winkle“, die das Weitererſcheinen des Skizzenbuches ſicherte und die ſo günſtige Aufnahme fand, daß ſich Murray bereit erklärte, Irving für das Verlagsrecht des genannten Werkes ein Honorar von 200 Pfund Sterling zu zahlen.

In Kaaterskill-Clove, einer Thalſchlucht der Katskill-Gebirge am Hudſon, die Irving als fröhlicher Jüngling mit Hund und Flinte zur Stärkung ſeiner Geſundheit häufig durchſtreift hatte, und die jetzt mit faſhionablen Hotels beſät iſt, befindet ſich Rip's halbzerfallenes Haus; über dem Eingang desſelben iſt noch heute zu ſehen ein

altes, roh gezeichnetes Wirthshausschild, das uns den gutmüthigen, aber dem Trunke ergebenen Holländer mit der Flasche in der Hand zeigt. Links davon, hoch unter Felsen und Strauchwerk, soll dann die Stelle sein, wo Rip sich als britischer Unterthan schlafen legte und als Bürger der Vereinigten Staaten aufstand. Um sich nun gegen die Anklage, als habe Irving etwa die alte Kyffhäusersage auf amerikanischen Boden verpflanzt, sicher zu stellen, sagt er in einer der Erzählung beigedruckten Notiz, daß der bekannte Knickerbocker noch den alten Rip gekannt, und doch hat hier Irving einer bei den meisten Nationen der Erde in vielfachen Gestalten bekannten Legende einfach ein amerikanisches, aber herrliches und naturgetreues Lokalkolorit verliehen, überhaupt in ein humorvolles, außerordentlich anziehendes Gewand gekleidet.

Aus dem von seinem Neffen Pierce Irving herausgegebenen vierbändigen Werke, welches die Korrespondenz und Tagebücher unseres Novellisten enthält, ersehen wir, daß letzterer 1817 eine Reise nach Schottland machte und mit Walter Scott bekannt wurde. Derselbe erzählte ihm die alte Sage von Thomas von Ercildoune und zeigte ihm auch die Stelle, wo der sogenannte Thomas der Rhymer von der Elfenkönigin in eine Bergschlucht gelockt und dort sieben Jahre festgehalten wurde.

Dann besuchte auch Irving den bei Inverneß in dem schottischen Hochlande gelegenen Tom-na-Hurich oder Elfenberg, und ließ sich daselbst die Geschichte der beiden Geiger von Strathspey erzählen. Diese Musikanten hatten nämlich in einem Gasthaus des genannten Ortes Quartier genommen, als sie ein graubärtiger Mann aufforderte, mit ihm nach seiner außerhalb des Städtchens befindlichen

Wohnung zu gehen, woselbst er ihr Violinspiel doppelt bezahlen wollte. Sie folgten ihm auch und kamen in eine lange Halle, die, ohne daß sie es merkten, in eine tiefe Bergschlucht führte. Am nächsten Morgen erhielten sie für ihr Spiel nicht nur doppelte, sondern dreifache Bezahlung.

Darnach gingen sie wieder in das Städtchen zurück, konnten aber ihr altes Wirthshaus nicht mehr finden; auch war Niemand der Bewohner im Stande, ihnen darüber Auskunft zu geben. Endlich erkannte ein steinalter Mann in ihnen die beiden Musikanten, die vor hundert Jahren bei seinen Großeltern logirt hatten und in den Tom-na Hurich gelockt worden waren. Da es gerade Sonntag war und die Glocken ertönten, gingen jene beiden Musikanten zur Kirche; sobald aber ein Abschnitt aus der heiligen Schrift verlesen wurde, zerfielen sie in Staub.

Die beiden Legenden mögen wohl die ursprüngliche Veranlassung zur Abfassung der Erzählung von Rip van Winkle gewesen sein, denn Irving schrieb dieselbe auch kurz nachdem er Schottland den Rücken gekehrt hatte. Auch mag die ihm bekannte Kyffhäusersage, deren er, wie bereits erwähnt, in einer Notiz gedenkt, seine Erzählung etwas beeinflußt haben. Nach dieser Sage ist der alte Rothbart zweimal in seinem unterirdischen Schlosse besucht worden. Erstens kam ein junges Paar zu ihm, das sich zum bevorstehenden Hochzeitsfeste das nöthige Porzellangeschirr borgen wollte und das jene Höhle erst nach dem Ablaufe von zweihundert Jahren verließ. Dann besuchte ihn der Ziegenhirt Peter Klauß. Derselbe wurde von einem jungen Manne aufgefordert, ihm zu folgen;

ieß ſeine Heerde im Stich und ging in die betreffende
le, in welcher er zwölf mit Spielen beſchäftigte Ritter
Aus einer großen Weinkanne that er einen gewal-
n Zug und fiel dann in einen gewaltigen Schlaf, aus
er erſt nach zwanzig Jahren erwachte. Als er nun
)er auf die Weide zurückging, fand er weder Hund
Ziege vor; in ſeiner Heimath war Alles verändert
Niemand kannte ihn mehr.

Walter Scott hatte Irving geſagt, die Legende von
mas dem Reimer eignete ſich trefflich für eine novel-
che Darſtellung; die Idee des langen Zauberſchlafes
e dieſer Schriftſteller alſo zu verwerthen und da er
te, daß Bilder aus dem abenteuerlichen amerikaniſchen
nialleben auf das Publikum eine unwiderſtehliche Zug-
ausübten, ſo ſchuf er denn ſeinen Rip van Winkle,
im Grunde genommen nichts anderes iſt, als der in
Katskills verpflanzte Peter Klauß. Auch Rip folgt
n ihm winkenden ſchweigſamen Manne in eine Höhle
ſieht daſelbſt eine Anzahl Leute in antiker Kleidung
dem Kegelſpiel beſchäftigt; er genießt das ihm an-
tene berauſchende Getränk, ſchläft ein und als er
ıcht, ſucht er nach ſeinem Hunde. In ſeinem heimath-
ı Dorfe wird ihm dann erzählt, daß er zwanzig
:e geſchlafen habe. Als Rip die geheimnißvolle Höhle
ıt, ſah er einen Raben über die Felſen fliegen; als
ewachte und ſeinem Hunde rief, hörte er als Antwort
Stimme einiger Krähen.

Trotz dieſer Uebereinſtimmungen hat nun doch ein
)after engliſcher Schriftſteller, irre geleitet durch die
)tvolle Schilderung der Katskill-Berge und des Lebens
holländiſchen Koloniſten daſelbſt, die Sage von

Rip van Winkle für eine amerikaniſche Originalſage gehalten.

Da in den alten Schlaf- und Schläferlegenden die Zahl Sieben ſehr häufig vorkommt, ſo wittert Baring Gould darin einen alten Naturmythus, welcher die ſieben Ruhemonate der Erde illuſtrire.

Die älteſte Form der Siebenſchläfer-Legende iſt wohl die in ſyriſcher Sprache von Jakob von Sarug verfaßte Darſtellung. Nach derſelben waren ſieben aus vornehmen Familien ſtammende und dem Chriſtenthum ergebene Jünglinge, in Folge der Verfolgungen des Decius, aus Epheſus geflohen, und hatten in einer Höhle des Berges Anchilus Zuflucht gefunden. Dieſe Höhle wurde ſpäterhin vermauert, und als ſie nach 200 Jahren wieder durch einen Zufall geöffnet wurde, gingen die Schläfer geſund und munter heraus, und ſahen, daß nun überall das Kreuz als Siegeszeichen aufgepflanzt war. Dieſe Erzählung lieferte Koſegarten den Stoff zu einer gut geſchriebenen Legende. Rückert gedenkt derſelben in einem Gedichte, und auch Goethe, dem ſie durch Rich's „Fundgruben des Orients" bekannt war, verwerthete ſie im „Buche des Paradieſes" ſeines weſtöſtlichen Divans.

Schlafende Helden in Bergen, wie z. B. König Artus, die drei Stifter des Schweizerbundes, Arioviſt, Holger Danske, Kaiſer Rothbart, der Serbe Krajelvie Marko u. ſ. w., hat faſt eine jede Nation aufzuweiſen. Vernaleken erzählt von böhmiſchen und ungariſchen Schläfern, die den Herbſt und Winter in Schlangenhöhlen zubrachten. Eine indiſche Sage berichtet, daß einſt König Raiwata zu Brahma gekommen ſei, um ſich betreffs der bevorſtehenden Vermählung ſeiner Tochter Raths zu erholen; doch wurde

von den Klängen eines himmlischen Liedes derart hingerissen, daß er Alles um sich her vergaß, und daß, als er wieder zu sich kam, inzwischen 20 Jahre verflossen waren. In dem chinesischen Romane „In-kiao-Li“ wird von zwei Jünglingen erzählt, welche Pfirsichbäume pflanzten, und dabei die Bekanntschaft zweier Frauen von bezaubernder Schönheit machten. Sie vermählten sich mit denselben, und zogen mit ihnen in die Berge. Als sie späterhin wieder in ihre Heimath zurückkehrten, fanden sie zu ihrem größten Erstaunen, daß aus den Pfirsichkernen bereits hohe Bäume geworden waren, und daß sie sich 100 Jahre bei ihren Weibern aufgehalten hatten.

Der Cisstercienser-Mönch Felix war, wie Hagen in seinen „Gesammt-Abenteuern“ erzählt, einstens einem singenden Vogel gefolgt, und hatte dadurch die Wonnen des Paradieses geschaut. Erst nach dem Ablauf von 100 Jahren kehrte er wieder zurück.

Die Moral der hauptsächlichsten Schlaf-Legenden ist einfach die: dem Menschen verfliegt durch die Befriedigung einer innigsten Wünsche die Zeit ungemein rasch, sodaß in 100 Jahre wie ein Tag vorkommen. Die schottischen Geiger ließen sich zur Betretung der mysteriösen Höhle durch ihren Gelddurst verleiten; den Schläfern von Ephesus verstrich die Zeit schnell, weil sie ungehindert ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen konnten; den Tannhäuser ließ die Liebe die Flucht der Zeit vergessen; Rai-Kata, Ossian und der Mönch Felix huldigten dem Gesange und der Musik; Peter Klauß und Rip van Winkle aber hörte das Löschen ihres Durstes zum Vergessen der Welt und der Zeit. Aus diesem Grunde haben denn auch die amerikanischen Schauspieler Jefferson und McCabe Irving's

Erzählung zum Vorwurfe von Temperenz-Dramen genommen, mit denen ſie ſeit Jahren alle Städte der Vereinigten Staaten heimſuchen, und überall glänzende Geſchäfte machen.

Reiſen nach Paris und Dresden, ſowie Kränklichkeit unterbrachen Irvings literariſche Thätigkeit häufig; oft war er Wochen und Monate lang müßig, aber nicht zu ſeinem Schaden, da er nur den probaten Rath Goethes befolgte, nur dann zu ſchreiben, wenn er wirklich dazu aufgelegt war.

1824 erſchienen ſeine „Tales of a Traveller“, die nach ſeinen eigenen Anſichten die beſten Erzeugniſſe ſeiner Feder enthielten, und die auch bald in alle europäiſchen Kulturſprachen überſetzt wurden. Nun gedachte Irving ſich an ein wichtigeres Thema zu wagen; zuerſt wollte er eine Biographie Waſhington's ſchreiben, dann aber entſchloß er ſich zur Abfaſſung einer Lebensgeſchichte des Entdeckers Amerika's und ſiedelte, um dazu bequem die nöthigen Quellenſtudien zu machen, im Februar 1826 nach Madrid über. Dort blieb er bis September 1829, eine Zeit, in der er wirklich eine fabelhafte Produktivität entfaltete, denn er verfaßte damals die Werke „The Alhambra“, „The Conquest of Granada“, „The Legends of the Conquest of Spain“ und das Leben Columbus' und ſeiner Gefährten. Allem, was er berührte, verlieh er einen bezaubernden romantiſchen Anſtrich, und ſeine Geſchichtswerke leſen ſich alle ſo angenehm, wie ſeine humoriſtiſchen Skizzen aus dem Leben der Holländer.

Urſprünglich beabſichtigte Irving einfach, die von Navarrete edirten hiſtoriſchen Dokumente, welche aus den Aufzeichnungen des Biſchofs Las Caſas und des Entdeckers

Amerikas bestanden, in das Englische zu übersetzen; da er jedoch noch außerdem reichhaltiges Material für die Seefahrten Columbus' und die spanische Kolonialgeschichte der neuen Welt in den Bibliotheken Madrid's vorfand, so beschloß er denn, dieses gesammte Material zu einem Geschichtswerke zu verarbeiten, und nicht nur die Bausteine zu einem solchen zu liefern. Diese Arbeit war 1828 druckfertig und Murray bezahlte ihm dafür das ansehnliche Honorar von 3500 Pfd. Sterling. Von der Volksausgabe, die er seinem liberalen Verleger zum Geschenke machte, setzte dieser in wenigen Monaten zehntausend Exemplare ab.

Die poetisch angehauchte Chronik von der Eroberung Granada's, die Coleridge für Irving's bestes Werk hält, brachte ihrem Verfasser 2000 Pfund ein, und währenddem derselbe sich so recht in seine spanischen Geschichtsstudien vertieft hatte, erhielt er zu seiner größten Ueberraschung aus Washington die Nachricht, daß er zum amerikanischen Gesandtschaftssekretär am englischen Hofe ernannt worden sei. Er nahm diese ihm ohne sein Mitwirken angetragene Stelle auch an, reiste nach London und überließ sein Projekt, eine Geschichte der Eroberung Mexiko's zu schreiben, dem jungen Prescott, der es bekanntlich in klassischer Weise ausführte.

Als er nach langjähriger Abwesenheit endlich nach Amerika zurückkehrte und sah, welch' gewaltige und erstaunliche Fortschritte sein Vaterland inzwischen gemacht hatte, bereiste er dasselbe nach allen Richtungen und hielt sich unter Anderem auch längere Zeit im Lande der Pawnees am Arkansasflusse, das bisher fast nur von Fallenstellern und Jägern besucht worden war, auf, und sammelte so den Stoff zu seinem Werk „A Tour on the Prairies".

Da er seine Brüder Peter und Ebenezer und au zahlreiche Nichten zu unterstützen hatte, so dachte er n daran, sich eine eigene Familie zu gründen. Er wähl seinen „roost“ auf einer kleinen, bei Tarrytown a Hudson gelegenen Farm, nahe bei dem ihm aus sein tollen Jugendzeit bekannten Sleepy Hollow, und nann diesen Platz, auf dem sich ein in holländischem Stile e bautes Steinhaus befand, „Sunnyside“. Derselbe w ihm in zwiefacher Hinsicht bald die theuerste Stelle a Erden; denn erstens erforderte es ungeheure Geldsumme um ihn herzurichten, wie er ihn haben wollte, und zw tens verließ er sein geliebtes „Sunnyside“ nur höc ungern; machte er wirklich einmal eine kleine Reise na dem benachbarten New-York, so konnte er kaum die Z der Rückkehr erwarten.

Washington Irving war damals fünfzig Jahre al er war außerordentlich populär, und trotzdem er niema in seinem Leben ein Parteipolitiker gewesen war, so sta ihm doch jede Ehrenstelle seines Landes offen. Groß Interesse nahm er an der Einführung eines internationa Verlagsrechtes, aber durchaus nicht aus selbstsüchtig Motiven, da seinen Schriften ja so wie so ein bedeutend und lohnender Absatz gesichert war. Er betrachtete vi mehr eine derartige Maßregel nöthig zur Hebung d jungen amerikanischen Literatur, denn die amerikanisch Verleger sagten einfach: Was sollen wir Geld für d Manuskripte einheimischer Autoren ausgeben, wenn w ohne jede Vergütung die besten Werke der Engländer u anderer Ausländer nachdrucken dürfen?

Irving verfaßte damals noch folgende Werke: „R collections of Abbotsford and Newstead Abbey“, „Astoria

„Captain Bonneville“, „Biography of Goldsmith“, „Mahomet and his Successors“ und „Wolfert's Roost“. An dem Werke über den alten Aſtor hatte ſein Neffe Peter den Hauptantheil der Arbeit getragen. Irvings ſchwächſtes Produkt iſt unſtreitig „Mahomet“. Großen Genuß bereitet dagegen dem Leſer das Buch über den engliſchen Schriftſteller Goldſmith. Beide hatten Manches gemein; ſie betrachteten das Leben ſtets von der gemüthlichſten Seite; auch beſaßen beide die Schwachheit zu glauben, daß ſie im Nothfalle der Welt durch ihr Flötenſpiel nützen könnten.

1842 wurde Irving zu ſeinem und ſeiner Freunde Erſtaunen plötzlich der Geſandſchaftspoſten am Hofe Spaniens angetragen. Als er dieſe Nachricht erhielt, war er gerade ernſtlich an die Abfaſſung ſeines Werkes über Waſhington gegangen und es dauerte daher lange bei ihm, bis er zu dem Entſchluſſe kam, dieſe Stelle anzunehmen und nach Madrid zu reiſen. Vier Jahre darauf kehrte er wieder wohlbehalten in ſein geliebtes „Sunnyſide“ zurück und ſtarb daſelbſt am 28. November 1859.*)

Irving iſt vorzugsweiſe ein Humoriſt, und ſeine hiſtoriſchen Schriften ließen ſich, ohne ſeinem Ruhm und ſeiner Popularität zu ſchaden, entbehren. Das Skizzenbuch aber und Knickerbocker's Geſchichte von New-York werden geleſen werden, ſo lange die Menſchen überhaupt leſen. In letzterem Werke, um noch einmal darauf zurück zu kommen, wird uns die Geſchichte der Holländer, von ihrer Abfahrt aus Amſterdam bis zum Untergange ihrer Herrſchaft in Amerika auf das Anſchaulichſte beſchrieben. Ihr Verkehr

*) Siehe „Washington Irving“. By C. D. Warner. Boſton 1883. – Ad. Laun, W. Irving. 2 Bände. Berlin 1870.

mit den redſeligen Indianern, des alten S
Kriegszug gegen die rebelliſchen Schweden, auf
zählige Thonpfeifen zerbrochen wurden und an d
die Herrſcher im Himmelsgewölk zu ihrem Amuſem
nahmen und ähnliche Epiſoden, geben dem Ver
dankbarſte Veranlaſſung zur Entfaltung ſeines l
Talentes. Seine Hauptſtärke liegt, wie bereits ar
in der humorvollen und gemüthreichen Zeichn
holländiſchen Koloniallebens in Amerika; Rip va
und Ichabod Crane, der arme Schulmeiſter i
Hollow, ſind Karakterſchilderungen, die ihre An
kraft nie verlieren werden. In dieſem ſpeziell
ſteht Irving überhaupt nur ein Schriftſteller der
nämlich Fritz Reuter, ebenbürtig zur Seite; Charle
erreicht ihn an manchen Stellen, entlehnt ihm c
gar manche Wendungen. Von keinem Schriftſte
ſich der Leſer gleich ſo ſympathiſch berührt,
Irving, und zwar aus dem einfachen Grunde,
harmloſe Humor deſſelben ungekünſtelt und nat
und weil ſeine Karaktere frei und offen auftreten
wie z. B. bei Hawthorne, meiſtens in ein myſteriöſ
gehüllt ſind. Irving langweilt nirgends; der T
Schriften iſt durchgängig rein und edel, ohne j
ſtändig, wie z. B. Cooper, an eine moraliſch-
Predigt zu erinnern. In ſeinem Buche über W
zeigt er uns den Helden der amerikaniſchen Nat
er wirklich war, und macht alſo nicht, wie ſo
aller Gewalt einen Heiligen aus ihm.

Der New-Yorker Verleger G. P. Putnam
Irving für das Verlagsrecht ſeiner ſämmtlichen
von 1848 bis 1859 über 88 000 Dollars Hono

England bezog er in seinen letzten Lebensjahren verhältnißmäßig wenig, dafür aber ließ ihm Oxford den juristischen Doktortitel angedeihen, und vorher hatte man ihm eine von George IV. gestiftete goldene Medaille, als Auszeichnung für seine literarischen Verdienste, zuerkannt. —

James Kirke Paulding, der langjährige Freund Washington Irving's, theilt das Schicksal so vieler Novellisten; eine Zeitlang bilden ihre Werke gewissermaßen die Modeartikel des Lesepublikums, dann aber verstauben sie in den Bibliotheken und werden nur noch von dem Literarhistoriker zur Hand genommen. Paulding schrieb viel und schnell und nahm sich nur selten die Zeit zum ruhigen Schaffen; da seine Werke außerdem den Stempel ihrer Zeit stark an sich tragen und also nur für das zeitgenössische Publikum bestimmt waren, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sein Sohn und Biograph William J. Paulding im Jahre 1867 von nur wenigen Schriften des Vaters einen Wiederabdruck veranstaltete.

James Kirke Paulding wurde als der achte Sohn von William und Catharine Paulding am 22. August 1778 zu Great-Nine-Partners im Dutcheß County des Staates New-York geboren. Sein Vater, der ein eifriger Whig während der amerikanischen Unabhängigkeits-Bewegung war, und sich durch seinen opferfreudigen Patriotismus beinahe an den Bettelstab gebracht hatte, konnte seinen zahlreichen Kindern keine kostspielige Erziehung angedeihen lassen, und so wuchs denn auch James ohne gründliche Schulbildung heran; immerhin aber hatte er sich durch Privatlektüre solche Kenntnisse angeeignet, daß er eine ihm von seinem Bruder William in New-York verschaffte Schreiberstelle annehmen und ausfüllen konnte. Lange

hielt er jedoch in dieſer Stelle nicht aus; er wurde
Waſhington Irving bekannt, fing an für Zeitungen P
und Verſe zu ſchreiben und ward ein hervorrage
Mitglied der jungen Taugenichtſe von Cockloft Hall.
ſeinem Freunde Waſhington Irving gründete er die re
mäßig erſcheinende Zeitſchrift „Salmagundi“ oder „
Sal“, wie ſie ſie gewöhnlich benamſten, in welcher ſie
herrſchenden Thorheiten wirkſam verſpotteten. Dieſe Z
ſchrift wurde ſogar von dem unternehmenden Galig
in Paris nachgedruckt; ſie bezahlte ſich und würde
ſicherlich Jahre lang gehalten haben, wenn der Verl
den Redakteuren den verlangten Antheil am Profite h
zuwenden wollen.

1812 veröffentlichte Paulding die gegen England
richtete, mehrfach nachgedruckte Satyre „The Diver
History of John Bull and Brother Jonathan“, in wel
er, wie überhaupt in vielen ſeiner Schriften, das egoiſt
und anmaßende Auftreten Englands gegen Amerika
geißelte. Sein im folgenden Jahre erſcheinender „
of the Scotch Fiddle“ parodirt die Schreibweiſe Wa
Scott's, und läßt, wie das einmal ſeine Gewohnheit
bei jeder Gelegenheit wuchtige Seitenhiebe auf die E
länder fallen. Dieſes aus fünf Geſängen nebſt Einlei
und Anmerkungen beſtehende Gedicht iſt reich an h
lichen Naturbeſchreibungen und praktiſchen Ideen;
Hauptaufgabe des Verfaſſers iſt, die Engländer für
Zerſtörung von Havre de Grace Spießruthen la
zu laſſen.

1815 erhielt Paulding eine Sekretärſtelle im Ma
departement zu Waſhington und ſiedelte nach dieſer S
über. Es gefiel ihm aber daſelbſt nicht ſonderlich,

er hatte nach eigenem Geſtändnis viel durch das Geklatſche arbeits- und leſefauler Frauen zu leiden. Trotzdem aber blieb er doch acht Jahre daſelbſt und wurde mit den leitenden Geiſtern der amerikaniſchen Politik bekannt und befreundet.

Als Frucht einer Reiſe, die er ſeiner Geſundheit wegen nach dem Süden unternahm, entſtanden (1817) die beiden Bände „Letters from the South“, in welche er eine Anzahl Anekdoten, kurze Erzählungen und andere Dinge, die ihm gerade beim Schreiben in den Sinn kamen und die mit ſeiner Reiſe auch nicht im Entfernteſten im Zuſammenhang ſtehen, eingeſchachtelt hat.

In ſeinem epiſch-didaktiſchen Gedichte „The Backwoodsmen“ (1818), welches eine an ſehr loſem Faden zuſammengehaltene Geſchichte amerikaniſcher Pioniere in Ohio enthält, will er hauptſächlich den künftigen Dichtern ſeines Landes den Beweis liefern, daß man, um dankbare Stoffe zu ſuchen, nicht in das Ausland zu gehen, auch nicht in längſt entſchwundene Zeiten zurück zu kehren brauche; man ſolle die Mären alter Zeit mit ihren Helden und Heldinnen fürſtlichen Standes ruhig der verdienten Vergeſſenheit anheimgeben und nicht das Beiſpiel des verlorenen Sohnes nachahmen, der ſich in der Fremde von Trübern kümmerlich ernährte, währenddem er doch zu Hauſe Alles in Hülle und Fülle genießen konnte. Es iſt dies eine Idee, die bekanntlich ſpäterhin Walt Whitman energiſch verfocht und durch poetiſche Leiſtungen zu verwirklichen ſuchte.

Paulding's, von den damaligen Kritikern arg zerzauſter „Hinterwäldler“ iſt ein Farmer, dem es im Oſten nicht recht glücken wollte, weshalb er denn ſeine Habſeligkeiten auf einen Wagen packte, um im Weſten billiges und

fruchtbares Land zu ſuchen. Eine Anſiedelung wird gegründet, ſie blüht und gedeiht und überwindet den für ſolche Gedichte unumgänglich nöthigen Indianeraufſtand ſiegreich. Die Sitten und Gebräuche der wilden Rothhäute ſind anſchaulich geſchildert; die Hauptaufgabe dieſes Epos aber iſt, die Civiliſation auf ihrem Gange nach dem Weſten zu begleiten und zu verherrlichen.

1818 verheirathete ſich Paulding mit Fräulein Kemble, der Tochter eines reichen New-Yorker Kaufmanns, was ihn aber durchaus nicht bewog, ſeiner Schreibſeligkeit zu entſagen. Im Jahre darnach ſuchte er ſogar eine neue Serie der Zeitſchrift „Salmagundi“ herauszugeben, brachte jedoch nicht über einen Band heraus; denn da ſich die Mitglieder der alten Cockloft-Familie über Amerika und Europa zerſtreut hatten und alſo auf ihre Mitarbeiterſchaft nicht gerechnet werden konnte, ſo fehlte es der neuen Serie doch an dem attiſchen Salze der erſten.

In dem 1822 veröffentlichten zweibändigen Werke „A Sketch of Old England, by a New England Man“ ſtellt Paulding Vergleiche zwiſchen Amerika und England an und zwar zu Ungunſten des letzteren, ſo daß wir uns durchaus nicht zu wundern brauchen, wenn dieſe literariſche Leiſtung von einem engliſchen Kritiker ein Konglomerat radikaler Zeitungsartikel, vaterlandsverrätheriſcher Flugſchriften und münchhauſenmäßiger Verläumdungen genannt wurde.

Trotzdem ſein Intimus Waſhington Irving mit Walter Scott auf ſehr freundlichem Fuße ſtand, ſo konnte Paulding dieſem Romanſchriftſteller ebenſowenig wie den politiſchen Agitationen Englands Geſchmack abgewinnen und machte ihn daher öfters zur Zielſcheibe ſeiner Satyre.

so verspottet er auch Scott's Schreibweise in dem Werke „Koningsmarke, the Long Finne", einer an ergötzlichen Charakterschilderungen reichen Erzählung aus der amerikanischen Kolonialzeit. Da nach der Publikation dieses Werkes sein Schwiegervater starb und ein beträchtliches Vermögen hinterließ, so zog Paulding nun auf Wunsch seiner Gemahlin wieder nach New-York, wo ihm bald wieder ein Amt angetragen wurde, das er auch, da es eine Sinekure bildete, annahm und dann fleißig weiter schriftstellerte.

1825 veröffentlichte er „John Bull in America, or the New Munchhausen", ein Werk, in dem er die in Amerika reisenden Engländer dem Gelächter des Publikums preiszugeben suchte. Dann folgte „The Merry Tales of the Three Wise Men of Gotham." Unter Gotham verstand er eine Stadt, welche nur als die Heimath dreier Philosophen bekannt war, sonst aber mit Bestimmtheit keinem Lande der Erde zugeschrieben werden konnte. Der erste Philosoph war der Sohn eines kinderreichen, aber geldarmen Vaters, welch' letzterer die Geheimnisse der politischen Oekonomie studirt hatte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die moralische, religiöse, physische und politische Wohlfahrt der Gesellschaft nur auf der Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft beruhe; er schickte daher seine zahlreichen Kinder in die Baumwollenfabrik eines Ortes und ließ sie dort täglich 14 Stunden arbeiten, währenddem er seine Zeit mit Trinken und philosophischen Grübeleien hinbrachte. Dies Prinzip, nach welchem er sich von seinen Kindern ernähren ließ, nannte er produktive Arbeit.

Der zweite Philosoph war ein Märtyrer der Vernunft.

Er ſtammte urſprünglich aus einem Lande, in dem Jeder gelehrt genug war, Geſetze zu machen, aber Niemand genug Verſtand beſaß, ſie erklären und auslegen zu können, weshalb denn die Gelehrten der Fremde mit dieſer Aufgabe bedacht wurden. Dieſelben ſchrieben nun innerhalb hundert Jahre einen drei Tauſend Bände ſtarken Commentar über jene Geſetze und darin fand ein Jeder die Auslegung, die er ſuchte und die ihm paßte, ſodaß alſo die vollkommene Zufriedenheit hergeſtellt wurde.

Der dritte Philoſoph war in einem Lande geboren, wo Jeder im Beſitze aller Wiſſenſchaften war, ſodaß ſich alſo die Leute nach Unwiſſenheit ſehnten und die Kinder in Schulen ſchickten, wo man ſich ihre Verdummung zur Aufgabe gemacht hatte, und wo man ſie lehrte, bei wiſſenſchaftlichen Vorträgen zu gähnen und einzuſchlafen. Um dem angebornen Forſchergeiſt nun neue Nahrung zu bieten, mußte unſtreitig etwas Außerordentliches erſonnen werden und mit dieſer Aufgabe wurde der dritte Weiſe von Gotham beauftragt. Man ſagt, Paulding habe unter dieſen drei Weiſen drei Gelehrte ſeiner Zeit verſpotten wollen; ſo habe er unter dem erſten den Schottländer Owen, den bekannten Sozialiſten, und unter dem letzteren den Phrenologen Dr. Spurzheim gemeint — wie es dem auch nun ſein mag, eine große Wirkung hat er mit dieſem Buche nicht erzielt.

In „The New Mirror for Travellers“ (1828) geißelt er die Sitten und Trachten ſeiner Zeit. In den „Tales of the Good Woman“ (1829) und „Chronicles of the City of Gotham“ (1830) ſind einige ſeiner beſten Erzählungen, wie z. B. „Der Politiker“ und „Dispepſie“, enthalten. Ein von ihm für den Schauſpieler James H. Hackett ver-

ßtes Drama wurde auf mehreren Bühnen England's
d Amerika's unter verſchiedenen Titeln erfolgreich auf-
führt, iſt aber jetzt mit Recht gänzlich vergeſſen.

Als das populärſte Werk Paulding's dürfte wohl die
veibändige Novelle „The Dutchmans Fireside“ (1831)
igeſehen werden; dieſelbe bildet ein Seitenſtück zu Irving's
nickerbocker-Geſchichte und wurde in das Franzöſiſche und
olländiſche übertragen. Auch die Emigrantenerzählung
Westward Ho“ (1852) wurde ihrer Zeit viel geleſen.
as vom reinſten Patriotismus diktirte Werk „A Life of
ashington“ (1835—36, 2 Bde.), iſt frei von allem in
rartigen Biographien üblichen Bombaſt und Verhimmelung
nes Helden; es iſt in kräftigem, markigem Stil verfaßt
d durch eingeſtreute wirkſame Anekdoten zu einer an-
henden Lektüre gemacht. Das Werkchen „Slavery in
e United States“, hätte Paulding am beſten ungeſchrieben
laſſen, denn er redet darin der Negerſklaverei, in der
durchaus kein ſoziales Uebel ſieht, ganz offen das Wort.
The Book of Saint Nicholas“ iſt eine für den Weihnachts-
ch beſtimmte, im Uebrigen werthloſe Schrift des ſchreib-
ſtigen Paulding.

1838 übernahm Paulding auf Veranlaſſung des
maligen Präſidenten Van Buren die Stelle als Marine-
ekretär in Waſhington und ſiedelte abermals nach jener
tadt über. Seine in dieſem Jahre veröffentlichten
ärchen gingen ſpurlos vorüber. Trotzdem es ihm
ſeiner neuen, an unangenehmen Arbeiten reichen
tellung durchaus nicht gefiel, ſo blieb er doch gegen vier
hre in derſelben und kaufte ſich dann ein Haus zu Hyde
rk am Hudſon, woſelbſt er den Reſt ſeines Lebens zu-
achte. An Novellen veröffentlichte er noch „The Old

Continental“ (1846) und „The Puritan and his Daughter“ (1849); letztere, in welcher die Ansicht, daß Jemand trotz seiner besten Absichten Andere unglücklich machen könne, illustrirt wird, dürfte wohl als das reifste und am sorgfältigsten gearbeitete Produkt seines Alters bezeichnet werden. Nach diesen Publikationen schrieb Paulding hauptsächlich nur noch politische Artikel für Zeitungen. Er starb am 6. April 1860, also kurze Zeit nach dem Tode seines Freundes Washington Irving. Seinen Ruhm hatte er bereits überlebt.

William Cullen Bryant.

Die Vorfahren des Nestors der amerikanischen Poesie
Journalistik gehörten zu denjenigen Passagieren, welche
berühmte Schiff „Mayflower“ im Jahre 1640 nach
euen Welt brachte. Es befanden sich darunter mehrere
men, die in England eine klassische Erziehung genossen
sich an den Dichtungen Spensers und des damals im
ge seiner Schaffungskraft stehenden Milton erquickt
n; aber hier in Amerika brachten ihnen die Verhält-
gleich die Idee bei, daß dergleichen Studien zu nichts
en, und daß man, wenn man existiren wolle, vor
Dingen zur Axt und zur Hacke greifen müsse. Um
hte zu lesen, gab es keine Zeit mehr; viel weniger
konnte man daran denken, selber einige zu schreiben.
das Bedürfniß hatte, in seinen Mußestunden in poe-
n Genüssen zu schwelgen, konnte sich ja leicht Bücher
England importiren, wo sie sicherlich besser und billiger
stellt werden konnten, als in den amerikanischen Kolo-

Auch darf außerdem nicht außer Acht gelassen
en, daß der damalige Einfluß der Puritaner durch-

aus nicht dazu angethan war, irgend einem ſchöngeiſtigen Streben Vorſchub zu leiſten; jene glaubten an ihrer Bibel einen Schatz zu haben, der allen Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens entſpräche und theilten daher auch die darin vertretene Geringſchätzung der Natur und der Menſchheit.

Aber die Liebe zur Dichtkunſt ſchlummerte im Herzen der angelſächſiſchen Raſſe und konnte nur für einen beſtimmten, durch allerlei Verhältniſſe bedingten Zeitraum am Erwachen verhindert werden. Und Derjenige, der das Dornröschen aus ſeinem Schlafe mit einer gewaltigen That erweckte, war William Cullen Bryant, der mit ſeiner unvergleichlichen Schöpfung „Thanatopsis“ das Zeichen gab, daß nun endlich am amerikaniſchen Himmel ein Dichterſtern erſter Größe erſchienen ſei.

Er wurde am 3. November 1794 in dem Städtchen Cunnington in Maſſachuſetts geboren. Sein Vater, ein tüchtiger Arzt und außerdem ein Mann von umfaſſender literariſcher Bildung, geläutertem Geſchmack und geſundem Urtheil, bemerkte mit großer Freude die poetiſche Anlage ſeines Sohnes; er kritiſirte liebevoll deſſen erſte dichteriſche Verſuche und ermunterte ihn wie einſt Pope's Vater, zur weiteren Pflege ſeines Talentes. Dadurch legte er den Grund zu dem edlen klaſſiſchen Stile, welcher den ſpäteren Produktionen William's ſo hohen Werth verlieh. Seinem Vater verdankt er auch die Vorliebe für die Natur und das gemüthvolle Verſenken in das Leben derſelben.

Das häusliche Leben der Eltern William's war einfach in jeder Hinſicht; Bedürfniſſe, wie ſie der Lauf der Zeit in amerikaniſche Familien einführte, und die jetzt von Tag zu Tag greller werdenden ſozialen Unterſchiede, waren

s noch unbekannte Begriffe. Man beurtheilte die hen noch ausſchließlich nach ihrem inneren Werthe icht nach Reichthum und Lebensſtellung. Religiöſe gen bildeten einen Theil der regelmäßigen Tages- ſtigung; man fing den neuen Tag mit Beten an hloß ihn auch damit; man betete bei Tiſche und las Mußeſtunden die Bibel oder die Watts'ſchen Hymnen. rſten Unterricht erhielten die Kinder noch durch die r; denn die Zeit der Hausfrauen war damals noch hauptſächlich von Theeviſiten, Pflichten der Mode zweckloſen Spaziergängen in Anſpruch genommen rlaubte es noch, Kleider zu flicken, Strümpfe zu ı und der heranwachſenden Jugend Lebensart bei- ıgen.

Der alte Dr. Bryant hielt ſeinen Beruf für den er- ſten auf der Welt und hätte daher auch gerne den ı William als ſeinen dereinſtigen Nachfolger geſehen. Vornamen William Cullen wählte er deshalb für veil der ſchottiſche Mediziner William Cullen bei ihm : größten Hochachtung ſtand.

Doch ſein Söhnchen war von ſchwächlichem Körperbau ußerdem auch noch mit einem Kopfe von unförm- Größe behaftet, weshalb ſich William denſelben jeden en von zwei Studenten ſeines Vaters in friſches vaſſer tauchen laſſen mußte. Das Wachsthum ſeines n Körpers glich übrigens bald den unangenehmen ıd aus.

Da der alte Bryant lebhaft Antheil an der Politik und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, bei der er olitiſches Geſpräch anknüpfen konnte, ſo braucht es

uns nicht Wunder zu nehmen, daß sich auch sein Sohn frühzeitig ein Urtheil über die amerikanische Republik und ihre Repräsentanten anmaßte. Ja, schon in seinem 14. Jahre ließ er ein in gereimten Pentamentern verfaßtes Gedicht gegen den damaligen Präsidenten Jefferson, dessen Handelspolitik der Byrant'schen Umgebung sehr anstößig war, erscheinen. Dasselbe wurde als Broschüre von zwölf Seiten, auf grobes Papier gedruckt, und trug folgenden Titel:

The Embargo,
Or Sketches of the Times.
A Satire.
By a Youth of Thirteen.
Boston.
Printed for the Purchasers.
1808.

Die Sprache darin war sehr kühn; Jefferson wurde „a poor servile thing" genannt und an seiner Administration kein gutes Haar gelassen. Doch jenes Schriftchen fand Beifall und erschien sogar bald in einer zweiten Auflage, welche, da man die Autorschaft inzwischen angezweifelt hatte, den vollen Namen des Verfassers auf dem Titelblatte trug. Auch gab er dieser Ausgabe noch mehrere andere seiner inzwischen in Zeitungen veröffentlichten Gedichte, wie „Spanish Revolution" u. s. w., bei; von denselben hat er übrigens kein einziges späterhin in seine gesammelten Gedichte aufgenommen.

Als der junge Bryant in seinem 16. Jahre Williams College bezog, hatte er bereits einen Ruf als Dichter; aber seinen Mitschülern gegenüber erwähnte er die Kinder seiner Muße niemals. Während seines Aufenthaltes in Williamstown streifte er fleißig in den Bergen von Berk-

mher, ohne jedoch das Studium der Klaſſiker da-
ju vernachläſſigen.
r blieb übrigens nur ſehr kurze Zeit auf jenem
:. Seine Abſicht war, nach Yale zu gehen, um Juris-
ż zu ſtudieren; aber da ihm dies die Kaſſe ſeines
nicht erlaubte, ſo mußte er ſich nothgedrungen
m für den Advokatenſtand vorbereiten laſſen. Doch
hte es dabei nicht, wie der berühmte Sir William
one, der beim Anfange ſeiner Rechtsſtudien ſein nicht
utendes poetiſches Talent unterdrückte, ſondern er
itete das ſeinige als ein Mittel, das ihm die freien
:n erheitern und ihn gegen das geiſtige Verſauern
: ſollte.
un fand ſein Vater eines Tages zufällig das Gedicht
atopſis" in der Schublade ſeines Sohnes und zeigte
r Freundin, die ob des Inhalts Thränen der Rührung
. Es verdiente gedruckt zu werden, das war klar;
)o? Für ein Winkelblättchen war es doch zu gut;
)äre es in einem ſolchen leicht unbeachtet geblieben.
ıdte es daher der „North American Review" ein,
Boſton erſchien und von einer Anzahl junger Leute
gegeben ward, welche ſich den Titel „North American
beigelegt hatten. Die Redaktion lag in den Händen
:ichard A. Dana und Edward T. Channing. Als
:n jenes Gedicht, das in der damaligen Faſſung 49
ſtatt der jetzigen 81 enthielt, ſorgfältig durchgeleſen
war jeder der Anſicht, daß es nicht von einem
ıniſchen Dichter herrühre, denn ſolche Sprache und
hatte man bis jetzt in der neuen Welt nicht ge-

Thanatopſis" erſchien in der Novembernummer 1816

und erregte das gerechteſte Aufſehen. Als Dana hörte, Bryant ſei Mitglied des Senates von Maſſachuſetts, eilte er eines Tages von Cambridge nach Boſton und ſuchte ihn auf, aber eine kurze Konverſation überzeugte ihn bald, daß der alte Doktor der geſuchte Verfaſſer nicht ſei und als er nun bald darauf mit dem wahren Dichter zuſammentraf und deſſen Karakter und Anſchauungen kennen lernte, ſchloß er mit ihm einen Freundſchaftsbund, der bis in den Tod dauerte.

Bryant ward nun Mitarbeiter jener Zeitſchrift und dem Einfluſſe Dana's hatte er es auch zu verdanken, daß er im Jahre 1821 vor der Phi-Beta-Kappa-Geſellſchaft des Harvard College ſein Gedicht „The Ages“ rezitiren konnte. In demſelben Jahre gab er auch ein 44 Seiten ſtarkes Bändchen Gedichte zu Cambridge in den Druck.

Als Bryant ſeine Studien in Bridgewater vollendet hatte, wurde er nach beſtandenem Examen zur Rechtspraxis zugelaſſen. Er praktizirte ein Jahr als Advokat in Plainfield und ſiedelte dann nach Great Barrington in der Grafſchaft Berkſhire über, woſelbſt er als Stadtſchreiber und Friedensrichter thätig war. Im Jahre 1821 verheiratete er ſich mit Frances Fairchild daſelbſt. Den Anfang der amerikaniſchen Literatur datirte er von jenem Jahre, denn trotzdem vorher ſchon Trumbull's „McFingal“, Dwight's „Conquest of Canaan“ und Barlows “Hasty Pudding“ erſchienen waren und man beſonders erſterem Werke einen gewiſſen literariſchen Werth nicht abſprechen kann, ſo hatten dieſelben im Allgemeinen doch nur eine vorübergehende Bedeutung. Das Jahr 1821 aber ſah die Herausgabe von Cooper's „Spy“, Irving's „Sketch Book“ und von der erſten Gedichtſammlung Bryant's.

Als das Gedicht „The Ages“ erſchien, brachte der New-York American“, eine Zeitſchrift, die von Charles ing, dem ſpäteren Präſidenten von Columbia College, digirt wurde, eine äußerſt günſtige Kritik deſſelben, elche der Feder von Gulian C. Verplanck, einem geiſt-ichen, hauptſächlich durch ſeine politiſche Satire „The ıcktail Bards“ bekannten New-Yorker entſtammte. Dieſer ıd Herr Sedgwick verſchafften nun Bryant eine Stelle s Mitredakteur der projektirten Zeitſchrift „New-York eview and Athenaeum Magazine“ und im Winter 1824 gte dieſer ſeine Geſetzbücher bei Seite, übergab ſeine kten einem Kollegen und ſchickte ſich an, ſobald wie möglich ew-York zu erreichen.

In der Knickerbockerſtadt, die damals ungefähr 180,000 inwohner zählte, fand er einen recht angenehmen Kreis on wahlverwandten Geiſtern vor, die im Hauſe der No-ıalliſtin Sedgwick ihre regelmäßigen Zuſammenkünfte ab-ielten.

Bryant's Abſicht war nun, ſich ausſchließlich journa-ſtiſcher Beſchäftigung zu widmen. Aber jene Zeitſchrift ınnte ſich, trotzdem darin ausgezeichnete Arbeiten zum bdruck kamen, doch nicht über Waſſer halten, und da ıdere ähnliche Unternehmungen ebenfalls fehlſchlugen, ſo hm er 1826 eine Stelle als Mitredakteur an der „Eve-ıg Post“ an.

Als im Jahre 1829 Herr Coleman, der Hauptredak-ır jenes Blattes ſtarb, erhielt Bryant ſeine Stelle. Als urnaliſt zeichnete ſich Bryant hauptſächlich durch ſeine ergiſche und conſequente Freihandelspolitik aus; außerdem ämpfte er die Sklaverei, die er auf einer Reiſe durch ı Süden aus eigener Anſchauung kennen lernte und

verfocht das Prinzip der Staatenrechte auch dann, wenn die strikte Ausübung derselben seine Ideen durchkreuzt hätte. Ein politischer Parteigänger war er niemals und nach Aemter und Ehren hat er nie gestrebt. Er vertrat Prinzipien, nie aber Parteien. Auch übte niemals der Name einer politischen Fraktion den geringsten Reiz auf ihn aus. Sobald er sah, daß sich die Partei, der er am nächsten stand, von ihrer ursprünglichen Plattform, mit der sie gesiegt hatte, trennte, schnitt er augenblicklich das Tischtuch zwischen sich und ihr entzwei. So war er auch vor Beginn des großen Bürgerkrieges einer der ersten, der öffentlich unerschrocken erklärte, daß sich die damals dominirende demokratische Partei mit Unrecht demokratisch nannte, da sie sich ziemlich offen für Beibehaltung der Sklaverei aussprach.

Er wurde somit einer der Gründer der republikanischen Fraktion. Und ebenso schnell sah er auch nach Beendigung des unheilvollen Krieges ein, daß die siegreiche Partei nicht mehr von ihren alten Verdiensten zehren könne und daß sie, wenn sie die herrschende bleiben wolle, den Forderungen der Neuzeit Rechnung tragen müsse. Das Motto seiner politischen Thätigkeit war: Freiheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.

Seine Leitartikel zeichneten sich durch edlen Styl und einfache Sprache aus und nichts berührte ihn unangenehmer, als wenn ihm eine Arbeit zum Drucke vorgelegt wurde, in welcher sich der Verfasser unnöthiger Weise Wörter romanischen Ursprungs bedient hatte.

In den Jahren 1827—30 gab Bryant mit Verplank und R. C. Sands den literarischen Almanach „Talisman“ heraus und schrieb auch während dieser Zeit

zwei Erzählungen, die jedoch bald der Vergessenheit anheim fielen.

1832 veröffentlichte er eine größere Auswahl seiner Gedichte, welcher die Ehre widerfuhr, daß sie in England nachgedruckt wurde. Damals war nämlich Washington Irving Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in London und da Verplank mit demselben sehr befreundet war, so schickte er ihm ein Exemplar jener Gedichte mit dem Ersuchen, in England einen Verleger dafür zu gewinnen. Irving steckte das Bändchen in die Tasche und ging damit natürlich zuerst zu Murray, der bekanntlich immer zu literarischen Unternehmungen bereit war, auch wenn er nur den geringsten Erfolg dabei voraussah. Er sah sich das Werk an, blätterte darin herum, las hier und da einige Zeilen und reichte es dann Irving mit der Bemerkung zurück: „Gedichte verkaufen sich jetzt nicht."

Mißmuthig verließ Irving das Lokal und trat auf seinem Heimwege aufs Geradewohl in die Buchhandlung eines gewissen Andreas und offerirte ihm Bryant's Gedichte. Derselbe besah sie sich ebenfalls und erklärte sich zur Uebernahme des Verlags bereit, wenn Irving seinen Namen als Herausgeber auf das Titelblatt setzen wolle. Derselbe war damit einverstanden und ging nun vergnügt nach Hause. Einige Tage darauf erschien der Verleger bei Irving und erklärte stürmisch: „Mein ganzes Geschäft ist ruinirt, wenn ich diese Gedichte drucke! Sehen Sie nur hier die Stelle in dem „Song of Marion's Men": „The British Soldier trembles"; dies muß unbedingt geändert werden!" — Irving, der kaum das Lachen unterdrücken konnte, ersetzte nun jene den englischen Patriotismus verletzende Stelle durch „The foeman trembles in his

camp“ und brachte auch noch in einem anderen Gedichte eine unbedeutende „Verbesserung“ an. So erschien dann das Werk und ward von der tonangebenden Presse Englands sehr günstig beurtheilt.

Bryant's Mitredakteur an der „Evening Post“ war der stürmische Freihandelsmann William Leggett, der Alles, was er einmal für richtig erkannt hatte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit vertheidigte. Da er übrigens sonst sehr zuverlässig war, so überließ ihm Bryant, als er im Jahre 1834 nach Europa ging, die selbstständige Leitung des Blattes.

Bryant's Absicht war damals, sich mehrere Jahre in Europa aufzuhalten, alle Hauptstädte zu besuchen, literarischen Studien obzuliegen und die Erziehung seiner Kinder zu überwachen.

Nachdem er zwei Jahre umher gereist war, hörte er, daß Leggett gefährlich erkrankt sei. Er eilte schnell nach Hause und kam noch gerade zur rechten Zeit an, um die Zeitung von dem ihr drohenden Untergange retten zu können.

1845 bereiste er Europa zum zweiten, 1849 zum dritten und 1857 und 58 zum letzten Male. Die Reiseberichte, die er unter dem Titel „Letters of a Traveller“ in seiner Zeitung publizirte, gab er später im Putnam'schen Verlage in zwei Bänden heraus, von denen der erste den Titel „Letters of a Traveller“ und der andere „Letters from the East“ führte.

Sein Ruf und Einfluß wuchs von Jahr zu Jahr. Bei öffentlichen Angelegenheiten sprach er stets das rechte Wort. Seine Erscheinung ließ einen unvergeßlichen Eindruck zurück; er war von Statur klein, doch sehr rüstig

und gewandt. Ueber sein tägliches Leben gab er 1871 einem Freunde folgenden Bericht:

„Ich versprach Ihnen vor einiger Zeit einen Bericht über meine Lebensgewohnheiten, wenigstens so weit es Diät, körperliche Uebungen und Beschäftigung anbelangt, zu liefern. Ich glaube zwar nicht, daß Ihnen dies etwas nützen wird; aber das System, welches ich seit vielen Jahren befolgt habe, entspricht ganz meinem Zwecke. Ich habe ein ziemlich hohes Alter erreicht, ohne die Schwächen desselben zu besitzen. Wie weit dies nun meiner vor langer Zeit adoptirten Lebensweise zuzuschreiben ist, kann wohl nicht mit Bestimmtheit angegeben werden.

Ich stehe frühe auf; während des Winters um halb sechs Uhr und Sommers eine halbe, mitunter auch eine ganze Stunde früher. Gleich darauf mache ich, sehr leicht bekleidet, eine Reihe körperlicher Uebungen durch, deren Zweck es ist, die Brust auszudehnen und alle Muskeln in Bewegung zu setzen. Nach diesen Uebungen, die mich ungefähr eine Stunde in Anspruch nehmen, bade ich mich von Kopf bis zu Fuß. Darnach nehme ich ein einfaches Frühstück ein. Dasselbe besteht aus Maisbrei und Milch, oder im Falle ich ersteren nicht bekommen kann, aus Braunbrod, Hafer- oder Weizengrütze und gebratenen süßen Aepfeln; Buchweizenkuchen oder irgend ein anderes vegetabilisches Gericht weise ich auch nicht zurück; Fleischspeisen genieße ich zur Frühstückszeit nie. Thee und Kaffee rühre ich zu keiner Zeit an; zuweilen trinke ich eine Tasse Chocolade.

Nach dem Frühstück studire ich eine Zeitlang, gehe dann, wenn ich gerade in der Stadt wohne, nach dem drei Meilen entfernten Bureau der „Evening Post“ und

begebe mich nach drei Stunden wieder in meine Wohnung zurück. Dieſe Wege mache ich ſtets zu Fuß, wie auch immer das Wetter ſein möge.

Während meines Aufenthaltes auf dem Lande beſchäftige ich mich mit literariſchen Studien; ſobald ich jedoch Müdigkeit verſpüre, gehe ich in die friſche Luft. Ich ſpaziere alsdann entweder auf meiner Farm umher oder pfropfe Bäume im Garten u. ſ. w. Ich fahre ſehr ſelten aus, weil ich meiſtens lieber gehe.

Auf dem Lande nehme ich mein Mittageſſen ſtets früher als in der Stadt ein und genieße dabei auch etwas Fleiſch; der Haupttheil jener Mahlzeit beſteht jedoch aus Gemüſe. Am Abende eſſe ich Brod mit Butter und etwas Obſt, wenn es zu haben iſt. In der Stadt nehme ich nur zwei Mahlzeiten ein. Obſt kann ich beinahe zu jeder Stunde des Tages genießen, ohne daß ich mich darauf unbehaglich fühle. Mein Getränk iſt Waſſer und höchſt ſelten trinke ich ein Glas Wein. So bin ich denn ein natürlicher Abſtinenzler, denn der Wein macht mich nur konfus, wo er mich ſtärken ſollte. Mit dem Tabak habe ich nur dann etwas zu ſchaffen, wenn ich gegen den Gebrauch deſſelben losziehe.

Damit ich Morgens früh aufſtehen kann, muß ich mich natürlich Abends zeitig in's Bett begeben; dies geſchieht in der Stadt um zehn Uhr und auf dem Lande noch früher. Seit vielen Jahren habe ich mich des Abends einer jeden literariſchen Arbeit, ſogar des Briefſchreibens enthalten, denn eine derartige Beſchäftigung regt die Nerven auf und verhindert einen geſunden Schlaf.

Mein Bruder ſagte mir vor Kurzem, daß er in einigen weſtlichen Blättern geleſen, ich habe die Gewohn-

heit, als Stimulanz Chinin zu gebrauchen und habe unter dem Einflusse desselben meine Verse geschrieben; auch sei ich infolgedessen so taub wie ein Laternenpfahl geworden. Daß Letzteres nicht wahr ist, wissen Sie, und das Andere ist ebenfalls erlogen. Ich verabscheue Stimulanzen und meide sorgfältig ein jedes Mittel, das die Natur zu außerordentlichen Leistungen antreibt. Selbst bei meinen Speisen enthalte ich mich der Gewürze, wie Pfeffer u. s. w."

Die Sommerwohnung Bryant's befand sich zu Roslyn auf Long Island. Es ist dies ein geräumiges, von dem Quäker Richard Kirk erbautes Haus, das am Fuße eines waldigen Hügels steht. Den in der Nähe wohnenden Landleuten erbaute Bryant einst eine Halle; doch als dieselben bei der Einweihung, welche Dr. Bellows leitete, verlangten, sie solle „Bryant's Hall" getauft werden, protestirte er energisch dagegen und sagte, sie solle einfach „Halle" heißen. Unter diesem Namen ist sie denn auch seither bekannt.

Walter Scott erzählt, daß, wenn man dem verbissenen Dean Swift gegenüber von einem „tüchtigen, alten Manne" gesprochen, er gewöhnlich ärgerlich erwidert habe, ein solcher Mensch existire nicht; denn wenn es jemals einen Menschen gegeben habe, dessen geistige Anlagen in der Jugend einen Heller werth gewesen seien, so hätte sich die halbe Welt vereinigt, um sie im Keime zu ersticken. Bryant jedoch, sowie zahlreiche andere Amerikaner, wie R. H. Dana, Carey, Longfellow u. s. w. liefern den Beweis des Gegentheils. Je älter Bryant wurde, desto mehr wurde er der Liebling seines Volkes und desto häufiger wurde er mit Zeichen der Hochachtung überschüttet. Sein 80. Geburtstag war gewissermaßen ein nationaler Feiertag. Seine

Verehrer überreichten ihm damals eine prachtvolle silberne Vase, bei welcher Gelegenheit er auf die Ansprache Dr. Osgood's unter Anderem Folgendes erwiderte:*)

„Meine Freunde! Wir Schriftsteller erfreuen uns nur eines kurzen Ruhmes; eine Generation treibt die andere von der Bühne; selbst die Sprache, in welcher wir schreiben, veraltet allmälig und man liest uns nicht mehr; aber ein Kunstwerk wie diese Vase bleibt immer schön und wird immer bewundert werden. Die Zeit hat keinen Einfluß auf ihren Reiz. Später wird vielleicht Jemand sagen: ‚Diese schöne Vase wurde zu Ehren eines gewissen amerikanischen Dichters geschaffen, dessen Namen sie trägt, aber dessen Verse vergessen sind. Es ist erstaunlich, daß man sich so viele Mühe gegeben hat, das Leben und die Schriften eines Mannes zu verherrlichen, welche doch jetzt so unbekannt sind'. So, ihr Herren Künstler, bin ich euch zu Danke verpflichtet, daß mein Name meine Werke überlebt!"

Bryant drückte sich überhaupt stets äußerst bescheiden über seine Leistungen aus. Eine jede Popularitätssucht, wie sie den neueren amerikanischen Dichtern, besonders Bayard Taylor und Longfellow eigen, war ihm gänzlich fremd.

In persönlichem Umgange war er wortkarg und zurückhaltend; er war auch in dieser Hinsicht ein ächter Amerikaner, der nie sein Herz auf der Zunge trägt. Wie in seinen Gedichten, so war ihm auch in seinem öffentlichen und privaten Leben die Heuchelei verhaßt; niemals handelte er gegen seine bessere Ueberzeugung.

Dr. Johnson's Wort „Slow riseth worth by poverty

---

*) Siehe die Schrift: „To William Cullen Bryant, at Eighty Years, from his Friends and Countrymen. New-York 1876."

depressed“ findet auf ihn keine Anwendung; Noth und Armuth kannte er nur dem Namen nach und mit seinen poetischen Erzeugnissen eroberte er sich gleich im Anfange seines Schaffens die Herzen des Publikums.

Während seines langen Lebens beschäftigte er sich mit großer Vorliebe mit klassischer Literatur und Mythologie. Homer war sein Liebling, den er auch in's Englische übertrug (1870—71). Seine Anthologie „Library of Poetry and Song“ fand eine ganz außerordentliche Verbreitung. Seine gesammelten Reden erschienen 1873 in New-York.

Als Bryant am 29. Mai 1878, einem sehr heißen Tage, bei der Enthüllung der Büste Mazzini's im Central-Park die offizielle Rede gehalten hatte, war er sichtlich sehr erschöpft; die Sonne hatte ihm während der ganzen Zeit auf den Kopf geschienen und er hatte es nicht geduldet, daß man einen Schirm über ihn hielt. Doch er gab nicht zu, müde oder erschöpft zu sein und nahm die Einladung des General Wilson, in dessen Hause einige Erfrischungen einzunehmen, an.*) Man gab ihm das Geleite nach der in der 74. Straße New-Yorks befindlichen Wohnung des Generals und währenddem letzterer die Thüre aufschloß, brach Bryant zusammen und ward darauf bewußtlos in das Haus getragen. Frau Wilson wusch ihm den Kopf mit Eiswasser, wonach er wieder zu sich kam und klagend rief: „Mein Kopf, mein Kopf! Ich bin nicht wohl!“ Doch er lehnte jede weitere Hilfe ab und wurde alsdann nach seiner New-Yorker Wohnung gebracht. Dort ange-

*) Siehe „Bryant and his Friends“. By J. G. Wilson. New-York 1886. — Bigelow's Werk über Bryant (Boston 1890) konnte hier nicht mehr benützt werden.

kommen, sah er das Haus und die Straße verwu
an und fragte: „Wessen Haus ist dies? In welcher S
sind wir?“

Man sandte schnell nach einem Arzte, aber Br
kam nur selten noch auf Augenblicke zum Bewußtsei

Er starb am 12. Juni um halb sechs Uhr Mor
zwei Tage darauf wurde er begraben. Die ganze N
trauerte. Zum Trauergottesdienste in der „All S
Church“ hatten sich Abgeordnete zahlreicher Gesellsch
eingefunden; Dr. Bellows hielt die Leichenrede. Am
mittage desselben Tages wurde der Sarg auf einem
zialzuge nach Roslyn gebracht und in der dortigen Fam
gruft beigesetzt.

Bryant war im Kongregationalismus Neueng
erzogen und war ein Verehrer der christlichen Rel
aber nicht derjenigen, die hauptsächlich auf dogmat
Silbenstechereien beruht.

In New-York besuchte er Anfangs die kleine Unit
kirche an der Chambers Straße, woselbst William
der Verfasser der „Briefe von Palmyra“, predigte.
trat er der sogenannten „Zweiten Kirche“ bei, in d
Dewey und Samuel Osgood predigten und i. J.
ging er wieder zu seiner alten Unitarierkirche, die nu
Soul's Church“ hieß, zurück. *)

Bryant lebte 16 Jahre weniger als ein Jahrh
und ein solches Leben ist sicherlich voll der wich
Erfahrungen und Erlebnisse. Als er geboren ward,
in Frankreich die Revolution; in seiner Jugend ve

*) Dr. Brunnemann macht in seiner „Geschichte der a
nischen Literatur“ Bryant zum Katholiken!

aufmerkſam die ſiegreiche Laufbahn Napoleons. Die ınſtitution der Vereinigten Staaten wurde nur wenige ıhre vor ſeiner Geburt geſchaffen.

Er ſah die politiſchen Parteien ſeines Landes ſiegen ıd fallen und identificirte ſich nur dann mit einer der- ben, wenn er Grund zu dem Glauben hatte, daß ſie e wahre Freiheit förderte.

Als er ſein Gedicht „Thanatopſis“ ſchrieb, waren ıngfellow und Whittier noch Schulknaben.

Bryant ſtarb im Juni und ſomit wurde ihm auch r Wunſch erfüllt, den er in einem ſeiner erſteren Ge- chte ausdrückte:

„I gazed upon the glorius sky
And the green mountains round;
And thought that when I came to lie
At rest within the ground,
It were pleasant, that in *flowery June*,
When brooks send up a cheerful tune,
And groves a joyous sound,
The sexton's hand, my grave to make,
The rich, green mountain turf should break.“

Wenn Humboldt erklärt und als hauptſächlichſtes ſultat ſeiner Forſchungen hinſtellt, daß die Natur kein ɔtes Aggregat, ſondern Einheit in der Mannigfaltigkeit , ſo drückt er damit einen Gedanken aus, der uns aus ıer poetiſchen Schöpfung Bryant's entgegen ſtrahlt. Und il Bryant vorzugsweiſe Dichter der Natur iſt, ſo iſt n auch eine jede Sentimentalität fremd; ja, wir können hig ſagen, ein jedes tiefere, aufregende Gefühl wider- ebt ſeiner inneren Natur. Die Gefühle beherrſchen ihn

nicht, ſondern er ſie und das krankhafte, in der modernen Lyrik ſo häufig kultivirte Kokettiren mit meiſtentheils erkünſtelten Erregungen und Seelenſchmerzen, iſt ihm im Grund der Seele verhaßt. Bryant holt auch ſeine Stoffe nicht aus dem grauen Alterthume, ſondern ſtets unmittelbar aus der ihn umgebenden Natur. Auch verſenkt er ſich nie in dieſelbe mit der Abſicht, ihr poetiſche Gedanken zu entlocken, ſondern er verhält ſich ihr gegenüber mehr paſſiv und läßt ſie ruhig auf ſeine Seele wirken. Wäre das Gegentheil der Fall, ſo wäre er ſicherlich in dieſer Hinſicht produktiver geweſen.

Dadurch aber haben ſeine Gedichte auch noch einen andern Vorzug erhalten: Die Gedanken ſind nie zu unnöthiger Breite ausgeſponnen. Daß ſeine Gedichte faſt ausſchließlich didaktiſchen Karakters ſind, ergibt ſich nach dem Geſagten von ſelbſt; der Liebe widmet er nur ſelten ein Lied und dem Weine nie. Leben, Tod, Natur und Freiheit ſind die einzigen Themen, die er beſingt und auch würdig zu beſingen weiß.

Wie nicht als Journaliſt, ſo verſtand er es auch nicht als Poet, Gefühle und Anſichten zu heucheln, die ſeinem Innern fremd waren; immer gibt er ſich, wie er wirklich iſt. Seine hauptſächlichſten Gedichte ſind in ſogenannten Blankverſen abgefaßt, alſo in einem Metrum, das nicht durch äußere Vorzüge beſticht und in dem daher auch nur der ächte Dichter etwas Tüchtiges zu leiſten vermag, denn er kann hier nicht durch die Form, ſondern lediglich durch Gedankenfülle wirken.

Was Wordsworth für die engliſche Dichtung that, that Bryant für die amerikaniſche: er erweckte den Sinn für die Natur. Beide gleichen ſich auch in manchen andern

:hungen; ſie waren ſtill und ernſt und nur dann ſich
, wenn ſie ſich einer ungeſtörten, beſchaulichen Be-
tung der Natur hingeben konnten. Sie ſuchten die
ımkeit auf, denn dieſelbe ſchenkte ihnen heiligere Freu-
als das Wogen und Treiben der Menſchheit.

Bryant's heiligſter Tempel war die Natur, und er
e ſchon darin, ehe er einen andern kennen gelernt
. Er flüchtete ſich nicht wie Cooper und Words-
h, nachdem ſie von der ſchalen Alltagswelt genug
en hatten, in dieſelbe zurück, um ſein beſſeres
ſt zu retten, ſondern ſie war ſeine erſte Jugendliebe,
:r ſein ganzes Lebenlang die hingebenſte Treue be-
:te. Als er ſeine erſten Gedichte von Werth ſchrieb,
:en Byron's „Childe Harold" und wurde hauptſächlich
n der darin enthaltenen Naturſchilderungen bewundert;
ınt aber hatte nicht Spanien, Griechenland und die
›eiz durchwandert, ſondern nur ſeine heimathlichen
e, Wälder und Flüſſe geſehen; ſeine Bilder ſind daher
ger großartig und farbenreich, aber ſie ſind dafür
natürlicher, denn er drückte denſelben nicht den Stempel
er Leidenſchaften wie Byron auf, ſondern er ließ ſich
der Natur leiten und gab nur das Echo ihrer Ein-
e ſozuſagen unwillkürlich in Verſen wieder.

Bryant iſt ein ſpecifiſch amerikaniſcher Dichter. Da
Vaterland gewiſſermaßen als Hort der politiſchen Unab-
:gkeit daſtand, ſo war ihm die Freiheit nicht wie Milton
in den Zauberſchleier der Romantik gehüllte Berg-
he, ſondern ein ernſter, bärtiger, und bis an die Zähne
ffneter Mann. Die Sklaverei war ihm, wie allen her-
ıgenden Dichtern ſeines Landes, ein Dorn im Auge,
ıls es ſich herausſtellte, daß jene Frage nur durch

das Schwert endgültig entschieden werden könnte, da ertönte auch seine kräftige Stimme in dem Bardenchor, der die Bürger zu den Waffen rief, und ebenso triumphirte er auch, nachdem das blutige Werk gethan und das erwünschte Resultat erzielt worden war.

Bryant war eine Originalnatur. Er war der erste wirkliche Dichter, den dieses Land hervorbrachte und an Geist und Begabung hat ihn bis jetzt keiner übertroffen. In seinem Schaffen war er stets selbstständig. Während der fast ausschließlich receptive Longfellow in seinen Gedichten hauptsächlich an das Gemüth appellirt, wirkt Bryant vorherrschend auf den Verstand seiner Leser; Longfellow schrieb für das Herz, Bryant hingegen für den Kopf, und in diesem Umstande ist auch die größere Popularität des ersteren zu suchen. Bryant ist vom Scheitel bis zur Zehe Amerikaner, Longfellow hingegen Weltbürger.

Bryant ist stets einfach in der Wahl seiner Stoffe; zum Humor hat er nicht die allergeringste Anlage und von heftigen Leidenschaften läßt er niemals seine Brust durchtoben. Er ist als Dichter wie als Mensch die personifizirte kontemplative Ruhe. Seine Verse haben etwas Gemessenes, Marmorartiges; sie sind frei von jeder Effekthascherei und fließen ruhig, wie ein stilles Waldbächlein dahin. Sie erwärmen das Herz nicht. Die Sprache ist keusch und rein; keinem unedlen Gedanken hat er Ausdruck verliehen. Er hielt es stets wie ein ächter Amerikaner mit dem Realen und war daher im Reiche der Phantasie nicht zu Hause. Die Liebe, die andere Dichter zeitweise zu Narren macht, war ihm durchaus keine verzehrende Flamme, sondern nur ein trautes

Kaminfeuer, an dem er sich wärmte und erquickte. Ueberflüssige Phrasen findet man nicht bei ihm, denn wer die Reise zum Reiche der Unsterblichkeit antreten will, muß, wie Schopenhauer sagt, leichtes Gepäck haben. Er hat deshalb auch im Verhältnis zu seinem langen Leben wenig producirt; was er aber schrieb, ist lebenskräftig und nicht der Gefahr ausgesetzt, dereinst in Bibliotheken zu verstauben. Seit zwei Menschenaltern befinden sich Gedichte von ihm in allen amerikanischen Schullesebüchern; aber die Poesie war ihm nie, wie Longfellow, eine melkende Kuh, die ihn mit Milch und Butter versehen mußte, sondern sie war ihm stets, was sie dem ächten Poeten sein soll: eine erhebende Herzensstärkung. Wenn er zur Laute griff, so that er es, weil er nicht anders konnte und weil sie ihm durch äußere Einwirkungen in die Hand gedrückt wurde.

Der Durchschnittsamerikaner ist gewöhnlich der Ansicht, daß er, nachdem er in irgend einer Thätigkeit momentanen Erfolg gehabt hat, denselben ausbeuten und in klingende Münze umsetzen müsse. Ist ihm in guter Stunde ein Gedicht oder eine Novellette gelungen und hat dieselbe ihm Ruhm und Ansehen eingetragen, so wird er gleich die literarische Beschäftigung zu seiner Lebensaufgabe machen, die ihm auch von Stunde an die Kosten seines Lebensunterhaltes bestreiten muß. Hierin aber war Bryant kein Amerikaner; sein Geschäft war die Journalistik, die Poesie diente ihm nur zur Erholung.

Longfellow beschreibt die Natur vom Studirzimmer aus; Whittier bringt seine Spaziergänge in hübsche, glatt gedrechselte Verse, Bryant aber macht die Natur zu seinem Tempel und zwar nicht nur bei schönem Wetter, sondern zu allen Zeiten. Die Stürme des Winters, die

Schwüle des Sommers, der Tod der Blumen, das Fallen der herbſtlich geſchmückten Blätter, das Säuſeln der Winde, das Rollen des Donners, das Plätſchern des halbverſteckten Waldbächleins, wie das Rauſchen mächtiger Ströme lieferten ihm jederzeit die Stoffe für ſeine poetiſchen Ergüſſe. Seine Sprache iſt ſtets einfach und den behandelten Gegenſtänden entſprechend. Er gibt lieber ein Wort zu wenig als eins zu viel und unterſcheidet ſich dadurch ſehr vortheilhaft von dem oft mit ihm verglichenen Wordsworth.

Die Sprache des Volkes reicht ihm ſtets zum Ausdruck der höchſten Ideen aus. Seine inneren Gefühle verbirgt er mitunter lieber, als daß er ſie wohlgefällig zur Schau trägt. Trotzdem er ſich häufig mit Todesgedanken beſchäftigt, ſo thut er es doch nie in dem Sinne der modernen Peſſimiſten, die uns auf das Nichts im Hintergrunde hinweiſen. Im ſtillen Halbdunkel des Waldes, umrankt von grünem Laubgewinde, hat er mit dem Geiſte der Natur Zwiegeſpräche geführt und die Gewißheit vernommen, daß

„Eternal love doth keep
In his complacent arms the earth, the air, the deep.“

Die Natur iſt ihm die Manifeſtation Gottes und als ſolche hat ſie auch zu jeder Zeit Bedeutung für ihn. Nicht allein die blumige Frühlingsau, ſondern auch die eiſige Winterlandſchaft ſteht in Wahlverwandtſchaft mit ihm; von letzterer ſagt er gefühlvoll:

„I loved them still, for they seemed
Like old companions in adversity.“

Die erſten Gedichte, die Bryant als Knabe ſchrieb, waren politiſchen oder patriotiſchen Inhaltes und ſelten ließ er einen vierten Juli vorübergehen, ohne ſeine Vater-

e durch einige Verſe zu bekunden. Auch als er
opſis“ ſchrieb, war er gewiſſermaßen noch ein
denn er ſchrieb es während ſeiner kurzen Ver-
mit Williams College. Die Lokaltradition ſagt,
es in dem Thälchen bei Williamstown, das unter
ien „Flora's Glen“ bekannt iſt, auf einem Felſen
:rfaßt. Er behielt es ein Jahr in ſeinem Pulte,
te gelegentlich daran und hätte es ſicherlich noch
Oeffentlichkeit übergeben, wenn dies nicht ſein
:imlich beſorgt hätte. Jenes Gedicht iſt ein tief-
Hymnus auf die Natur, die für Denjenigen, der
htbaren Formen zu erfaſſen ſucht, der Freude
ónheit ewige Beredſamkeit beſitzt. Sie vertreibt
Bitterkeit der Stunden und ſchleicht ſich tröſtend
düſteren Träume ein. Drum alſo, heißt es, wenn
eiſt die grauen Bilder des Todes umziehen, dann
aus ins Freie, wo der Himmel blaut und lauſche
ıs die Natur mit dir redet. Die Erde nimmt
ht zurück, um ſie wieder in Erde zu verwandeln.
der Bruder des gefühlloſen Felſens und der
ſcholle, die der Pflüger mit Füßen tritt. Dort
liegen, mit Patriarchen und Königen, mit Weiſen
en, Jünglingen und Greiſen eingeſargt in der
ıllgemeinen Gruft.

Thäler in ihrer beſchaulichen Ruhe, der hehre
der majeſtätiſche Strom, das klagende Bächlein,
ıns melancholiſche graue Oede — alle ſind ja
ernſte Rahmen des großen Grabes der Menſch-
welches die goldne Sonne ſeit Jahrtauſenden
ıut. Das jetzige Geſchlecht iſt nur ein winziges
gegen dasjenige, das ſchon in der Erde ſchlummert.

Ungezählte Millionen haben ſich bereits zum letzten Schlafe niedergelegt und ihr Loos wirſt auch du und alle Anderen theilen. Die Frohen, welche du alsdann zurücklaſſeſt, werden weiter lachen und Jeder wird ſeinen Lieblingstraum weiter träumen, ehe er zu dir hinab ſteigt. Drum lebe ſo, daß wenn der Ruf zu dir dringt, dich der großen Karawane anzuſchließen, du nicht dahin wandelſt wie ein Kettenſklave in der Nacht, der durch den Kerkermeiſter vom Lager gepeitſcht worden iſt, ſondern lege dich zur letzten Ruhe nieder, wie einer, der die Decke über ſich zieht, um ſich in Träume zu verſenken. In welche Träume jedoch, läßt der Dichter ebenſo unberührt wie Hamlet.

Man hat das Gedicht „Thanatopſis“ mit Wordworths „Ode on Immortality“ verglichen; ein ſolcher Vergleich muß jedoch unbedingt zu Ungunſten des engliſchen Dichters ausfallen, der ſeine Verehrer überhaupt nur bei ſtark religiös angehauchten und daher an langweilige Verſe gewöhnten Seelen findet. Bryant's Gedicht übertrifft jenes engliſche nicht allein an Schwung der Sprache, ſondern auch an erhabenen Gedanken; erſtere iſt bei Wordsworth ledern und hausbacken und letztere ſind gemeinplätzlich. Herrſcht bei Bryant eine gewiſſe Kälte, ſo ſehen wir uns bei dem Engländer in eine öde Polargegend verſetzt.

Die Ueberſchrift für den „Eingang in den Wald“ zeigt uns Bryant ſo recht in ſeinem Elemente als Dichter des Waldes und der Flur. Er erſucht den Leſer, der die keiner langen Erfahrung benöthigende Wahrheit eingeſehen habe, daß die Welt voll Schuld und Fehl ſei, in den Wald zu treten; dort verleihe ihm der Schatten der Bäume Ruhe und der linde Wind, in dem die Blätter tanzen, trage ſeinem kranken Herzen lindernden Balſam

ort finde er nur Freude und nichts, das ihn an
envollen Wohnungen der Menschen erinnere.
dem Gedichte „The Ages“ zeigt er sich uns als
r des Fortschritts und Befürworter freiheitlicher
ngen. Er streut den edlen Weisen alter Zeiten
Palmen und gedenkt begeistert der von alten
erwähnten Perioden, wo noch dem wahren Manne-
ie Krone verliehen wurde, wo die Liebe niemals
, und wo man mit Freundschaftsbezeigungen
nterlistigen Nebengedanken verknüpfte. Doch man
halb auch jetzt nicht verzweifeln. Derjenige, welcher
ur sein Zeichen aufgedrückt hat, würde die Welt
eder wüste und leer werden lassen. Oder zeigt
: die Natur Spuren des Alters? Das Gute bricht
:tzt immer noch Bahn; aber bei Sklaven kann
die Tugend wohnen. Die Freiheit floh aus dem
er Pyramiden nach Griechenland und dort wurde
en mit dem Blute der Edelsten getränkt. Auch
:ß sich bald in Ketten schmieden und der Norden
: ihm den Untergang. Der Stern der Liebe, der
läischen Meere aufgegangen war, versuchte das
der Zeit zu verscheuchen; aber gar bald erblaßte
em Feuer der Scheiterhaufen, das seine im Formen-
:storbenen Verehrer anzündeten. Der Weg zum
stand nur dem auf, der ihn mit Gold pflastern
doch die Wahrheit überlebte auch dieses. Jetzt
Freiheit in Amerika ein Heim gefunden!
r sehen, Bryant läßt sich in seinem Glauben an
:schritt und den endlichen Sieg des Wahren, Guten
önen nicht beirren und das Wirken im Dienste
hrheit ist ihm durchaus keine Sisyphusarbeit.

In dem allerliebſten und ungemein populär gewordenen Gedichte „To a Waterfowl“ ſchaut er wehmüthig dem Fluge eines Waſſervogels nach, der ſich am Abende im Dunkel des Himmels verliert und lernt daraus den Troſt, daß Derjenige, der dem Vogel den rechten Weg zeige, auch hier unten ſeine Füße lenken werde.

Im „Hymnus an den Tod“, einem Gedichte, das lebhaft an Seneca's „Troſtſchrift an Marcia“ erinnert, tritt Bryant gleichſam als Lobredner des Todes auf. Denſelben kenne man bis jetzt nur als König der Schrecken und Zerſtörer alles Schönen. Wer aber ſind ſeine Ankläger? Die Lebenden; alſo ſolche, die ſeine Kraft nie gefühlt haben. Die Schlechten fürchten ſich vor ihm, weil er ſie der Stunde der Vergeltung nahe führt; die Guten hingegen wiſſen, daß er ſie deshalb von irdiſchen Feſſeln befreit, damit ſie den ewigen Frieden erlangen können.

Der Tod iſt mithin ein Erlöſer der Menſchheit, den Gott geſalbt hat, damit er den Qualen des Unterdrückten ein Ende bereite und den Unterdrücker zermalme. Wenn der Eroberer die Welt unterjocht und ſich allmächtig dünkt, ſo ſetzt ihm der Tod den Fuß auf den Nacken, zerbricht ihm Scepter und Krone und verwandelt ſeinen Thron in Staub. Dann freuen ſich die Bewohner der Erde wieder und ſammeln ſich in ihrer Heimath; wäre dies nicht ſo, ſo würde der Tyrann ſeinen Wagen in alle Ewigkeit über die Körper der Eroberten treiben.

Der Tod rächt die Unbilden, die Diejenigen zu dulden hatten, die keinen anderen Freund beſaßen. Es iſt beruhigend, daß die Hand, welche die Sklaven-Peitſche ſchwingt, einſt erſtarrt und daß das mitleidloſe Herz einſt bricht. Der Tod vernichtet den alten Aberglauben und

t die Götzendiener von ihren blutigen Altären. Dem
ucherer, der Wittwen und Waiſen um ihr Letztes be-
igt, dem Meineidigen, dem Ehebrecher, dem Verläumder
durch den Tod ein Ziel geſteckt. Derjenige, der ſein
wiſſen verkauft, um ein werthloſes Leben zu verlängern,
kennt, daß der Tod die einzige Macht iſt, welche keine
ſtechungen annimmt. Dem Wollüſtling zeigt er ſein
undenglas und dem Mörder ſein geſpenſterhaftes Antlitz.
r öffnet die Lippen des Verbrechers, die jahrelang ge-
ſloſſen waren und ſteht ſtets auf der Seite der Tugend.
er Tod iſt der ſtärkſte Reformator der Welt, denn er
rgt dafür, daß das Ebenbild Gottes nicht im Menſchen
liſcht.

In jenem Gedichte widmet Bryant auch ſeinem Vater
nige Zeilen.

„For he is in his grave who taught my youth the
t of verse and in the bud of life offered me the muses.“

Der Tod hat keine Schrecken für unſeren Dichter.
r ſieht die Leiche eines von Sorgen erdrückten Greiſes
d ſagt zu den Trauernden: „Was weint ihr, daß die
iſe Frucht vom Baume fiel? Seufzt ihr auch, wenn
e Sonne ihren Lauf vollbracht hat? Dem Verſtorbenen,
ſſen Auge und Hand ſchwach geworden waren, hat die
atur kein Unrecht gethan!“

Das Bächlein, das leiſe durch den Wald läuft, be-
uſchte er ſchon als Kind; auch als Jüngling, wo die
hmbegierde ihn ſchon erfaßt hat, ſucht er noch ſeine
er auf und ſelbſt im vorgerückten Greiſenalter bleibt
ſeiner alten Liebe treu. Aber die am Ufer ſtehenden
ume zeigen ihm doch die Flucht der Zeit; das Bäch-
n hingegen plätſchert, glänzt und ſpottet der Ver-

gänglichkeit; denn immer noch zeigt es die Sonne in ſeinem Buſen und in ſeiner Nähe ſproſſen noch immer die Veilchen. Der alternde Dichter betrachtet nun gleichſam als Fremder den Spielplatz ſeiner Kindheit; die Träume der Jugend ſind dahin, ſie waren auch zu ſchön um von langer Dauer ſein zu können. Die Welt hat ihre Romantik verloren. Bald werden nun Andere am Rande des Bächleins ſpielen und träumen.

Im Sommer, wenn die Schwüle des Tages die Menſchen faſt erdrückt und die Blätter der Blumen ermatten, legt er ſich in den Schatten der Ulmen und wartet geduldig auf den erſten kühlenden Luftzug. Bald neigt dann die ſtolze Fichte in der Ferne ihre Wipfel, Bäume, Sträucher und Blumen nicken ſich einander zu, der ſilberne Waſſerſpiegel kräuſelt ſich, denn der erwartete Wind kommt und führt Blüthenduft und den Geſang ferner Waſſerfälle mit ſich.

Das ſind ſo Bryant's Themen, deren poetiſche Behandlung er ſo meiſterhaft verſteht. Hin und wieder wendet er auch dem Indianerleben ſeine Aufmerkſamkeit zu; aber für den rothen Mann des Urwaldes hat er ſichtbar wenig Sympathie, und von dem ihm angethanen Unrecht ſchweigt er ganz. Er überläßt ihn kalt ſeinem traurigen Schickſale.

Seine erzählenden Gedichte ſind ſeine ſchwächſten Produkte. Wirklicher Dichter iſt er nur im unmittelbaren Umgange mit der Natur. In der Ruhe, die ſich nach dem verheerenden Sturme einſtellt, ſieht er eine Hindeutung auf die erſehnte Friedenszeit, in welcher der Kriegslärm verſtummt, keine Millionen mehr im Staube knieend vor dem Throne eines Mächtigen liegen und das

cheln des Himmels auf der friedlichen Welt ruht. Wind
d Sonnenſchein ſind ſeine einzigen Begleiter im Freien
d er ſehnt ſich auch nicht nach anderen. Im Herbſt
d ihm die Berggipfel rieſige Könige in Purpur und
ld, welche die bezaubernde Landſchaft beſchützen. Jedes
ümchen, Bächlein und Wölkchen, jeder Grashalm und
es zirpende Heimchen ruft ein Lied in ſeiner Bruſt
vor. Er läßt die Sterne ſingen oder beſingt ſie. Die
älder nennt er die erſten Tempel Gottes und fragt:
Barum hat die Menſchheit in reiferen Jahren dieſe Tempel
rgeſſen und betet jetzt nur unter Dächern an, die ihre
wache Hand gebaut?“

Auch Bryant gedachte einſt den Zauberbann der
oeſie zu zerreißen, denn

„Poetry, though heavenly born,
Consorts with poverty and scorn;“

er die Blumen und Sterne um ihn her erblaßten nicht,
ch erkalteten die Sonnenſtrahlen, und ſo ſtrömten denn
ch ſeine Lieder unwillkürlich weiter.

Der Gebirgswind iſt ihm „the most spiritual thing
e wide earth knows“; er iſt der Athem eines himm-
chen Klimas, der da den offenen Thüren des Paradieſes
tſtrömt, um der Erde Friſche und Geſundheit zu bringen.

Wenn die rauhen Tage gekommen ſind, wenn der
ald kahl ſteht und die Winde klagend den Tod der
umen verkünden, gedenkt er in zarten Tönen Derjenigen,
: ihm in ſeiner Jugend als Gefährtin gegeben ward.
ıf dieſelbe beziehen ſich auch die Gedichte „Future Life“
d „The Life that is“. Letzteres wurde zu Caſtellamare
i Neapel, woſelbſt ſich auch Bryant, was der Kurioſität
lber Erwähnung verdient, von dem Boſtoner Prediger

Schwüle des Sommers, der Tod der Blumen, das Fal der herbſtlich geſchmückten Blätter, das Säuſeln der Win das Rollen des Donners, das Plätſchern des halbverſteck Waldbächleins, wie das Rauſchen mächtiger Ströme lie ten ihm jederzeit die Stoffe für ſeine poetiſchen Ergü Seine Sprache iſt ſtets einfach und den behandelten Geg ſtänden entſprechend. Er gibt lieber ein Wort zu we als eins zu viel und unterſcheidet ſich dadurch ſehr v theilhaft von dem oft mit ihm verglichenen Wordswor

Die Sprache des Volkes reicht ihm ſtets zum A druck der höchſten Ideen aus. Seine inneren Gefü verbirgt er mitunter lieber, als daß er ſie wohlgefä zur Schau trägt. Trotzdem er ſich häufig mit Tod gedanken beſchäftigt, ſo thut er es doch nie in dem Si der modernen Peſſimiſten, die uns auf das Nichts Hintergrunde hinweiſen. Im ſtillen Halbdunkel des Wald umrankt von grünem Laubgewinde, hat er mit dem Ge der Natur Zwiegeſpräche geführt und die Gewißheit r nommen, daß

„Eternal love doth keep
In his complacent arms the earth, the air, the deep.“

Die Natur iſt ihm die Manifeſtation Gottes und ſolche hat ſie auch zu jeder Zeit Bedeutung für ihn. N allein die blumige Frühlingsau, ſondern auch die ei Winterlandſchaft ſteht in Wahlverwandtſchaft mit il von letzterer ſagt er gefühlvoll:

„I loved them still, for they seemed
Like old companions in adversity.“

Die erſten Gedichte, die Bryant als Knabe ſchr waren politiſchen oder patriotiſchen Inhaltes und ſe ließ er einen vierten Juli vorübergehen, ohne ſeine Ba

neue poetiſche Seiten abzugewinnen. Wer ein halbes
d ſeiner Hauptgedichte geleſen hat, kennt ſie ſo
h alle.

on ſeinen Monatsgedichten iſt das „Juni“ über-
ne das wichtigſte. In jenem Monate wünſcht der
: zu ſterben. Dann iſt die Erde grün, dann be-
die Sonne ſein Grab und die bunten Schmetter-
lattern darüber. Er ſieht alsdann allerdings nichts
en Reizen der Natur, noch hört er die Bienen
n und die Vögel frohlocken; ſeine Freunde aber
ı dies für ihn wahr und eilen dann nicht ſo ſchnell
iner Ruheſtätte weg. Und Bryants Wunſch ward,
reits früher geſagt, erfüllt, denn im Juni legte er

„Full of years and ripe in wisdom
His silver temples in their last repose.“ *)

Bryants Briefe und Tagebücher, ſowie ſeine proſaiſchen und
n Schriften ſind in ſechs Bänden im Appleton'ſchen Verlage
=York erſchienen.

Prescott und Ticknor.

Der Historiker William Hickling Prescott wurde am 4. Mai 1796 zu Salem in Massachusetts geboren, und zwar in dem Hause, das jetzt „Plummer Hall“ genannt wird. Seine Familie war eine der angesehensten und reichsten daselbst. Er war von überaus sanftem und weichem Gemüthe und hing besonders mit großer Zärtlichkeit an seiner Mutter. Frühzeitig besuchte er die Kleinkinderschule, die Miß Higginson, gewöhnlich die „Schulmutter“ genannt, daselbst lange Jahre hielt, und dann wurde er noch kurze Zeit der Obhut des Master Knapp, des besten Lehrers daselbst, anvertraut, bis seine Eltern im Jahre 1803 nach Boston übersiedelten.

Dr. Gardiner, ein gründlicher Kenner der lateinischen und griechischen Klassiker,*) war hier sein Instruktor. Er hatte oft seine liebe Noth mit ihm, denn der gelehrte Kram wollte durchaus nicht in den Kopf seines Schülers; nur

*) Starb 1830 in England. Prescott veröffentlichte seine Biographie.

zu. Dort finde er nur Freude und nichts, das ihn an die sorgenvollen Wohnungen der Menschen erinnere.

In dem Gedichte „The Ages“ zeigt er sich uns als Verehrer des Fortschritts und Befürworter freiheitlicher Bewegungen. Er streut den edlen Weisen alter Zeiten dankbar Palmen und gedenkt begeistert der von alten Barden erwähnten Perioden, wo noch dem wahren Mannes-werth die Krone verliehen wurde, wo die Liebe niemals erkaltete, und wo man mit Freundschaftsbezeigungen keine hinterlistigen Nebengedanken verknüpfte. Doch man solle deshalb auch jetzt nicht verzweifeln. Derjenige, welcher der Natur sein Zeichen aufgedrückt hat, würde die Welt nicht wieder wüste und leer werden lassen. Oder zeigt vielleicht die Natur Spuren des Alters? Das Gute bricht sich zuletzt immer noch Bahn; aber bei Sklaven kann niemals die Tugend wohnen. Die Freiheit floh aus dem Lande der Pyramiden nach Griechenland und dort wurde der Boden mit dem Blute der Edelsten getränkt. Auch Rom ließ sich bald in Ketten schmieden und der Norden bereitete ihm den Untergang. Der Stern der Liebe, der am galiläischen Meere aufgegangen war, versuchte das Dunkel der Zeit zu verscheuchen; aber gar bald erblaßte er vor dem Feuer der Scheiterhaufen, das seine im Formen-kram erstorbenen Verehrer anzündeten. Der Weg zum Himmel stand nur dem auf, der ihn mit Gold pflastern konnte; doch die Wahrheit überlebte auch dieses. Jetzt hat die Freiheit in Amerika ein Heim gefunden!

Wir sehen, Bryant läßt sich in seinem Glauben an den Fortschritt und den endlichen Sieg des Wahren, Guten und Schönen nicht beirren und das Wirken im Dienste der Wahrheit ist ihm durchaus keine Sisyphusarbeit.

jenes Organes für immer raubte. Wer's gethan hatte, wußte Niemand.

Nachdem Prescott vier Jahre in Cambridge zugebracht hatte, trat er in das Bureau seines Vaters ein, der sich als allgemein beliebter Advokat einer sehr ausgedehnten Praxis erfreute. Als er so kurze Zeit hinter den Aktenstößen gesessen hatte, fing ihn auch das rechte Auge zu schmerzen an, und die besten Aerzte in Boston mußten ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten, um wenigstens dieses, sein letztes, zu retten; doch mochten sie des Ausgangs ihrer Kur nicht so recht sicher sein, denn sie verordneten ihrem Patienten eine Reise nach Europa, um die medizinischen Koryphäen Londons und Paris zu konsultiren.

Zuerst fuhr Prescott nach St. Michaels, einer Insel der Azoren, wo sein Großvater als Konsul lebte. Derselbe wohnte in einem gemüthlichen Landhause zu Risto de Cao und hatte eine Masse Kinder um sich. Als er dort ungefähr 14 Tage zugebracht hatte, verschlimmerte sich in Folge der verdorbenen und scharfgesalzenen Schiffsnahrung sein Augenleiden so sehr, daß er sechs Wochen lang ein dunkles Zimmer bewohnen und sich während dieser Zeit eines jeden Lichtstrahles enthalten mußte. Desto toller und ausgelassener war er nun, als er dieses Gefängnis wieder verlassen durfte. Er verglich sich mit einer Bierflasche, die man plötzlich entkorkt hatte. Den ganzen Tag lief er wie besessen in Wald und Feld herum und machte dumme Streiche aller Art.

Im August 1816 schiffte er sich nach London ein. Die besten der dortigen Aerzte konnten wenig an seinem Zustande ändern und die medizinische Kunst von Frankreich und Italien, — Länder, die er sehr flüchtig durch-

reiſte, — konnte ihm ebenſowenig dauernde Beſſerung verſchaffen. Das einzige für ihn Nützliche, was er von jener Reiſe zurückbrachte, war eine große Auswahl lateiniſcher und griechiſcher Werke, die damals in Amerika überhaupt ſehr dünn geſät waren.

Seine Eltern und Freunde, beſonders ſein Studiengenoſſe Gardiner und deſſen Schweſter, Kinder ſeines ehemaligen Lehrers, ſaßen oft bis in die Nacht hinein bei ihm und laſen ihm intereſſante Geſchichten und Gedichte vor, um ihm ſo ſein mangelhaftes Geſicht zu erſetzen. Da damals die „North American Review“ bei der literariſchen Welt in hohem Anſehen ſtand, und die tüchtigſten Kräfte zu Mitarbeitern hatte, ſo ſchickte einſtens Prescott, der nun in ſeinem 22. Jahre ſtand, auch eine Arbeit ein, die ihm aber als unbrauchbar zurückgeſandt wurde, was er jedoch äußerſt gleichgültig aufnahm.

Prescott hatte in Boſton mit mehreren gleichgeſinnten jungen Leuten einen Schriftſtellerverein gegründet, worin ſie ſich gegenſeitig ihre Produkte vorlaſen und kritiſirten. Die Redaktion ihrer ſehr unregelmäßigen Zeitſchrift „Club-room“, von der nur vier Nummern erſchienen, hatte Prescott übernommen und dafür auch ſelbſt drei Arbeiten geliefert. In ſeinem 24. Jahre verheirathete er ſich mit Fräulein Amory, ein Umſtand, der ihm die Nothwendigkeit aufdrang, ſich einer geregelten und ernſteren Beſchäftigung zu widmen. Doch er hatte einmal die Schriftſtellerei ſo lieb gewonnen, daß er beſchloß, ſie fortan zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen. Daß ſeine Kenntniſſe dazu nicht ausreichten, leuchtete ihm ſehr gut ein; um nun dieſem Uebelſtande abzuhelfen, entwarf er ſich einen Studienplan, der ſogar noch die Elementarfächer in ſich

gänglichkeit; denn immer noch zeigt es die Sonne in ſeinem Buſen und in ſeiner Nähe ſproſſen noch immer die Veilchen. Der alternde Dichter betrachtet nun gleichſam als Fremder den Spielplatz ſeiner Kindheit; die Träume der Jugend ſind dahin, ſie waren auch zu ſchön um von langer Dauer ſein zu können. Die Welt hat ihre Romantik verloren. Bald werden nun Andere am Rande des Bächleins ſpielen und träumen.

Im Sommer, wenn die Schwüle des Tages die Menſchen faſt erdrückt und die Blätter der Blumen ermatten, legt er ſich in den Schatten der Ulmen und wartet geduldig auf den erſten kühlenden Luftzug. Bald neigt dann die ſtolze Fichte in der Ferne ihre Wipfel, Bäume, Sträucher und Blumen nicken ſich einander zu, der ſilberne Waſſerſpiegel kräuſelt ſich, denn der erwartete Wind kommt und führt Blüthenduft und den Geſang ferner Waſſerfälle mit ſich.

Das ſind ſo Bryant's Themen, deren poetiſche Behandlung er ſo meiſterhaft verſteht. Hin und wieder wendet er auch dem Indianerleben ſeine Aufmerkſamkeit zu; aber für den rothen Mann des Urwaldes hat er ſichtbar wenig Sympathie, und von dem ihm angethaner Unrecht ſchweigt er ganz. Er überläßt ihn kalt ſeinem traurigen Schickſale.

Seine erzählenden Gedichte ſind ſeine ſchwächſten Produkte. Wirklicher Dichter iſt er nur im unmittelbaren Umgange mit der Natur. In der Ruhe, die ſich nach dem verheerenden Sturme einſtellt, ſieht er eine Hindeutung auf die erſehnte Friedenszeit, in welcher der Kriegslärm verſtummt, keine Millionen mehr im Staub knieend vor dem Throne eines Mächtigen liegen und da-

Lächeln des Himmels auf der friedlichen Welt ruht. Wind und Sonnenschein sind seine einzigen Begleiter im Freien und er sehnt sich auch nicht nach anderen. Im Herbst sind ihm die Berggipfel riesige Könige in Purpur und Gold, welche die bezaubernde Landschaft beschützen. Jedes Blümchen, Bächlein und Wölkchen, jeder Grashalm und jedes zirpende Heimchen ruft ein Lied in seiner Brust hervor. Er läßt die Sterne singen oder besingt sie. Die Wälder nennt er die ersten Tempel Gottes und fragt: „Warum hat die Menschheit in reiferen Jahren diese Tempel vergessen und betet jetzt nur unter Dächern an, die ihre schwache Hand gebaut?"

Auch Bryant gedachte einst den Zauberbann der Poesie zu zerreißen, denn

„Poetry, though heavenly born,
Consorts with poverty and scorn;"

aber die Blumen und Sterne um ihn her erblaßten nicht, noch erkalteten die Sonnenstrahlen, und so strömten denn auch seine Lieder unwillkürlich weiter.

Der Gebirgswind ist ihm „the most spiritual thing the wide earth knows"; er ist der Athem eines himmlischen Klimas, der da den offenen Thüren des Paradieses entströmt, um der Erde Frische und Gesundheit zu bringen.

Wenn die rauhen Tage gekommen sind, wenn der Wald kahl steht und die Winde klagend den Tod der Blumen verkünden, gedenkt er in zarten Tönen Derjenigen, die ihm in seiner Jugend als Gefährtin gegeben ward. Auf dieselbe beziehen sich auch die Gedichte „Future Life" und „The Life that is". Letzteres wurde zu Castellamare bei Neapel, woselbst sich auch Bryant, was der Kuriosität halber Erwähnung verdient, von dem Bostoner Prediger

Waterston taufen ließ, zur Genesung seiner Gattin geschrieben.

Auch die Gräber betrachtet er gerne; dort liegen die Menschen ruhig beieinander und es ist dies die einzige Nachbarschaft, die keinen Streit kennt. Die Todten bleiben in unserer Nähe und zeigen sich im Sonnenschein, im Schatten der Wolken und in den Tönen, die uns aus dem Grase entgegenschallen.

Wenn er die Prairie betritt, so fragt er sich zuerst, ob der Staub daselbst früher Leben oder Athem gehabt habe und gedenkt dann jener merkwürdigen Bevölkerung, der sogenannten Hügelerbauer (Moundbuilders), die der Kriegslust der Rothhäute zum Opfer fiel. Doch auch letztere sind schon verschwunden und Insekten und Reptilien bewohnen nun ihre Stätte. Die Völker kommen und gehen.

In einem in Italien verfaßten Gedichte fragt er die Erde, ob sie auch den Verlust der Kindheit beklage, wie ihre Kinder, die Menschen? Er blickt auf das blutgetränkte Europa, gedenkt darnach des heimatlichen Landes, wo die Weltgeschichte eine neue Seite ihres Buches aufgeschlagen habe und richtet die Frage an das Schicksal, ob dieselbe mit schöneren Thaten beschrieben sein werde.

Bryants lieblichste Gedichte sind unstreitig „Der Abendwind", „Das Pflanzen des Apfelbaums" und „Der Schneesturm"; es sind die Perlen der beschriebenen Naturpoesie, die eben so edel wie selten sind.

Nicht allein eine jede Jahreszeit, sondern auch ein jeder Monat gab ihm Veranlassung zu einem Gedichte. Seine letzteren Gedichte haben jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt; er behandelt in denselben immer die alten längst bekannten Stoffe, ohne daß er es verstand, dem-

ſelben neue poetiſche Seiten abzugewinnen. Wer ein halbes Dutzend ſeiner Hauptgedichte geleſen hat, kennt ſie ſo ziemlich alle.

Von ſeinen Monatsgedichten iſt das „Juni“ überſchriebene das wichtigſte. In jenem Monate wünſcht der Dichter zu ſterben. Dann iſt die Erde grün, dann beſcheint die Sonne ſein Grab und die bunten Schmetterlinge flattern darüber. Er ſieht alsdann allerdings nichts von den Reizen der Natur, noch hört er die Bienen ſummen und die Vögel frohlocken; ſeine Freunde aber nehmen dies für ihn wahr und eilen dann nicht ſo ſchnell von ſeiner Ruheſtätte weg. Und Bryants Wunſch ward, wie bereits früher geſagt, erfüllt, denn im Juni legte er

„Full of years and ripe in wisdom
His silver temples in their last repose.“ *)

*) Bryants Briefe und Tagebücher, ſowie ſeine proſaiſchen und poetiſchen Schriften ſind in ſechs Bänden im Appleton'ſchen Verlage zu New-York erſchienen.

Prescott und Ticknor.

Der Historiker William Hickling Prescott wurde am 4. Mai 1796 zu Salem in Massachusetts geboren, und zwar in dem Hause, das jetzt „Plummer Hall“ genannt wird. Seine Familie war eine der angesehensten und reichsten daselbst. Er war von überaus sanftem und weichem Gemüthe und hing besonders mit großer Zärtlichkeit an seiner Mutter. Frühzeitig besuchte er die Kleinkinderschule, die Miß Higginson, gewöhnlich die „Schulmutter“ genannt, daselbst lange Jahre hielt, und dann wurde er noch kurze Zeit der Obhut des Master Knapp, des besten Lehrers daselbst, anvertraut, bis seine Eltern im Jahre 1803 nach Boston übersiedelten.

Dr. Gardiner, ein gründlicher Kenner der lateinischen und griechischen Klassiker,*) war hier sein Instruktor. Er hatte oft seine liebe Noth mit ihm, denn der gelehrte Kram wollte durchaus nicht in den Kopf seines Schülers; nur

*) Starb 1830 in England. Prescott veröffentlichte seine Biographie.

chreckliche Ritter- und Kriegsgeschichten waren dessen tägliche Lektüre. Sein Enthusiasmus für die gute alte Zeit, wo man anstatt hinter der langweiligen Grammatik zu schwitzen und jene Wallfahrten greulicher Deklinationen und Konjugationen zu memoriren hatte, mit dem Schwerte in der Hand die höchsten Güter, Reichthum und Ruhm erwerben konnte, schuf auch bei ihm jene poetische Sturm- und Drangperiode, die man sonst gewöhnlich mit dem plebejischen Namen „Flegeljahre" bezeichnet. Als Prescott im Jahre 1811 mit Middleton, dem späteren Botschafter zu Madrid, das Examen für Harvard College bestehen sollte, mag's ihm wohl nicht sehr geheuer zu Muthe gewesen sein; denn daß man da nicht über den Inhalt abenteuerlicher Donquixotiaden und dergleichen Allotria fragte und er in den anderen Sachen durchaus nicht kapitelfest war, wußte er zu seinem Leidwesen recht gut; kein Wunder also, daß er sich da, als er noch mit genauer Noth durchschlüpfte, nach eigenem Geständnisse um zwanzig Pfund leichter fühlte.

Er bezog jene Universität in Cambridge, der damals Prof. Kirkland präsidirte. Bei mathematischen und metaphysischen Discussionen drang ihm der Angstschweiß aus allen Poren; Sprachwissenschaften hatten auch sehr wenig Reiz für ihn, und er lebte in dieser Beziehung ganz unbesorgt in den Tag hinein.

Da passirte ihm eines Tages ein schreckliches Unglück. Als er nämlich vom Mittagessen aus Commonshall kam, hörte er, daß seine Kameraden hinter ihm höllisch lärmten, und indem sich Prescott umdrehte, flog ihm plötzlich eine steinharte Brodkruste ins linke Auge, was ihn mehrere Wochen aufs Krankenlager warf und ihm den Gebrauch

jenes Organes für immer raubte. Wer's gethan hatte, wußte Niemand.

Nachdem Prescott vier Jahre in Cambridge zugebracht hatte, trat er in das Bureau seines Vaters ein, der sich als allgemein beliebter Advokat einer sehr ausgedehnten Praxis erfreute. Als er so kurze Zeit hinter den Aktenstößen gesessen hatte, fing ihn auch das rechte Auge zu schmerzen an, und die besten Aerzte in Boston mußten ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten, um wenigstens dieses, sein letztes, zu retten; doch mochten sie des Ausgangs ihrer Kur nicht so recht sicher sein, denn sie verordneten ihrem Patienten eine Reise nach Europa, um die medizinischen Koryphäen Londons und Paris zu konsultiren.

Zuerst fuhr Prescott nach St. Michaels, einer Insel der Azoren, wo sein Großvater als Konsul lebte. Derselbe wohnte in einem gemüthlichen Landhause zu Risto de Cao und hatte eine Masse Kinder um sich. Als er dort ungefähr 14 Tage zugebracht hatte, verschlimmerte sich in Folge der verdorbenen und scharfgesalzenen Schiffsnahrung sein Augenleiden so sehr, daß er sechs Wochen lang ein dunkles Zimmer bewohnen und sich während dieser Zeit eines jeden Lichtstrahles enthalten mußte. Desto toller und ausgelassener war er nun, als er dieses Gefängnis wieder verlassen durfte. Er verglich sich mit einer Bierflasche, die man plötzlich entkorkt hatte. Den ganzen Tag lief er wie besessen in Wald und Feld herum und machte dumme Streiche aller Art.

Im August 1816 schiffte er sich nach London ein. Die besten der dortigen Aerzte konnten wenig an seinem Zustande ändern und die medizinische Kunst von Frankreich und Italien, — Länder, die er sehr flüchtig durch-

reiſte, — konnte ihm ebenſowenig dauernde Beſſerung verſchaffen. Das einzige für ihn Nützliche, was er von jener Reiſe zurückbrachte, war eine große Auswahl lateiniſcher und griechiſcher Werke, die damals in Amerika überhaupt ſehr dünn geſät waren.

Seine Eltern und Freunde, beſonders ſein Studiengenoſſe Gardiner und deſſen Schweſter, Kinder ſeines ehemaligen Lehrers, ſaßen oft bis in die Nacht hinein bei ihm und laſen ihm intereſſante Geſchichten und Gedichte vor, um ihm ſo ſein mangelhaftes Geſicht zu erſetzen. Da damals die „North American Review“ bei der literariſchen Welt in hohem Anſehen ſtand, und die tüchtigſten Kräfte zu Mitarbeitern hatte, ſo ſchickte einſtens Prescott, der nun in ſeinem 22. Jahre ſtand, auch eine Arbeit ein, die ihm aber als unbrauchbar zurückgeſandt wurde, was er jedoch äußerſt gleichgültig aufnahm.

Prescott hatte in Boſton mit mehreren gleichgeſinnten jungen Leuten einen Schriftſtellerverein gegründet, worin ſie ſich gegenſeitig ihre Produkte vorlaſen und kritiſirten. Die Redaktion ihrer ſehr unregelmäßigen Zeitſchrift „Clubroom“, von der nur vier Nummern erſchienen, hatte Prescott übernommen und dafür auch ſelbſt drei Arbeiten geliefert. In ſeinem 24. Jahre verheirathete er ſich mit Fräulein Amory, ein Umſtand, der ihm die Nothwendigkeit aufdrang, ſich einer geregelten und ernſteren Beſchäftigung zu widmen. Doch er hatte einmal die Schriftſtellerei ſo lieb gewonnen, daß er beſchloß, ſie fortan zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen. Daß ſeine Kenntniſſe dazu nicht ausreichten, leuchtete ihm ſehr gut ein; um nun dieſem Uebelſtande abzuhelfen, entwarf er ſich einen Studienplan, der ſogar noch die Elementarfächer in ſich

ſchloß. Mit ſeltener Energie und jahrelanger Ausd
und mit Ueberwindung ſeines körperlichen Uebels ſtu
er Geſchichte, Latein, engliſche und franzöſiſche
ratur, von welch' letzterer er damals nicht die geri
Idee hatte.

Auch die italieniſche Sprache wurde in Angriff
nommen und Taſſo, Dante und Petrarca im Origi
geleſen. Zwei Arbeiten, die er nun der „North Amer
Review" einſchickte, wurden mit der größten Zuvorkomm
heit aufgenommen und ernteten allgemeinen Beifall.
Studium der deutſchen Sprache ſchien ihm jedoch für
halbes Auge eine zu ſchwere Aufgabe zu ſein, wes
er darauf Verzicht leiſtete.

Die Vorleſungen ſeines Schulfreundes und
herigen Biographen George Ticknor über ſpaniſche
ratur, womit ſich derſelbe zu jener Zeit ſehr ſtark
ſchäftigte und dieſem Gegenſtand ſpäter ein auch
Deutſche überſetztes Kompendium widmete, reizten Pres
ſo, daß er in ſeinem 28. Jahre beſchloß, ſich auch
Spaniſchen gründlich zu bemächtigen. Er machte ſich
fleißig hinter die Sprache und Geſchichte Caſtiliens,
wenn ſich bei dieſer Arbeit ſein Auge trübte oder
durch allzugroße Anſtrengung ſchmerzte, erſetzte es
ein Vorleſer. Nachdem er nun auf dieſe Art das gri
lich nachgeholt, was er in der Jugend verſäumt h
hielt er ſich für fähig, an die Ausarbeitung irgend e
Stoffes mit Erfolg gehen zu können; doch die Wahl
ſelben verurſachte ihm lange Zeit nutzloſes Kopfzerbre

Franzöſiſche und italieniſche Literatur ſprachen
nicht beſonders an, dagegen hatte er große Vorliebe
die ſpaniſche Geſchichte, aus der er dann endlich die R

rungszeit von Ferdinand und Isabella zu seinem Thema bestimmte. Sein Freund Alexander Everett, Gesandter am spanischen Hofe, den er von seinem Vorhaben informirt hatte, lud ihn ein, seine Quellenstudien in Madrid zu machen, was Prescott jedoch ablehnte und sich einige Hundert bezügliche Bücher von dort schicken ließ. Da er nun keinen spanischen Vorleser und Mitarbeiter bekommen konnte, um diese reichen Schätze zu erschließen, so strengte er einst sein Auge so sehr an, daß er es einmal sogar drei Monate hinter einander gar nicht öffnen konnte und es beinahe ganz und gar eingebüßt hätte. Ja, in Folge dessen wollte er sich sogar einem Thema über englische Literatur zuneigen, wovon er jedoch bald wieder abkam und sich seiner alten Arbeit wieder unterzog. Ein Mann, der von der spanischen Sprache keine Silbe verstand, fungirte eine Zeit lang als sein Vorleser, bis er dann in Herrn English vom Harvard College einen brauchbareren Gehilfen fand.

Prescott machte seine Notizen mit einem sogenannten Noktographen, einem Schreibzeug in Gestalt einer Mappe, über welches zur Leitung der Hand Drähte gezogen sind. Wie ungemein fleißig er damit arbeitete, zeigt der Umstand, daß seine Anmerkungen und Gedanken zu dem Aufsatze über die Araber, welcher das achte Kapitel in seinem Erstlingswerke bildet, allein 244 große Manuskriptseiten füllten.

Das ganze Thema dachte er in zwei Bänden zu bewältigen, doch schwoll ihm der Stoff unter der Hand so an, daß drei daraus wurden. Sieben Jahre und sechs Monate arbeitete er mit seinem Sekretär daran, unermüdlich sammelnd, korrigirend, prüfend und vergleichend;

mit den Vorstudien hat er diesem Werke zehn seiner beste Jahre zugewandt. Dennoch zögerte er mit der Publ kation. Er ließ zuerst vier Abschriften davon anfertige und legte dieselben Sachverständigen vor. Dieselben prieſe es als epochemachend und als ein Werk, das übera gekauft, gelesen und gelobt würde. Auf Zureden dieſe Männer gab es Prescott dann der „American Stationer Company“ zu Boston in Verlag, welche ihm für 125 Exemplare 1000 Dollars bezahlte — gewiß ein sel bescheidenes Honorar, wenn man die Mühe und Ausgabe des Autors in Betracht zieht.

Da Prescott mehr auf den europäischen Büchermar rechnete, beauftragte er Col. Aspinwall in London, ih daselbst einen reellen und thätigen Verleger zu suche den er auch nach langem Suchen endlich in Bentley fan der das Buch nach gegenseitigem Uebereinkommen zu Wei nachten 1837 herausgab. Da damals an gediegenen u gründlichen historischen Arbeiten über Spanien überhau noch sehr großer Mangel herrschte, war es kein Wunder, d fast alle Zeitungen mit lobenden Besprechungen und anerke nenden Kritiken gefüllt waren, und daß es für lange Z das alleinige Gespräch der Gelehrten bildete. Lamarti nannte den Verfasser die verkörperte Wissenschaft u Graf Alphonse de Circourt referirte darüber in länger Berichten in der „Bibl. Universelle de Genève“, und fa nicht genug Worte des Lobes. Bis zum Jahre 18 waren beinahe 18,000 Exemplare davon abgesetzt. Pre cott hatte es seinem Vater gewidmet, „dem Führer sein Jugend und dem besten Freunde im reiferen Alter“, n er in der Dedikation sagt.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei diesem Wer

Eine Haupteigenschaft, die der Verfasser darin entfaltete, ist seine konsequente Unparteilichkeit, besonders in religiöser Beziehung, wo fast alle Historiker laut ihres Standpunktes differiren. Ist der Verfasser ultramontan oder rationalistisch, so wird es sein Buch auch sein; Prescott aber ging den neutralen Mittelweg und hielt sich nur an die nackten Thatsachen. Auf Religion hielt er, beiläufig bemerkt, übrigens nicht viel; er hatte sie zweimal zum Objekte eingehender Studien gemacht und betrachtete sie nur als eine historische Erscheinung, der eben nichts Positives abzugewinnen war.

Interessanter als jene von Prescott behandelte Epoche gibt es nun überhaupt keine in der spanischen Geschichte. Während der Regierung von Ferdinand und Isabella wurde bekanntlich das Königreich Neapel erobert, Amerika entdeckt und kolonisirt, die Macht der Araber gebrochen und die Juden, die zum Wohlstande des Landes Bedeutendes beigetragen, verbannt; Cortez unternahm seine in der Geschichte allein dastehende Expedition nach Mexiko und späterhin verfolgte der ehemalige Schweinehirt Pizarro, der weder lesen noch schreiben konnte, die Bahn des unglücklichen Balboa und eroberte Peru. Aber nicht allein mit den Trägern der Geschichte beschäftigt sich der Verfasser, nein, auch der Wissenschaft und Literatur widmet er manches prachtvolle Kapitel, in denen er mit genauer Ausführlichkeit ein solch getreues Bild jener Zustände entrollt, wie wir es häufig in speciell literarhistorischen Werken vergeblich suchen.

Das Prescott'sche Werk bildet eine anmuthige Oase in der Wüste spanischer Historiographie; es war ein glücklicher Wurf, der dem Verfasser die Thore des Ruhms

auf einmal weit öffnete. Die einstimmige Anerkennung spornte ihn zu weiteren Thaten und noch größerem Fleiße an.

Während der Ausarbeitung des genannten Werkes konnte er oft Monate lang kein Buch ansehen; eine Brille verursachte ihm noch größere Pein. Häufig riethen ihm die Aerzte die literarischen Beschäftigungen ab; daß dieselben seinem Auge nicht dienlich waren, wußte er übrigens auch sehr gut selbst, aber dennoch zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht nach seinen alten spanischen Folianten hin, die er mit so großen Kosten gesammelt hatte.

Ihre Lektüre machte seine einzige Glückseligkeit aus. Sein Gedächtnis war so stark, daß er oft sechzig Seiten im Kopfe durcharbeitete, Verbesserungen und Zusätze anbrachte und sie nachher seinem Sekretär diktirte. Hauptsächlich ließ er seine Arbeiten auf seinen regelmäßigen Morgenspazierritten Revue passiren. Sein Vater, der dies wußte und häufig mit ihm zusammen ausritt, trennte sich stets vor der Stadt stillschweigend von ihm, um ihn in seinem Gedankengange nicht durch seine Gegenwart zu stören. Oft ging er ein einziges Kapitel sechsmal durch, ehe er es der Veröffentlichung für würdig hielt. So streng er gegen seine literarischen Produkte war, so streng war er auch gegen seine Person. Merkte er irgend einen Fehler an sich, so notirte er ihn und legte den Zettel in eine eigens dazu bestimmte Mappe. Sonntags Vormittags holte er jene Zettel heraus und las sie durch, um nachzusehen, ob er sich gebessert habe. Dieselbe Mappe fand man noch nach seinem Tode, jedoch mit der Aufschrift: „To be burnt“, was denn auch geschah. Einen anderen Hauptzug seines Karakters bildete seine Bescheidenheit;

während ihn sein Lieblingswerk beschäftigte, wußten seine Familienglieder lange Jahre nicht einmal, daß er sich überhaupt mit einem ernstlichen Werke befasse. Von seiner geheimen Wohlthätigkeit sprachen die Armen seiner Stadt noch lange Jahre.

Die Zeit nach dem Erscheinen seines Werkes war für ihn die glücklichste und erhabenste; er sah ein, daß er etwas Gediegenes geschaffen und daß das Publikum seine Anstrengung durch ungetheilte Anerkennung würdigte. Für seine weitere Thätigkeit wollte er eine Biographie Molière's wählen und wandte sich wegen des nöthigen Materials an seinen Freund Ticknor in Paris. Derselbe schickte ihm auch 50 Bände; doch schien ihm bald ein anderes Thema aus der liebgewonnenen spanischen Geschichte, die Eroberung Mexiko's unter Cortez, viel ergiebiger. Er begann dafür also seine Studien. Humboldt's Werke über Neuspanien las er mit großer Sorgfalt und vielem Interesse, wie er denn überhaupt von diesem Gelehrten nur mit der höchsten Achtung sprach.

Prescott knüpfte nun überall Verbindungen an und aus allen Ländern strömte ihm zahlreiches Material zu. Er sandte 300 Pfund Sterling nach Madrid und der sich daselbst aufhaltende deutsche Gelehrte, Dr. Wilhelm Lembke, Verfasser einer Geschichte von Spanien, war lange Zeit mit vier Kopisten beschäftigt, alte unveröffentlichte Dokumente für ihn abzuschreiben und seltene Bücher und Manuskripte zu sammeln — eine Aufgabe, der er sich, wie Prescott sagt, mit der Gewissenhaftigkeit eines treuen Deutschen unterzog.

Nun konnte also das schwierige Werk begonnen werden. Wer nur einigermaßen mit der aztekischen Geschichte ver-

traut ist, kann sich eine Vorstellung davon machen, welch mühevollen Vorarbeiten jene Kapitel über den Kulturzustand der Azteken erheischten. In der Vorrede sagt er denn auch selbst, daß ihn diese Abhandlungen im ersten Bande ebensoviel Mühe gekostet hätten, wie das ganze übrige Werk.

Nach vierjährigem angestrengtem Schaffen war die Arbeit in drei Bänden beendigt. Harper & Brothers in New-York nahmen sie in Verlag und zahlten ihm für 5000 Exemplare 7500 Dollars. Schon in vier Monaten war die erste Auflage verkauft. Bentley in London, der das Druckrecht für England für 650 Pfund übernahm, machte ebenfalls glänzende Geschäfte. Der geschmeidige, blumenreiche Styl, die Lebendigkeit der Schilderung jener merkwürdigen historischen Epoche und die Bescheidenheit des Autors, der darin seiner fast gar nicht erwähnt, verschaffte diesem Werk in kurzer Zeit ungeheuren Absatz. Jenes Thema hatte früher schon die Federn von Solis und Robertson beschäftigt; keiner hatte sich jedoch die zeitraubende Mühe genommen, tiefgehendere Quellenstudien zu machen und die ihnen zu Gebote stehenden Schriftstücke einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen; auch schien es beiden eine Riesenarbeit zu sein, den Stein von der Grabesthüre spanischer Archive zu wälzen. Erst Don Juan Baptista Munnez hatte das Glück, sich dazu ungehinderten Eingang zu verschaffen und eine Masse werthvoller Papiere zu sammeln, von deren Bearbeitung ihn jedoch der Tod zu frühe abrief.

Seine Papiere lagen lange Zeit nachher unbenutzt in der königlichen Akademie der Geschichte zu Madrid, wo Prescott sich Abschriften anfertigen ließ. Es war gewiß eine äußerst schwierige Arbeit, sich durch all diesen Wust

ɔerſprechender Angaben hindurch zu arbeiten, wovon onders die Schriften der zeitgenöſſiſchen Autoren ſtrotzen.) ſagt z. B. Erzbiſchof Lorenzana in ſeiner „Historia de ıeva Espana“ von der Größe des mexikaniſchen Reichs, ß es zweifelhaft ſei, ob nicht Mexiko von der einen eite an die Tartarei und von der anderen an Grön- nd grenze! Der Tezcuaniſche Schriftſteller Ixtlilxochitl eiß in ſeiner ſonſt gut gehaltenen Historia Chichemeca - ein Werk das von Ternaux Compans ins Franzöſiſche ɔerſetzt wurde und Prescott bei der Ausarbeitung der teren aztekiſchen Geſchichte ſehr gute Dienſte leiſtete — ine Silbe von der Ausdehnung ſeines Vaterlandes.

Die Geſchichte der einzelnen älteren mexikaniſchen tämme iſt größtentheils ganz und gar verloren gegangen, ıs wir dem Vandalismus der ſpaniſchen Soldateska ıd dem grenzenloſen Fanatismus ihrer Prieſter zuzu- ıreiben haben. Alles was ſie nämlich von dieſen heid- ichen Schriftſtücken auftreiben konnten, wurde ohne Wei- :es verbrannt. Dieſes traurigen Rufes erfreut ſich uptſächlich der erſte Erzbiſchof von Mexiko, Don Juan Zumarraga, ein ebenbürtiges Seitenſtück zu Ximenes, c den arabiſchen Manuſkripten ein gleiches Schickſal ceitete. Nur ſehr wenige dieſer Rollen ſind uns erhalten ɔlieben und ſpäterhin in dem großen Werke von Lord ngsborough abgedruckt worden; doch hat ſich dafür ein ıampollion noch nicht gefunden. Da überhaupt kein hlüſſel zum Dechiffriren vorhanden iſt, werden ſie wohl ig ungeleſen bleiben. Wie ſchnell auch bei den Ein- ɔorenen die Kenntnis ihrer Hieroglyphik verloren ging, gt der Umſtand, daß ſie hundert Jahre nach der Er- erung Mexikos Niemand mehr verſtand.

Nach Vollendung seines Werkes über Mexiko begab sich Prescott auf neun Monate nach New-York, wo er sich zum Zeitvertreib ein wenig in der Tagesliteratur umsah, was er „literary loafing“ nannte. Die Geschichte der Eroberung Peru's lag ihm nun für seine weitere Thätigkeit am nächsten; eine Masse Dokumente, die er für sein Werk über Mexiko angeschafft, konnte er dabei verwerthen und da er sich einmal in den Geist des 16. und 17. Jahrhunderts hineingearbeitet hatte, machte ihm die Ausarbeitung dieses Stoffes nur noch die halbe Mühe.

Ende des Jahres 1841 schloß er mit Bentley in London einen Kontrakt wegen des Verlags seiner in der „North American Review“ enthaltenen kritischen und historischen Essays ab, die in einem Bande publizirt werden sollten. Sein darauf bezüglicher Brief zeigt, daß er nicht viel davon hoffte; aber er stand doch schon so hoch in der Gunst des Publikums, daß die erste starke Auflage in kurzer Zeit verkauft und 1850 eine zweite veranstaltet wurde. Harper & Brothers besorgten eine amerikanische Ausgabe. Jenes Buch enthält mit gründlichen Studien geschriebene Abhandlungen über italienische Poesie, über das französische und englische Trauerspiel u. s. w.; desgleichen auch eine gediegene Abhandlung über den Blindenunterricht, für den sich Prescott sehr interessirte.

Am Schlusse jenes Buches, das seinem Freunde Ticknor, den Walter Scott „a wonderful fellow for romantic lore“ nennt, gewidmet ist, bespricht er dessen ausgezeichnetes Werk über spanische Literatur.

Die „Eroberung Perus“, das Gemälde spanischer Greuelthaten im Lande der Inkas, war die nächste Arbeit, die Prescott der Presse übergab. Hauptsächlich ist er da

er Sammlung des bereits erwähnten Munnoz verpflichtet, er ſich fünfzig Jahre lang mit jenem Gegenſtande beßte, leider aber nur den Druck ſeines erſten Bandes rlebte. Als Einleitung gibt Prescott uns eine gründich geſchriebene Darſtellung peruaniſcher Civiliſation, welch' eßtere mit der aztekiſchen einen merkwürdigen Kontraſt ildet.

Nach der Publikation dieſes zweibändigen Werkes vollte Prescott eine Arbeit über Philipp II. und den harakter ſeiner Zeit in Angriff nehmen. Doch als er hörte, daß der ſpäter durch ſeine „Geſchichte der Niederande" berühmt gewordene Lothrop Motley ſich mit derſelben Idee befaßte, wollte er zu deſſen Gunſten darauf Verzicht leiſten und offerirte ſeinem Rivalen ſogar ſeine ezüglichen Bücher und Manuſkripte. Motley nahm ſie ber nicht an und räumte ihm das Feld.

Prescott fing nun an, ſeine Papiere zu ordnen und ieß mehrere Archive nach weiteren Quellen durchſuchen. ein treuer Gehülfe, Dr. Lembke, hatte inzwiſchen Spaien verlaſſen müſſen, weil er der Regierung als Gehrter verdächtig vorgekommen war, und ſein anderer ngjähriger Freund, Don Pascual de Gayangos, war ugenblicklich damit beſchäftigt, den Druck ſeiner Uebertzung eines arabiſchen Werkes über die mohamedaniſchen Dynaſtien in Spanien zu leiten. Dennoch durchöberte dieſer für ihn flüchtig alle öffentlichen Bibliotheken on Paris, London und Brüſſel, ließ alles Brauchbare piren und ſchickte es an den Ort ſeiner Beſtimmung. uch aus Preußen und Oeſterreich floß Prescott reiches aterial zu. Die ſpaniſchen Archive öffneten ſich ihm endch auch noch und zwar durch den obengenannten Gayangos,

der inzwiſchen Profeſſor der arabiſchen Geſchichte in Madrid geworden war. Prescott bekam ungefähr 370 Bände, die alle Philipp II. behandelten; leider aber ließen ihn ſeine Augen und andere körperlichen Leiden dieſe Schätze täglich nur dreißig Minuten genießen, ſo daß es alſo anfänglich mit dem „Philippiſiren“ ſehr langſam ging. Da ſich ſeine Krankheit ſehr hartnäckig in die Länge zog, ſo redeten ihm wohlmeinende Freunde zu, nach Europa zu gehen, wo beſſere Aerzte und der Wechſel des Klimas ihm vielleicht Linderung verſchaffen würden. Aber ſein häusliches Leben war ſo geregelt, ſo ſtill und gemüthlich, daß es ihm ſehr ſchwer wurde, ſich endlich zu dieſem Schritte zu entſchließen.

Im Mai 1850 reiſte Prescott nach England. Seine Seereiſe war diesmal viel angenehmer; beſtändig drängten ſich die feinſten Paſſagiere an den berühmten Verfaſſer heran und waren froh, die Erlaubnis zu erhalten, ihm für kurze Zeit als Vorleſer dienen zu können. In London und Liverpool empfing man ihn mit der größten Hochachtung; Jeder überſchüttete ihn mit Höflichkeiten und die berühmteſten engliſchen Gelehrten ſchätzten es ſich zur großen Ehre, ihn eine Stunde als Gaſt beherbergen zu können. In Oxford wurden ihm und Northampton der Doktortitel verliehen. Ganz in Roth gekleidet und mit einer langen Prozeſſion Studenten hinter ſich, mußten dieſe beiden Kandidaten durch die Straßen der Stadt nach dem Univerſitätsgebäude ziehen, wobei ſie ſich wie Märtyrer vorkamen, die man zum Scheiterhaufen geleitet. Profeſſor Phillimore ließ eine lange Rede vom Stapel, worin er die Verdienſte eines Jeden bis in den Himmel hob und, wie Prescott ſcherzhaft bemerkt, *jedes Adjektiv* auf „issimus“ endigen ließ.

Prescott machte jetzt alle Vergnügungen mit der Unrwüstlichkeit eines englischen Bachelors mit; er besuchte älle, Theater und Konzerte und erfreute sich dabei einer ınz köstlichen Gesundheit. Selbst sein Auge besserte sich. uch saß er einst bei einem diplomatischen Diner an der eite der Königin und hatte Gelegenheit, ihren trefflichen ppetit, ihre blendend weißen Zähne und ihr unschuldig rzliches Lächeln zu bewundern.

Prescott hielt sich nur vier Monate in Europa auf. achdem er sich noch Paris, Brüssel und Antwerpen üchtig angesehen hatte, kehrte er wieder zu seiner Familie ıch Amerika zurück und fing an fleißig zu „philippi:en", wie er es nannte, und eine lebhafte Korrespondenz it seinen neuen Freunden in England zu unterhalten. Im ıril 1852 war der erste Band des neuen Werkes fertig.

Die Tagespolitik interessirte ihn sehr wenig. Als einst die Geschichte des Scott'schen Feldzuges in Mexiko reiben sollte, sagte er, er wisse nur solche Helden zu handeln, die wenigstens zwei Jahrhunderte hinter sich tten.

Die Leiter der sich bekämpfenden politischen Paren waren meist alle seine Freunde. Einst schrieb er Bancroft, daß er lieber den Jungen Latein und :iechisch einbläuen möchte, als den dortigen Pfad der ılitik betreten.

Um die Seeluft zu genießen kaufte er sich im Frühg 1853 ein Landhaus in Lyenbay. Täglich ging er rt mit einem Regenschirm spazieren, den er jedesmal nete, sobald sich ein Strahl der Sonne zeigte. Die iume in seinem Garten pflegte er sehr sorgfältig, da n der Schatten ein unentbehrliches Bedürfnis war. :inen „Philipp II." krönte der alte Erfolg.

Am 28. Januar 1859 verschied er nach kurzem Leiden. Die Leiche wurde seinem Wunsche gemäß noch einmal in sein Studirzimmer zu seinen alten Freunden, den spanischen Folianten, gebracht und nachher in der Familiengruft unter der St. Paulskirche zu Boston beigesetzt.

Prescott stammte aus einer Puritanerfamilie, die von Lancashire im Jahre 1640 nach Amerika auswanderte. Der Großvater des Historiographen war der Colonel William Prescott, der in der Schlacht bei Bunker Hill am 17. Juni 1775 die republikanischen Streitkräfte kommandirte. Das Schwert, das er dabei trug, hängt jetzt im Gebäude der „Massachusetts Historical Society", gekreuzt mit dem Schwerte des Capitäns John Linzee, dem Großvater von Prescott's Gattin, der das britische Kriegsschiff „Falcon" gegen die Amerikaner in derselben Schlacht befehligte. Früher hingen sie zusammen im Zimmer des Geschichtsschreibers, wovon Thakeray, der ihn 1852 besuchte, in seinen „Virginians" schreibt:

„In the library hall of one of the best writers of America there hang two crossed swords, which his relatives wore in the great war ot independence. The one sword was gallantly drawn in the service of the king, the other was the weapon of a brave and honored republican soldier. The possessor of the harmless trophy has earned for himself a name alike honored in his ancestors country and in his own, where genius like his has always a peaceful welcome."

Prescott hinterließ drei Kinder. Seine Werke sind in mehrere Sprachen übertragen worden. Ins Spanische übersetzte sie Atiliano Calvo, ins Französische Renson,

Ithier und Poret, ins Italieniſche Aſcanio Tempaskini und ins Deutſche Eberty, Seibel und Johannes Scherr (Philipp II.). — Eine neue amerikaniſche, von dem tüchtigen Hiſtoriker John Foſter Kirk beſorgte Ausgabe der Prescott'ſchen Werke iſt im Verlage von J. C. Lippincott und Co. in Philadelphia erſchienen.

Wie die meiſten amerikaniſchen Schriftſteller und Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften ſich in ihrer Jugend in Folge äußerer Einflüſſe der juriſtiſchen Laufbahn widmen ſollten, bald aber, nachdem das Unabhängigkeitsgefühl in ihnen rege wurde, die Geſetzbücher links liegen ließen und ſich ihnen zuſagenderen Beſchäftigungen zuwandten, ſo ging es auch dem verdienſtvollen George Ticknor, dem allgemein bekannten Verfaſſer einer wahrhaft klaſſiſchen Geſchichte der ſpaniſchen Literatur. Sein Vater und ſeine Mutter hatten in ihren jungen Jahren das Schulſcepter geführt und erſterer ſogar eine einſt viel gebrauchte Grammatik der engliſchen Sprache geſchrieben, ſo daß alſo in dem jungen George zu viel Schulmeiſterblut ſteckte, um in der Wirkſamkeit eines Advokaten Befriedigung zu finden. Die Worte des altengliſchen Dichters Chaucer „Gladly wolde he lerne, and gladly teche“ bilden daher das Motto ſeines an nützlicher Thätigkeit überaus reichen Lebens.

George Ticknor wurde am 1. Auguſt 1791 zu Boſton geboren. Sein Vater, der ſich als Spezereiwaarenhändler ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, aber dadurch ſeine Vorliebe für ſeine frühere pädagogiſche Beſchäftiguug nicht eingebüßt hatte, gab ihm den erſten Unterricht ſelber und bereitete ihn auch für das Dartmouth College vor. Nach George Ticknor's eigenem Geſtändnis lernte er jedoch während der zwei Jahre, die er ſich in dem genannten

Institute aufhielt, äußerst wenig und schreibt dies hauptsächlich den ungenügenden Lehrkräften zu, die es nicht verstanden, das Interesse der Schüler für wissenschaftliche Disciplinen zu wecken. 1807 ging er daher wieder nach Boston zurück und ließ sich durch Dr. Gardiner, einen besonders in klassischen Sprachen und Literaturen gründlich bewanderten Geistlichen, in die Geistesschätze Roms und Griechenlands einweihen, so daß er also mit gründlichen Vorkenntnissen das Harvard College beziehen konnte. 1810 trat Ticknor in das Bureau eines Advokaten ein und wurde drei Jahre danach zur juristischen Praxis zugelassen. Trotzdem er nun, wie er selber sagt, in der Jurisprudenz ein Stümper war, so verdiente er doch im ersten Jahre seiner Wirksamkeit als Advokat so viel, um seinen Laufburschen und die Miethe für sein Bureau bezahlen zu können, und dies war nach seiner Meinung im Vergleiche mit anderen jungen Kollegen immerhin ein erfolgreicher und vielversprechender Anfang. Da er aber in seinem Bureau beständig schönwissenschaftliche Bücher las und den juristischen Fachwerken nur selten einen Blick widmete, so wäre er sicherlich doch nicht weit über diesen Anfang hinausgekommen und so beschloß denn sein Vater, dem er seine wahre Neigung durchaus nicht verheimlichte, ihn zur weiteren Ausbildung auf eine deutsche Universität, und zwar nach Göttingen zu senden. Dazu war nun vor allen Dingen nöthig, daß der junge George Deutsch lernte, und da es damals, so sonderbar es auch klingen mag, in ganz Boston keinen Herrn gab, der diese Sprache zu lehren verstand, so ging er nach dem benachbarten Jamaica Plains, woselbst ihn ein gewisser Dr. Brosius, ein geborener Straßburger, so gut er es vermochte, mit der

ſchen Grammatik bekannt machte. Das erſte deutſche
k, das Ticknor zu leſen verſuchte, war „Werther's
ıen", von welchem er auch eine engliſche Ueberſetzung
liefern beabſichtigte, damit aber nie zu Ende kam.

Zur Zeit der Jugend Ticknor's war Boſton eine
dt von ungefähr 18,000 Einwohnern und dieſelben
eten, da ſie faſt alle von engliſchen Einwanderern ab-
ımten, eine homogene Maſſe. Der ſtrenge puritaniſche
ralkodex hatte noch ſeine volle Gültigkeit; Pope und
ton wurden fleißig geleſen und die Geiſtlichen erfreuten
eines weitgehenden Einfluſſes. Die jungen Leute,
ın die nöthigen Mittel zu gelehrten Studien zur Ver-
ıng ſtanden, widmeten ſich faſt ausſchließlich der Theo-
e oder der Jurisprudenz; Ticknor jedoch wurde es als
einzigen Sohne ſeines Vaters erlaubt, von dem bis-
allgemein befolgten Gebrauche abzuweichen und eine
ere Karriere einzuſchlagen. Im Mai 1815 kam der-
ı mit vier ſeiner beſten Freunde in Liverpool an.
ch nach ſeiner Ankunft machte er die Bekanntſchaft
Kunſtſchriftſtellers Roscoe, der ihm einige Original-
ıuſkripte von Burns zeigte und ihm die hauptſächlichſten
llen daraus vorlas. In London dinirte er mit dem
ınnten Verleger Murray und verkehrte auch viel mit
on und deſſen Gemahlin.

Im Auguſt 1815 traf Ticknor in Göttingen ein,
ın Univerſität damals durch den Mathematiker Gauß
den Naturforſcher Blumenbach Studenten aus aller
ren Länder anzog und deſſen 200 000 Bände zählende
liothek als eine der reichhaltigſten Europas galt. Dort
ſich nun Ticknor bald zu Hauſe. Um den Vor-

leſungen beiwohnen zu können, nahm er vor allen Dingen täglich Unterricht in der deutſchen Sprache; auch betheiligte er ſich am Fechtunterrichte. Sobald ihm das Deutſche einigermaßen geläufig geworden war, beſuchte er Vorträge über Naturgeſchichte, neuteſtamentliche Theologie und Philologie. Sein Lehrer im Griechiſchen war Dr. Schultze, der bekannte Verfaſſer der „bezauberten Roſe“, den er als ein Wunder philologiſcher Gelehrſamkeit hinſtellte und von dem er in ſeinen von George S. Hillard herausgegebenen, an intereſſanten literarhiſtoriſchen Materialien ungemein reichen Tagebüchern („The Life, Letters and Journals of George Ticknor“, Boſton 1876, 2 Bände) ſtets mit der größten Hochachtung redet. In den an ſeinen Vater und einige Boſtoner Freunde gerichteten Briefen gibt Ticknor ausführliche Berichte über den Fortgang ſeiner Studien und preiſt ſich glücklich, daß er in einem Lande wohne, in dem die Freiheit der Wiſſenſchaft verbürgt ſei. In häufig unternommenen Ferienreiſen ſuchte er überall die Berühmtheiten des Tages auf und führte über dieſe Beſuche gewiſſenhaft Tagebuch. In Hannover machte er die Bekanntſchaft der Frau Keſtner, Werther's Lotte nämlich; auch hatte er eine längere Unterredung mit Goethe in Weimar. Wo er in ſeinen an Bekannte in Amerika gerichteten Briefen eine Lanze für die deutſche Literatur und Wiſſenſchaft brechen und die Vorurtheile ſeiner Landsleute gegen Deutſchland abſchwächen konnte, da that er es und bekämpfte ſelbſt die haltloſeſten und albernſten Einwendungen mit der größten Ausführlichkeit und mit einer in Anbetracht der Umſtände mit Recht zu bewundernden Sachkenntnis. Im November 1816 wurde Ticknor mit einem Jahres-

ehalte von 1000 Dollars zum Professor der spanischen
Sprache und Literatur am Harvard College ernannt und
a er nie den geringsten Schritt that, ohne erst seinen
Vater zu konsultiren, so sandte er demselben zwei Briefe
nd überließ es ihm ganz und gar, von welchem der-
elben er Gebrauch machen wollte — der eine war näm-
ich sein Annahme-, der andere sein Ablehnungsschreiben.
Die darauf folgenden Korrespondenzen mit seinem Vater
erzögerten dann die formelle Annahme der Stelle um ein
olles Jahr.

Im März 1817 nahm Ticknor von seinen Göttinger
reunden und Professoren Abschied und bereiste Frank-
eich und Italien. In Paris, wo er sich in seinen Muße-
unden fleißig mit dem Studium der französischen und
talienischen Sprache beschäftigte, lernte er A. von Hum-
oldt, Madame Récamier, Chateaubriand und Frau von
Staël kennen, und die Freundschaft, die er mit dem Erst-
enannten anknüpfte, wurde erst durch dessen Tod zum
bschluß gebracht. Im Allgemeinen gefiel ihm jedoch sein
ufenthalt in Paris nicht besonders und da er sich daselbst
uch eine polizeiliche Untersuchung seiner Privatpapiere und
ffekten gefallen lassen mußte, was der vorsichtigere Hum-
oldt auf die Intriguen eines englischen Spiones zurück-
ührte, so trennte er sich mit leichtem Herzen von dieser
Stadt. Er reiste nun nach der französischen Schweiz und
Savoyen und nahm bei dieser Gelegenheit auch an einer
Besteigung des Mont Blanc theil.

In Venedig fand er Lord Byron und derselbe ver-
rach ihm, in einigen Jahren nach Amerika zu kommen,
a ihm die europäischen Verhältnisse zuwider wären.

Im Mai 1818 traf Ticknor in Madrid ein, um spanische Sprache und Literatur, um die er sich bisher so gut wie gar nicht bekümmert hatte, an Ort und Stelle zu studiren. Alles was auf spanisches Leben Bezug hatte, interessirte ihn in hohem Maße, was den Mitgliedern der damals im Geheimen arbeitenden Inquisition nicht entging, sodaß sie zweimal den vergeblichen Versuch machten, den intelligenten und scheinbar mit großen Geldmitteln versehenen Amerikaner zum Katholicismus zu bekehren. Auch einem Stiergefechte wohnte Ticknor bei und die über diesen Volksgebrauch gesammelten historischen Notizen verarbeitete er späterhin zu einem längeren Essay, den er 1825 in der „North American Review“ erscheinen ließ. Er bereiste auch Südspanien und sah sich überall in den Bibliotheken und Kunstsammlungen fleißig um. In Cadix machte er auch die Bekanntschaft des um die Kenntnis der älteren spanischen Literatur hochverdienten Hamburgers Böhl von Faber, dessen Tochter späterhin unter dem Namen „Fernan Caballero“ eine gefeierte spanische Schriftstellerin wurde. Lange hielt er sich übrigens in Spanien nicht auf, sondern eilte bald wieder nach Paris, wo er so glücklich war, eine Anzahl seltener Werke aufzutreiben, nach denen er in Spanien vergeblich gesucht hatte. Nach einer flüchtigen Reise durch England und Schottland, während welcher er mit den bedeutendsten Schriftstellern des britischen Inselkönigreiches bekannt wurde, reiste er wieder in seine Heimath zurück und traf am 2. Juni 1819 bei seinem Vater in Boston ein. Zwei Monate darauf trat er sein Amt als Professor der französischen und spanischen Literatur am Harvard College an.

Seine reiche Bibliothek war gewissermaßen Gemeinenthum seiner Schüler und Freunde und er versandte ar öfters die seltensten und theuersten Werke aus derben leihweise nach anderen Staaten.

George Ticknor war mit einer Tochter des reichen stoner Kaufmannes Eliot, welcher die griechische Prosur am Harvard College gestiftet hatte, verheiratet, d konnte, da er auch durch den Tod seines Vaters in n Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangt r, nun ruhig und unabhängig seinen Lieblingsstudien en. Für die Hebung des genannten College war er ermüdlich thätig und hatte, da von allen Professoren ßer ihm nur einer eine europäische Universität besucht tte und selbst der Rektor keine Ahnung von den existinden Uebelständen hatte, dabei mit unsäglichen Schwierigten zu kämpfen. Auch verhalf er den deutschen Flüchtgen Dr. Beck und Follen zu Professuren am Harvard llege.

Außer seinen Vorträgen über französische und spache Literatur hielt Ticknor auch einen Cyklus von Vorungen über Dante und Shakespeare und es ist sicherlich bedauern, daß er dieselben niemals für den Druck arbeitete.

Ticknor besuchte Europa noch zweimal. Auf seiner eiten Reise berührte er auch Wien und erfreute sich elbst der Bekanntschaft Metternich's, Auersperg's (Anasius Grün), Hammer-Purgstall's u. s. w. In Turin werfirte er mit Silvio Pellico und in Mailand mit anzoni. In Rom verkehrte er fleißig mit dem wohleibten und hochgelehrten Bunsen und lernte in dessen

Hause auch den Egyptologen Lepsius und den Sohn von Werther's Lotte kennen, welch' letzterer ihm über hundert Originalbriefe Goethe's zeigte. Auch Mezzofanti's, des gewaltigen Sprachenkenners, Bekanntschaft machte er und bemerkte über ihn, daß er zwar das Englische geläufig spreche, seine Pronunciation jedoch eine sehr mangelhafte sei. Mit mehreren dieser Celebritäten blieb Ticknor nach seiner Rückkehr nach Amerika in lebhaftem Briefverkehr; besonders korrespondirte er fleißig bis an sein Ende mit dem Könige Johann von Sachsen, dem unter dem Namen „Philaletes" berühmten Dantekenner.

Nun arbeitete Ticknor fleißig, ohne sich jedoch zu übereilen, an seiner „Geschichte der spanischen Literatur". Agenten in England und Spanien mußten ihm seltene spanische und portugiesische Werke verschaffen; auch ließ er sich eine Anzahl in spanischen Bibliotheken aufbewahrter Manuskripte kopiren, wobei ihm die Dienste Washington Irving's, der damals als amerikanischer Gesandter in Madrid weilte, sehr zu statten kamen. Im Jahre 1849 erschien dann seine dreibändige „Geschichte der spanischen Literatur" in New-York und London und erfuhr von den tonangebenden Zeitschriften Europa's die günstigste Beurtheilung. Ticknor's verdienstvoller Freund Don Pascual de Gayangos übersetzte sie in Verbindung mit Enrique de Vedia in das Spanische (Madrid 1851—1856, 4 Bände); J. G. Magnabal übertrug sie in das Französische (Paris 1864—1872, 3 Bände) und Dr. Julius, ein Hamburger Gelehrter, der sich ein Jahr in Amerika aufgehalten und Ticknor's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, lieferte eine deutsche Uebertragung, welcher F. Wolf wichtige

Nachträge über die Romanceros und Cancioneros beigab. Ticknor arbeitete beständig an der Verbesserung seines großen Werkes, von dem stets ein Exemplar zur Eintragung von Notizen auf seinem Arbeitstische lag. Während seines Lebens wurden von diesem Werke drei starke Auflagen gedruckt; die vierte veranstaltete G. S. Hillard nach dem Tode des Verfassers.

An der Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Boston nahm Ticknor außerordentliches Interesse und ging, um Bücher für dieselbe anzukaufen, im Jahre 1856 abermals nach Europa, da ein gewisser Bates dem zu gründenden Institute die Summe von 50,000 Dollars zugewandt hatte. Dieser Bibliothek vermachte auch Ticknor späterhin seine reichhaltige Sammlung spanischer und portugiesischer Werke.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges war Ticknor ein eifriger nnd zu großen Opfern stets bereiter Freund des Nordens, der niemals an dem glücklichen Ausgange dieses blutigen Konfliktes verzweifelte. Er verfaßte in dieser Zeit auch sein Werk „The Life of Prescott“, eine auf Originaldokumenten beruhende Biographie seines intimen Freundes William Hickling Prescott. Am 26. Januar 1871 starb Ticknor in dem hohen Alter von 80 Jahren.

Außer seiner an seltenen Drucken reichen Büchersammlung vermachte er der öffentlichen Bibliothek Boston's noch 4000 Dollars mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Kapitals zur Anschaffung weiterer Werke in spanischer Sprache verwendet werden sollten. Einen Katalog der „Ticknor-Collection“ gab 1879 James Whitney im Auftrage des Verwaltungsrathes der Bostoner Bibliothek

heraus. Derſelbe iſt ein bibliographiſches Meiſterwerk und bildet einen Oktavband von 476 Seiten. Da er zahlreiche literarhiſtoriſche Notizen aus der Feder Ticknor's, de Gayango's und Prof. Knapp's enthält, ſo iſt er zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für das Studium der ſpaniſchen Literatur geworden.

Von Ticknor's, hauptſächlich in der „North American Review“ erſchienenen Eſſays iſt leider nie eine Geſammtausgabe veranſtaltet worden.

Philosophen und Unitarier.

Zu allen Zeiten ist die Klage allgemein gewesen, daß man der spekulativen Philosophie so wenig Interesse abgewonnen und die Vertreter derselben der Kategorie müßiger Grübler und transcendentaler Silbenstecher einverleibt habe. Stets lobte die der Metaphysik abholden Masse jene thrakische Magd, die den Philosophen Thales herzlich auslachte, als er bei Betrachtung des Sternenhimmels den Boden unter sich vergaß und in einen Brunnen stürzte. Aber dieser Thales war durchaus kein unpraktischer Mensch und wenn wir den allerdings etwas anekdotenhaften Nachrichten über sein Leben Glauben schenken wollen, so besaß er sogar ein kaufmännisches Talent, um das ihn der geriebenste Yankee beneidet hätte.

Daß die Philosophie überhaupt nur die Domäne weniger Auserwählten sein kann, liegt leichtbegreiflich in der Natur dieser Disciplin, was auch Kant und Schopenhauer bereitwillig eingestehen; wenn aber ersterer in der Vorrede zu seiner „Kritik der reinen Vernunft“ klagt, daß man die Philosophie, die man früher die Königin

aller Wiſſenſchaften genannt habe, nun wie die Hekuba verſtoße und verachte, ſo dürfte ihm, beſonders wenn wir dieſe Worte auf die Gegenwart anwenden wollen, durchaus nicht beizuſtimmen ſein. Man ſtreitet der Philoſophie allerdings das Recht einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft ab, aber ſie hat doch, beſonders ſeitdem ſie der dogmatiſchen Religion den Magddienſt gekündigt und ſich mehr an das größere gebildete Publikum gewandt und ihren eigenthümlichen Jargon aufgegeben hat, eine Verbreitung gefunden, über die ſie ſich nicht zu beklagen braucht. Dieſes Verdienſt haben ſich die philoſophiſchen Peſſimiſten Deutſchlands, beſonders aber Schopenhauer und Hartmann, zuzuſchreiben.

Der Peſſimismus iſt zwar ſo alt wie die Menſchheit und zu allen Zeiten begegnen wir Individuen, die Urſache zu haben glauben, mit den beſtehenden Verhältniſſen unzufrieden zu ſein; dieſe Unzufriedenheit aber in ein Syſtem zu bringen und zur Baſis eines philoſophiſchen Lehrgebäudes zu machen, iſt der Neuzeit vorbehalten geblieben. Wie einſt Goethe's „Werther" dadurch eine ungeahnte Popularität erlangte, daß er ein getreues Spiegelbild der unerquicklichen Zeitverhältniſſe und der Einwirkung derſelben auf zartbeſaitete Gemüther lieferte, ſo iſt auch die erſtaunliche Verbreitung der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung lediglich auf Dinge und Zuſtände zurückzuführen, deren detaillirte Auseinanderſetzung man nur dann wagen darf wenn man ſich vor der Ausführung der Staatsgeſetz nicht fürchtet.

Für Denjenigen, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird es nun leicht erklärlich ſein, warum dieſe exotiſche Pflanze der Philoſophie in Amerika, alſo in

einem demokratiſchen Gemeinweſen, welches dem Individuum den größtmöglichen geſetzlichen Spielraum zur Entfaltung aller ihm innewohnenden Kräfte gewährt, nie ſo recht Wurzel faſſen konnte und warum man hier ſo äußerſt ſelten einem ſchriftſtellernden Poeten, Weltweiſen oder einem ſonſtigen menſchlichen „Empfindungsſubjekte“ begegnet, das ſich nach dem „Nullpunkt der Empfindung“ ſehnt.

Peſſimiſtiſche Klänge, wie wir ſie z. B. bei den amerikaniſchen Dichtern Poe, Dorgan, Sill, Arnold, Winter, Ryan u. ſ. w. gelegentlich vernehmen, ſind lediglich auf individuelle Stimmungen zurück zu führen und können daher nicht als der Ausdruck eines in der Maſſe wirkenden Gefühls betrachtet werden. Die Herſtellung eines Peſſimiſtengeſangbuches, wie es neuerdings Otto Kemmer in Deutſchland unternommen hat, wäre in Amerika eine Unmöglichkeit.

Dadurch, daß die Vertreter der Philoſophie in Amerika meiſtentheils Doktoren der Divinität und wohlbeſtallte Univerſitätsprofeſſoren ſind, hat dieſe Disciplin durchaus nichts gefährliches; die Herren gehen einfach und ruhig den alten ausgetretenen Pfad der Aprioriſten weiter und erklären alle Neuerungen, beſonders den Darwinismus, in die Acht. Da ſie den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, ſowie die Willensfreiheit dahier noch nicht in die Rumpelkammer überlieferter Anſichten geworfen haben und ſie meiſtentheils mit den Ergebniſſen der exakten Wiſſenſchaften nur oberflächlich vertraut ſind, trotzdem uns Manche das Gegentheil verſichern, ſo glauben ſie ihre vermeintliche Hauptaufgabe, nämlich die Verſöhnung der Religion und Wiſſenſchaft, leicht löſen zu können.

Dies war besonders die Absicht der alten Puritaner, die, beiläufig gesagt, sich der Philosophie nur dann bedienten, wenn sie darin eine Stütze für ihre theokratischen Bestrebungen sahen. Die Philosophie war ihnen also Nebensache, ihre engherzige Sektentheologie mit dem obligaten Unfehlbarkeitsdünkel und der daraus nothwendig resultirenden Verfolgungssucht die Hauptsache.

Da wir in dem Vorstehenden bereits den Grundcharakter der amerikanischen Philosophie hinreichend angedeutet haben, so können wir uns in dem Folgenden mit einer gedrängten bibliographisch-kritischen Darstellung der betreffenden Literatur begnügen.

Laurence P. Hickock, der 1798 auf einer Farm in Connecticut geboren wurde, sich dem Studium der Theologie widmete und seit 1852 Vicepräsident des Union College war, ist der Verfasser mehrerer Werke über Psychologie („Empirical Psychology“ und „Rational Psychology“), sowie einer Schrift über Ethik („System of Moral Science“), die noch heute vielfach an von Geistlichen beeinflußten Bildungsanstalten gebraucht werden, trotzdem sie längst durch bessere, wenn auch dieselbe Grundtendenz verfolgende Kompendien ersetzt worden sind.

Auch Francis Wayland's (geboren 1796 in New-York, gestorben 1865) Werk „Elements of Intellectual Philosophy“ (12. Auflage 1870) gehört noch zu den Textbüchern mehrerer Anstalten; es ist in faßlicher, anregender Sprache geschrieben, und da der Verfasser früher Baptistenprediger und von 1827—1855 Präsident der konservativen Brown-Universität war, so läßt sich natürlich auch an der darin kultivirten hausbackenen Frömmigkeit nichts aussetzen.

Thomas Cogswell Upham (geboren 1799 zu
erfield in New Hamſhire), ebenfalls ein Doktor der
inität, verfaßte außer zahlreichen anderen Schriften
zweibändiges Werk über „Mental Philosophy“ (New-
rk, 1869), das eine Fülle mit Mühe zuſammengetra-
ien und gut geordneten Materials enthält und daher
h eine große Verbreitung gefunden hat. Strenge philo-
hiſche Kritik iſt jedoch ſeine Stärke nicht. Auch Joſeph
ven (geboren 1816 in Maſſachuſetts und von 1858 bis
70 Profeſſor der Theologie zu Chicago) zeigt ſich in
ien viel verbreiteten Schriften „Mental Philosophy“
oſton 1870), „Moral Philosophy“ (Boſton 1869) und
udies in Philosophy and Theology“ (Andover 1869)
engherziger, lichtſcheuer Philoſoph, deſſen Urtheil
in geiſtig beſchränkten Kreiſen auf Anerkennung
hnen darf.

Jeremiah Day (1773—1867), einer der Präſi-
ten des Yale College, iſt der Verfaſſer des Werkes
n Inquiry respecting the Self-determining Power of the
ll“ (New Haven 1838), in dem er, da er ſich wie alle
rehrer und Verfechter der Willensfreiheit vor den ver-
intlichen, aber längſt als unhaltbar erkannten Konſe-
nzen der Anerkennung unfreiwilliger Handlungen fürchtet,
ter allerlei Sophiſterei verſchanzt, um ja keinen öffent-
en Anſtoß zu erregen und die Moral und die Sicher-
t des Individuums zu gefährden. Da beſaßen denn
h die Engländer Hobbes und Hume einen größeren
raliſchen Muth.

Ein recht verdienſtvolles Werk iſt Charles C. Eve-
tt's (geboren 1829) Werk „The Science of Thought“
oſton 1870), das faſt ausſchließlich auf deutſchen Quellen

beruht. In der die Logik behandelnden Abtheilung war Hegel sein Vorbild, doch kann er durchaus als dessen blinder Nachbeter betrachtet werden; auch entlehnte er Vieles dem Hauptwerke Schopenhauers, den er den brillantesten Metaphysiker der Welt nennt, dessen Philosophie er aber mit einer reizenden Frucht vergleicht, die im Innern faul sei.

Einer der fleißigsten philosophisch-theologischen Schriftsteller Amerikas, der sich natürlich auch vorzugsweise mit der Versöhnung zwischen Glauben und Wissenschaft beschäftigt hat, ist John Bascom (geboren 1832). Derselbe schrieb „Natural Theology", ein Buch, in dem er hauptsächlich die Eigenschaften Gottes illustrirt und eine Lanze für die menschliche Unsterblichkeit bricht; dasselbe Princip verfolgte er in den unter dem Titel „Science, Philosophy and Religion" veröffentlichen Vorträgen. Seine „Comparative Psychology" und „Principles of Psychology" lehnen sich an Hickok's Lehrbücher an; sein Werk „Science of the Mind" ist allem Anscheine nach in zu großer Hast abgefaßt worden. Außerdem schrieb Bascom ein Werk über Nationalökonomie, eines über Aesthetik und eine sehr anregende „Philosophy of English Literature".

James McCosh, bis vor kurzem Präsident von Princeton College in New Jersey, ist der populärste Vertreter der Hamilton'schen Philosophie in Amerika. Derselbe ist im Jahre 1811 in Schottland geboren und studirte auf den Universitäten von Glasgow und Edinburgh. Dann ward er Geistlicher und späterhin, nämlich im Jahre 1852, Professor der Philosophie am Queen's College in Belfast. Außer zahlreichen Pamphleten philosophischen Inhaltes schrieb er „The Method of Divine

overnment", „Christianity and Positivism", „Logic", Typical Forms and Special Ends of Creation" und Intuition of the Mind", sowie ein historisch-kritisches Werk über die Philosophie Schottlands. Seine Hauptaufgabe ist es, die Ansichten eines Mill, Bain und Spencer zu bekämpfen und eine Versöhnung zwischen dem Aprioismus und der Empirie anzubahnen. Trotzdem er ein Lehrbuch der Logik geschrieben hat, ignorirt er doch sehr häufig die Grundlehren derselben und läßt sich stets von seiner vorgefaßten christlichen Sektenmeinung leiten, so daß es eine leichte Arbeit wäre, die in seinen Werken enthaltenen Widersprüche und Inkonsequenzen zusammenzustellen. McCosh polemisirt gar gerne und erklärt den Resultaten der modernen Naturwissenschaften ein für allemal den Krieg. Darwin's Grundprinzipien läßt er, wenn auch ungerne, Gerechtigkeit widerfahren, hält aber dessen Theorie, so lange sie noch von Männern wie dem von allen altväterlichen Philosophie-Professoren heilig gesprochenen Agassiz bekämpft wird, durchaus nicht für zuverlässig. Die von ihm beharrlich vertretene Zweckmäßigkeit im Naturleben, die natülich auf einen absoluten Gesetzgeber hinweist, ist von Professor L. E. Hicks im herkömmlichen Sinne in dem Werke „A Critique of Desing-Argument" (New-York 1883) historisch-kritisch ventilirt worden und zwar so, daß die Vertreter religiöser Dogmen damit zufrieden sein können.*)

Professor W. D. Wilson von der Cornell University

*) In seiner neuesten Schrift „Whither, o Whither" (New-York 1890) will er die Bibel im buchstäblichen Sinne aufgefaßt und geglaubt haben. An der deutschen Theologie läßt er darin kein gutes Haar.

Katze, die eine Zeitlang zu ihrem Vergnügen mit einer Maus spielt und sie schließlich unbarmherzig zerfleischt. Auch läßt er sich gerne in Kirchenblättern als den gewaltigen Simson anpreisen, der da die Säulen aus der Halle der modernen Wissenschaft reißt, so daß alle gelehrten Philister auf einmal zerschmettert werden. Kurzum, das einzig wahre und klare Licht dieses Jahrhunderts hat Wilford Hall aus New-York angefacht und es zum Heile der Welt wahrlich nicht unter den Scheffel gestellt. Darwin wird dadurch zu seinem Selbstmörder gemacht, daß aus seinen verschiedenen Werken eine Anzahl Citate angeführt werden, die sich widersprechen, resp. widersprechen sollen. Die Darwin'sche Zuchtwahl wird als Betrug der gemeinsten Klasse dargestellt.

Wilford Hall gibt sich ordentliche Mühe, zu beweisen, daß das Weltall durch Substanzen ausgefüllt sei, die jedoch der Mensch infolge seiner mangelhaften Sinne nicht wahrnehmen könne; eine solche Substanz sei nun auch die Seele, die, da überhaupt nichts vergehe, unsterblich sei.

Mit diesen Bemerkungen lehnt er sich auf der einen Seite an Leibnitzens Monadentheorie und auf der andern an die Lehre der Spiritualisten an. Swedenborgianisch nun klingt seine Behauptung, daß der Mensch eigentlich zwei Körper, nämlich einen sichtbaren und einen unsichtbaren habe und daß der letztere die geistige Hülle des ersteren sei. Einen solchen Doppelkörper sollen auch die Thiere besitzen; an einer individuellen Unsterblichkeit aber läßt sie unser Philosoph nicht theilnehmen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Thier nur Instinkt, aber keine Vernunft besitzt. Diese Bemerkung genügt

Essays", „Darwinism, and other Essays" und „Excursions of an Evolutionist". In seiner Schrift „The Destiny of Man in the Light of his Origin" (Boston 1884), welche die Quintessenz seiner Forschungen enthält, verwahrt er sich energisch gegen den in Amerika und auch sonstwo so stark verbreiteten Glauben, daß Darwin's Theorie den Atheismus befördere und bricht zum Schlusse auch eine Lanze für die Unsterblichkeitsidee. *)

In der „Concord School of Philosophy", einer seit 1879 bestehenden Organisation, haben die spekulativen Philosophen in Amerika eine Vereinigung gefunden, durch die sie das Land mit transcendentalen Ideen versehen wollen. Hauptleiter derselben ist der im sogenannten „Orchard House" zu Concord wohnende Dr. W. T. Harris, der Gründer und Redakteur der Vierteljahrsschrift „Journal of Speculative Philosophy". In diesem Hause, das früher Alcott's Eigenthum war und in dem dessen Tochter Louisa ihr berühmtes und viel gelesenes Werk „Little Women" schrieb, gaben sich jährlich die Philosophen verschiedener Richtungen ein kordiales Stelldichein und da die Zahl derselben allmählich für den zur Verfügung stehenden Raum zu groß wurde, so kauften sie die „Hillside Chapel", schmückten sie mit den Büsten Plato's, Pestalozzi's und Emerson's aus und halten nun dort jährlich ihre Tagsatzungen ab. Jeder der Vortragenden ist nur für seine individuelle Meinung verantwortlich; ein besonderes System wird nicht kultivirt, doch sind alle in der Bekämpfung des Materialismus ein Herz und eine Seele.

*) In der Neuzeit hat sich Fiske dem Studium der Geschichte Amerikas zugewandt.

Da alle Metaphyſiker der alten Schule ſind und da die meiſten dem geiſtlichen Stande angehören, oder doch wenigſtens Theologie ſtudirt haben, ſo iſt eine weitere Karakteriſtik dieſer Schule überflüſſig. Dort hält Frau Ednah D. Cheney Vorträge über Kunſt, Dr. Jones über Plato, Snider über Shakeſpeare, Harris über Hegel und Bronſon Alcott über Myſtik. Letzterer, dem der Kanadier G. Stewart eine leſenswerthe Broſchüre (Quebec 1880) gewidmet hat, iſt am 27. November 1779 zu Walcott in Connecticut geboren und hat ſich während des größten Theiles ſeines Lebens mit Predigen, Lehren und dem Löſen ethiſcher und ſozialer Probleme beſchäftigt. Mit der Brook-Farm-Bewegung ſympathiſirte er zwar, ſchloß ſich derſelben aber nicht an, ſondern zog es vor, auf einer eigenen Farm, die er „Fruitlands" nannte, ſeinen Traum vom menſchlichen Glücke zu träumen.

Nur wenige Geſinnungsgenoſſen ſchloſſen ſich ihm dort an; die ganze Geſellſchaft beſtand nur aus zehn Individuen, worunter fünf Kinder, und da Alle in der praktiſchen Lebenskunſt unerfahren waren, ſo machte dies Unternehmen ſchließlich ein eben ſolch trauriges Fiasko wie Brook Farm oder Ballou's Wagnis zu Mitford.

Von der Durchführbarkeit ſeiner ſozialiſtiſchen Ideen blieb Alcott übrigens nach wie vor ſo feſt überzeugt, wie George Ripley, der geiſtige Leiter von Brook Farm.*) Nach jener Epiſode widmete ſich Alcott dem Erziehungsfache und errichtete im Freimaurertempel zu Boſton eine Privatſchule, wobei ihm Margaret Fuller und Elizabeth

*) Siehe „Brook Farm und Margaret Fuller" von Karl Knortz. New-York 1886.

Peabody, die Verfasserin eines Werkes über den Fröbel'schen Kindergarten und einer Biographie des Unitariergeistlichen Channing, als Lehrerinnen zur Seite standen. Diese Schule, die auf den Prinzipien Pestalozzi's beruhte, ohne daß Alcott damals mit den Schriften dieses Pädagogen bekannt war, erregte großes Aufsehen, war aber, da man befürchtete, die Kinder würden darin zu geistigen Monstrositäten entwickelt, solchen erbitterten Angriffen ausgesetzt, daß sie der Gründer aufgeben und zur Bezahlung der dadurch gemachten Schulden seine Bibliothek verkaufen mußte. Die bereits erwähnte Peabody gab darüber die Schrift „The Record of a School" heraus und Harriet Martineau schrieb darüber ein Kapitel, das sie dem dritten Bande ihres Werkes „Society in America" einverleibte. Die in Fräulein Alcott's Buch „Little Men" erwähnte Plumfieldschule ist unstreitig die unglückliche Anstalt ihres Vaters.

Alcott bekämpfte die Sklaverei und das Schweinefleischessen, er schwärmte für das Frauenstimmrecht und überhaupt für solche Reformen, von denen er sich einen humanen Gewinn versprach. Nach seinem schulmeisterlichen Bankerott zog er sich nach Concord zurück und widmete sich dem Landbau, um stets im unmittelbaren Verkehre mit Mutter Natur zu sein. Wie sein Freund Thoreau, so grübelte er auch beim Graben und Schaufeln über philosophische Probleme nach und sah Poesie überall und in Allem. Auch zahlte er wie dieser keine Steuern und ließ sich deshalb mehrmals ins Gefängnis führen, dankte aber seinen Freunden nicht, als sie ihn wieder befreiten. Seine für den „Dial" geschriebenen „Orphic Sayings" trugen ihm den Namen eines Visionärs ein und

außerdem noch zahlreiche hämiſche Kritiken. James R. Lowell witzelt über ihn in ſeiner „Fable for Critics“:

„Yonder, calm as a cloud, Alcott stalks in a dream,
And fancies himself in the groves Academe,
With the Panthenon nigh and the olive trees o'er him,
And never a fact to perplex him or bore him.

When he talks he is great, but goes out like a taper,
If you shut him up closely with pen, ink and paper;
Yet his fingers itch for 'em from morning till night,
And he thinks he does wrong if he don't always write;
In this, as in all things, a saint among men,
He goes sure to death when he goes to rise pen.“

Bronſon Alcott iſt der Verfaſſer folgender Werke: „Conversations with Children on the Gospel“, 1836; „Tablets“, 1868; „Concord Days“, 1872; „Table Talk“, 1877; „New Connecticut, an Autobiographical Poem“, 1881; „Sonnets and Canzonets“, 1882 und „Emerson, an Estimate of his Character and Genius“, 1882.*)

An dem im Jahre 1867 gegründeten „Journal of Speculative Philosophy“ arbeiten die beſten Kräfte Amerika's bereitwillig mit und liefern Aufſätze über alle erdenklichen Geiſtesgrößen und deren Schöpfungen. Beſonders aber überſetzen ſie fleißig aus Kant, Hegel, Schelling, Fichte und Schopenhauer und bahnen dadurch eine geiſtige Wechſelwirkung zwiſchen Amerika und Deutſchland an. Hat doch auch ſogar der ſonſt ſo vorurtheilsvolle McCoſh ſeinen Schülern den Rath gegeben, zum Studium der Philoſophie nach Deutſchland zu gehen, ſich aber nach

*) Alcott ſtarb am 4. März 1888. Zwei Tage ſpäter ſtarb ſeine Tochter Luiſa.

er Rückkehr zu amerikanisiren. Was letzteres heißt, aus dem vorher über diesen Hamiltonianer Gesagten cht ersichtlich.

Als erfreuliches Zeichen der intellektuellen Thätigkeit r Amerikaner ist fernerhin der Umstand zu betrachten, ß Prof. G. S. Morris, der Verfasser einer trefflichen eberſetzung von Ueberweg's „Geschichte der Philosophie", dem Griggs'schen Verlage zu Chicago eine Sammlung n „German Philosophical Classics for English Readers d Students" erscheinen läßt. Dieselbe ist auf zehn bis ölf Bände berechnet und soll die Hauptwerke von Kant, ibniz, Hegel, Schelling und Fichte enthalten.

Kant, dem in England Coleridge und Hamilton den eg bahnten, wird allenthalben in Amerika als der nig der Philosophie gepriesen und überall ertönt es ch hier: „Zurück auf Kant!" Die Centennialfeier zur innerung an die Veröffentlichung der Vernunftkritik rde auch in Amerika festlich begangen und die bei ser Gelegenheit abgehaltenen Reden legten ein beredtes ugnis ab von der Hochachtung, in welcher der Königsger Philosoph dahier steht. Auch an Gelegenheitsriften, wie z. B. Dr. Jackson's „Seneca and Kant" ayton, Ohio 1881) fehlte es damals nicht.

Rowland G. Hazard (geboren 1801 zu South ngston, R. J.), ein reicher, zu Peace Dale auf Rhode land lebender Wollfabrikant, hat den Beweis geliefert, ß man ein geriebener, umsichtiger Geschäftsmann und gleich auch ein tief denkender Metaphysiker und zwar ne akademische Bildung genossen zu haben, sein und in iden Branchen Ausgezeichnetes leisten kann.

Hazard ist der Verfasser folgender Schriften: „Essay

on Languages“ 1835 (neue durch einige andere Aufsätze bereicherte Ausgabe, Boston 1867); „Our Resources“ (New-York 1868); „Finance and Hours of Labor“ (New-York 1868); „Freedom of Mind in Willing, addressed to John Stuart Mill“ (Boston 1869) und „Man a creative First Cause“ (Boston 1883). In allen diesen Werken, die theilweise auf Geschäftsreisen abgefaßt wurden, zeigt sich der Verfasser als Optimist und idealer Dualist. In nationalökonomischer Hinsicht huldigt er, ohne jemals den Adam Smith gelesen zu haben, dem Prinzipe des Freihandels und betreffs der Lehre von dem Willen, die ihn mehr als ein anderes metaphysisches Problem beschäftigt hat, spricht er sich entschieden zu Gunsten der Freiheit desselben aus, ohne übrigens den alten Beweisen für dieselben neue hinzuzufügen. Sein Aufsatz über die Sprache, der besonders seinem Freunde, dem Unitarierprediger Channing, gefiel, ist im Grunde nichts anderes, als eine etwas poetisch gefärbte Lektion in praktischer Logik. Seine Ansichten sind streng konservativ und gelegentlich auch etwas religiös angehaucht. Geo. P. Fisher hat Hazard's Schriften in der „North American Revue“ vom Oktober 1869 eine längere Betrachtung gewidmet.

Wer in Amerika gegen den Darwinismus schreibt und seiner Streitschrift nur einigermaßen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben vermag, kann sicher sein, daß er sich ein dankbares Publikum erobert, denn der Stockamerikaner hat vor jener Theorie heute noch solchen Respekt wie vor den Umsturzideen der Sozialisten. Trotzdem aber haben sich die Hauptlehren Darwins doch in einflußreichen Kreisen Bahn gebrochen und sogar einige Geistliche, wie z. B. Cook in Boston, dermaßen angesteckt,

daß ſie den Muth gefaßt haben, ſich öffentlich zum Dogma der Zuchtwahl zu bekennen, natürlich mit der Bedingung, daß ein allweiſer Gott den Verlauf derſelben geleitet habe. Den übrigen Brüdern in Chriſto war dies natürlich höchſt unangenehm; Cook konnten ſie leicht in ihren Kreiſen durch die Bemerkung unſchädlich machen, daß derſelbe ein notoriſcher Freigeiſt ſei, weßhalb er überhaupt in kirchlichen Dingen gar nicht mitzureden habe.

Alle Dunkelmänner begrüßten daher das Werk „The Problem of Human Life“ von A. Wilford Hall mit der aufrichtigſten Freude, denn nun, ſo glaubten ſie, ſeien jene Revolutionäre doch endlich einmal gründlich zum Schweigen gebracht. Von dem genannten Werke wurden bis zum Jahre 1880: 34,000 Exemplare verkauft, wenigſtens iſt ſo auf dem Titelblatte deſſelben zu leſen und von einem Exgeiſtlichen ſollte man doch erwarten, daß er der Wahrheit die Ehre gibt. Aber es ſind auch alle erdenklichen Hebel in Bewegung geſetzt worden, um den Abſatz dieſes Werkes zu befördern. Daß der Verfaſſer jahrelange Mühe an die Ausarbeitung deſſelben gewandt hat, iſt aus jeder Seite erſichtlich und er müßte kein Amerikaner ſein, wenn er nicht verſtanden hätte, auch den Lohn dieſer Arbeit in Geſtalt klingender Münze einzuheimſen.

Wilford Hall ſteht mit allen Koryphäen der modernen Naturwiſſenſchaften auf dem Kriegsfuß und tritt denſelben mit einer Selbſtüberſchätzung entgegen, wie man ſie außer bei Autodidakten nur noch bei Cavalieren aus Virginien antrifft. Die Schalltheorien eines Tyndall, Helmholtz und Mayer vernichtet er mit ſeinen wuchtigen, wiſſenſchaftlichen Keulenſchlägen ein für allemal; überhaupt ſpielt er allem Forſchen der Neuzeit gegenüber die Rolle einer

Katze, die eine Zeitlang zu ihrem Vergnügen mit einer Maus spielt und sie schließlich unbarmherzig zerfleischt. Auch läßt er sich gerne in Kirchenblättern als den gewaltigen Simson anpreisen, der da die Säulen aus der Halle der modernen Wissenschaft reißt, so daß alle gelehrten Philister auf einmal zerschmettert werden. Kurzum, das einzig wahre und klare Licht dieses Jahrhunderts hat Wilford Hall aus New-York angefacht und es zum Heile der Welt wahrlich nicht unter den Scheffel gestellt. Darwin wird dadurch zu seinem Selbstmörder gemacht, daß aus seinen verschiedenen Werken eine Anzahl Citate angeführt werden, die sich widersprechen, resp. widersprechen sollen. Die Darwin'sche Zuchtwahl wird als Betrug der gemeinsten Klasse dargestellt.

Wilford Hall gibt sich ordentliche Mühe, zu beweisen, daß das Weltall durch Substanzen ausgefüllt sei, die jedoch der Mensch infolge seiner mangelhaften Sinne nicht wahrnehmen könne; eine solche Substanz sei nun auch die Seele, die, da überhaupt nichts vergehe, unsterblich sei.

Mit diesen Bemerkungen lehnt er sich auf der einen Seite an Leibnitzens Monadentheorie und auf der andern an die Lehre der Spiritualisten an. Swedenborgianisch nun klingt seine Behauptung, daß der Mensch eigentlich zwei Körper, nämlich einen sichtbaren und einen unsichtbaren habe und daß der letztere die geistige Hülle des ersteren sei. Einen solchen Doppelkörper sollen auch die Thiere besitzen; an einer individuellen Unsterblichkeit aber läßt sie unser Philosoph nicht theilnehmen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Thier nur Instinkt, aber keine Vernunft besitzt. Diese Bemerkung genügt

igens ſchon allein, dem Verfaſſer einen Ehrenplatz er den vorſündflutlichen Naturforſchern anzuweiſen. ß das Thier einen Doppelkörper habe, beweiſt auch von Darwin angeführte Thatſache, daß dem Salander, dem ein Bein abgeſchnitten wird, wieder ein es anwächſt, das gerade wie das alte iſt; warum aber chſt aus der betreffenden Stelle nicht etwa ein Schwanz er ein Stiefelknecht? Einfach, weil ſich das neue Bein nau nach den unſichtbaren Umriſſen des geiſtigen Beines htet. Daß letztgenanntes Glied, das doch nach unſerm elehrten auch eine, allerdings nicht wahrnehmbare Subnz iſt, nicht mitabgeſchnitten wurde, iſt für ein kindhes Gemüth ebenſo unbegreiflich wie für den Verſtand r Verſtändigen.

Der Erfolg dieſes Buches beſtimmte den Verfaſſer 881 eine philoſophiſche Monatsſchrift unter dem Titel The Microcosm" herauszugeben und eine neue Auflage ines Erſtlingswerkes „Universalism against itself", das ſonders von den Methodiſten hoch geſchätzt wird, zu ranſtalten.

Da wo die Wiſſenſchaft frei iſt und ungehindert vorärts ſchreitet, befindet ſie ſich auch ſtets mit den religiöſen Dogmen im Konflikt. Die Religion entſpringt dem emüthe, dem es Bedürfnis iſt, ein Ohr zu wiſſen, das ne Klagen hört und ein Herz zu haben, das ſich des edrängten annimmt. Der Religionsbedürftige wünſcht ichen und Wunder; er verlangt eine Macht, welche m zu gefallen die Weltgeſetze beliebig abändert und ihm rſönliche Unſterblichkeit, verbunden mit dem Wiederjen der lieben Angehörigen nach dem Tode, gewährt. n ſolcher Menſch iſt ein Egoiſt reinſten Waſſers, denn

er macht sich zur Axe, um die sich die übrige Welt dreht. Sein Gott ist ein Fetisch, der durch Gebete und Geschenke bestochen werden kann. Der Verehrer der Wissenschaft hingegen beugt sich den Naturgesetzen und sucht dieselben zu ergründen.

Wissenschaft und Religion sind also zwei unversöhnliche Faktoren; wo Knak herrscht, steht Kopernikus als Träumer da, und wo man Darwin, Moleschott oder Vogt verehrt, singt man keine altchristlichen Kernlieder von Nägelschrunden und Speerschlitzwunden. Alle Versuche, jene Gegensätze zu verbinden, sind daher bis jetzt fehlgeschlagen. Die deutschen Schriften von Strohecker, G. Jäger, Zollmann und die Menzel'sche Kapuzinade „Kritik des modernen Zeitbewußtseins" haben jenen Abgrund nicht überbrücken können, sondern ihn vielmehr erweitert.

Auch in Amerika hat man zahlreiche derartige Versuche gemacht und wird dieselben auch noch eine Zeitlang wiederholen; denn der Einfluß der Geistlichkeit auf die ersten Colleges und Universitäten ist ein größerer als man denkt und im Interesse der Wissenschaft wünscht. Staat und Kirche sind zwar hier gesetzlich von einander getrennt, aber der Einfluß der letzteren auf die öffentlichen Angelegenheiten ist dadurch ein viel ausgedehnterer geworden, daß sie es wohl gelernt hat, mit den vorhandenen Verhältnissen zu rechnen. Es gibt keine amerikanische Universität, welche nicht mehr oder weniger unter der Diktatur der Geistlichkeit steht. Wirkliche Lehrfreiheit ist also im Lande der politischen Freiheit noch nicht zur Anerkennung gekommen und derjenige Professor der Philosophie oder Naturgeschichte, der da wagt, Darwin zu verehren und der es nicht fertig bringen kann, die Lehren der Geo-

ie mit dem biblischen Schöpfungsbericht in Einklang bringen, muß sich bald den deutlichen Wink gefallen sen, daß der Annahme seiner Resignation nichts im ge steht.

Haben denn nicht James McCosh, Chadbourne, ields, und viele Andere die Harmonie der Wissenschaft t der Bibel in dickleibigen Büchern klar und deutlich einander gesetzt? Agassiz war doch auch ein gewaltiger turforscher, der da in der neuen Welt seinen herüberbrachten Materialismus ablegte, Darwin bekämpfte und ißig in die Kirche ging.

Auch Professor Joseph Le Conte ist ein eifriger d aufrichtiger Christ und unterrichtet eine Klasse in ier Sonntagsschule seines californischen Wohnortes; aus ser Thätigkeit ist dann das Buch „Religion and Science" ew-York 1873; neue Ausgabe 1880) hervorgegangen. soll dieses das Verhältnis der natürlichen zur offenrten Religion nachweisen; dabei fürchtet er jedoch mit cht, daß er weder den Theologen noch den Naturhistoer befriedige, wie es denn überhaupt stets eine undankre Sache ist, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Das ch ist klar und anziehend geschrieben und enthält sicherj das unverfälschte religiös-wissenschaftliche Glaubenskenntnis des Verfassers.

Die Grundursache alles „Seienden" ist Gott, dessen istenz übrigens nicht bewiesen werden könne, und die erhaupt auch keines Beweises bedürfe. Le Conte steht o in dieser Hinsicht auf der Stufe der Kehr'schen leitung für den Konfirmandenunterricht, in der es ßt, daß Jeder, der Gott im Herzen trage, jedes dern Beweises entbehren könne. Der individuellen Ueber-

zeugung Gemeingültigkeit zuzuschreiben, heißt denn doch über das Maß der Bescheidenheit hinausgehen und sich in den Geruch der Unfehlbarkeit setzen. Dieser Gott Le Conte's ist zugleich eine allwaltende, allwissende, heilige und gütige Persönlichkeit, als welche sie sich im Leben der Nationen wie der Natur täglich manifestirt. Nur die Thoren sagen, es gäbe keinen solchen Gott. Wir sehen also, daß Le Conte, der Naturforscher, nach vielem Grübeln zu derselben Gottesanschauung gelangt ist, wie Heinrich Lang, der verstorbene Fortschrittstheolog der Schweiz.

Wenn wir uns in den Anblick dieses Gottes versenken, so geht es uns wie Dante beim Anschauen seiner Beatrice; wir werden von einem Himmel zum andern geführt. Wir sollen nicht allein der Wahrheit nachstreben, sondern uns auch in den Besitz derselben setzen. Lessing sieht bekanntlich die Aufgabe der Menschen im beständigen Vorwärtsstreben, und Malebranche sagt irgendwo: „Wenn ich die Wahrheit wie einen Vogel gefangen hielt, so würde ich sie freilassen, um sie wieder erjagen zu können". Doch dies erinnert zu sehr an die Fuchsjagden Alten-englands. Alle Räthsel wird der Mensch so wie so niemals lösen; denn glaubt er, mit einem glücklich fertig geworden zu sein, so bietet sich ihm bereits wieder ein anderes, bisher ungeahntes dar. Müssig aber dürfen wir die Hände nicht in den Schooß legen; wenn auch die Wahrheit ein saurer, unerreichbarer Hesperidenapfel sein mag, so ist das Springen darnach doch eine gesunde Uebung. Beständiges Forschen ist die Aufgabe der Menschheit; dasselbe möge scheinbar auch eine Danaidenarbeit sein, einige Tropfen aber bleiben doch stets am Siebe des Schöpfenden hängen.

Da Le Conte faſt ſtets von falſchen Prämiſſen aus-
ht, iſt es kein Wunder, daß er gegen Ende des Buches
Reſultaten gelangt, denen der oben erwähnte Paſtor
ng doch ſeine Zuſtimmung verſagt hätte. Der ameri-
niſche Profeſſor hat ſich übrigens bei der Darſtellung
iner Gottesanſchauung Spielraum genug gelaſſen, um die-
lbe mit den Dogmen irgend einer Sekte in Einklang zu
ingen.

Profeſſor Joſeph Le Conte entſtammt einer alten
ugenottenfamilie, die im 17. Jahrhundert nach Amerika
swanderte. Er iſt am 26. Februar 1823 in Liberty
ounty, Georgia, geboren, ſtudirte in New-York Medizin
id nachdem er mehrere Jahre als Arzt in Macon prak-
zirt hatte, ging er nach Cambridge, um ſich unter
gaſſiz dem Studium der Naturgeſchichte zu widmen.
ls im Jahre 1862 der Süden alle waffenfähigen Männer,
e über 18 Jahre alt waren, zur Vertheidigung des
avenhaltenden Sonderbundes ins Feld rief, ging das
ollege in Südcarolina, an dem inzwiſchen Le Conte
rofeſſor der Theologie und Naturgeſchichte geworden
ar, aus Mangel an Studenten ein und als der Krieg
rüber war, hatte Le Conte auch ſein ganzes, bedeutendes
ermögen eingebüßt. 1868 nahm er die Stelle als Pro-
ſor der Geologie an der Univerſität von Californien an
d dieſelbe bekleidet er heute noch.

Seit jener Zeit entfaltete er eine außerordentliche
jätigkeit und ſchrieb eine große Anzahl von Aufſätzen
d Broſchüren, wovon die Januarnummer 1878 des
'opular Science Monthly" ein ausführliches Verzeichnis
ferte. Sein Hauptwerk, die Frucht fünfundzwanzig-
hrigen Fleißes und Erfahrung, iſt der ſtattliche reich

illustrirte Oktavband „Elements of Geology", der 1879 zu New-York im Appletonschen Verlage erschien.

1881 ließ Le Conte zu New-York in demselben Verlage „Light: an Exposition of the Principles of Monocular and Binocular Vision" erscheinen. In diesem Buche behandelt er einen Gegenstand, mit dem er sich seit Jahren mit großer Vorliebe beschäftigt hat; sein Bestreben, populär zu sein, muß ihm hier desto höher angerechnet werden, als das große Helmholtz'sche Werk, welches dasselbe Thema behandelt, nur den speziellen Fachgelehrten verständlich und genießbar ist.

Auch der verstorbene Paul A. Chadbourne hat sich mühsam abgequält, die Lehren der Naturwissenschaft mit der Bibel in Einklang zu bringen und zu diesem Zwecke verschiedene Werke veröffentlicht, die zwar auf die Schlichtung jenes Streites keinen merklichen Einfluß ausgeübt, aber doch eine große Verbreitung gefunden haben. Seine „Lectures on Natural Theology" liegen uns in der siebenten Auflage (New-York 1880) vor. Darin sucht er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den endgültigen Beweis zu liefern, daß sich in dem Leben der Natur solche planmäßige Weisheit manifestire, die unbedingt einen allweisen und allgütigen Leiter voraussetzen lasse, dessen nähere Bekanntschaft wir nur in der Bibel machen. Letztere bildet mithin das ergänzende Seitenstück zur Natur. Der Mensch hat religiöse Anlagen und deshalb sagt ihm weder der Aberglaube, noch viel weniger der Atheismus zu. Wer jene Anlage in Abrede stellt, ist nach Chadbourne mit der Geschichte der Menschheit nicht vertraut.

Wir befinden uns in der Welt wie Kinder in einem

rlichen Palaſte, der da Alles enthält, was zur Exiſtenz
:hig iſt. Nun beſchäftigt uns die Frage nach dem Er-
ıer deſſelben, ohne daß wir ſie genügend beantworten
ınen. Da iſt uns jedoch ein Buch überliefert worden,
ɜ uns über jenen Baumeiſter und die Entſtehung jenes
ılaſtes Aufſchlüſſe gibt, und wenn wir dann uns ferner
erzeugen, daß gewiſſe handgreifliche und hiſtoriſche Thatſachen mit dieſen Aufſchlüſſen genau übereinſtimmen, ſo
der Beweis geliefert, daß Bibel und Natur aus einer
d derſelben Quelle ſtammen. Die Natur erweckt das
:giöſe Gefühl, aber ſie befriedigt es nicht.

Chadbourne beſitzt keine tiefe philoſophiſche Bildung
d geht daher bei ſeiner Beweisführung ſtets von Präſſen aus, die man längſt in die Rumpelkammer der
erwundenen Standpunkte geworfen hat. Sein Buch iſt
ı Grunde genommen nichts anderes, als eine lange
redigt über die Worte des Pſalmiſten: „Herr, wie ſind
ine Werke ſo groß und viel, du haſt ſie Alle weislich
ordnet und die Erde iſt voll deiner Güte!“

Darwin's Verdienſte um die Naturwiſſenſchaft erınnt Chadbourne bereitwilligſt an; von ſeinen Schlußlgerungen aber will er nichts wiſſen. Der naturwiſſenıaftliche Unterricht ſoll zu Gott, nicht aber von ihm
ıführen. Dieſelben Ideen vertritt er auch in ſeinen zwei
ıdern Schriften „Lectures on Natural History“ (New-York
360) und „Strength of Men and Stability of Nations“
benda 1877).

Chadbourne's Hauptwerk iſt jedoch das aus Vorjungen beſtehende, lesbare Werk „Instinct: its Office in
e Animal Kingdom and its Relation to the Higher
›wers in Man“ (New-York 1872). Er betritt darin ein

Gebiet, auf dem sich die Naturforscher und Philosphen schon vielfach herumgestritten haben, ohne jedoch einig geworden zu sein. Die radikalen Naturforscher unserer Zeit, besonders aber die Specialisten, wollen überhaupt nichts mehr von dem Begriffe „Instinkt" wissen.

Nach dem englischen Philosophen Paley, dem Chadbourne stets so gerne folgt, ist der Instinkt eine von Erfahrung und Belehrung unabhängige Eigenschaft, und nach Hamilton ist er ein Trieb, der blindlings eine vernünftige That hervorbringe. Nach der herkömmlichen Erklärung bezeichnet man mit dem Ausdruck Instinkt die natürliche Tendenz nach dem, was der Natur konvenirt oder, wie die Schulphilosophen zu sagen pflegen, den appetitus naturalis; im Allgemeinen jedoch kann man den Goethe'schen Ausspruch, „wo Begriffe fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" hier in Anwendung bringen. Chadbourne ist nun mit keiner der bisherigen Erklärungen zufrieden, doch gelingt es ihm nicht, eine Scheidelinie zwischen Instinkt und Ueberlegung zu ziehen.

Das Wort „Instinkt" wird oft auf solche Handlungen der Thiere angewandt, die noch nicht genügend erklärt worden sind. Je energischer also die Spezialstudien in dieser Hinsicht betrieben werden, desto eher wird jenes ohnehin schon in Mißkredit gekommene Wort aus dem Gebrauch verschwinden. Und solcher Spezialstudien hat auch Amerika bis jetzt schon eine ganz beträchtliche Anzahl aufzuweisen, worunter Dr. Stiebeling's „Ueber den Instinkt des Huhns und der Ente" (New-York 1872), L. H. Morgan's „The American Beaver and his Works" (Philadelphia 1868), Caton's „The Antelope and Deer of America" (Boston 1877) und McCook's

Abhandlungen über die Ameisen rühmlichst hervorzuheben sind.

Wenn auch die liberale Theologie oft vermittelst logischer Bocksprünge den Versuch gemacht hat, Religion und Wissenschaft zu versöhnen und dadurch weder positive Resultate erzielt, noch beide Parteien befriedigt hat, so muß man ihr doch das Verdienst ungeschmälert lassen, daß sie wenigstens das Recht der freien Forschung anerkannt und der starren Orthodoxie männlich den Krieg erklärt hat. Jedes derartige Vorgehen muß immerhin als ein civilisatorisches Verdienst angesehen werden und in dieser Hinsicht kann man also die „Cambridge University School" als Bahnbrecherin des freien Gedankens in Amerika bezeichnen. Tom Paine war den Amerikanern zu sehr Autodidakt und Rationalist; auch steckten dieselben früher alle noch zu fest in den Fesseln der blinden Gläubigkeit, so daß jener Prophet also leicht mit dem brandmarkenden Prädikate „Infidel" abgefertigt werden konnte. Anders war dies der Fall bei William Ellerly Channing, dem Apostel der Unitarier, dem wenigstens kein Feind eine innige Frömmigkeit, sowie einen gottseligen Lebenswandel abstreiten konnte.

Channing, dessen Biographie nichts Außerordentliches bietet, wurde am 7. April 1780 in dem an historischen Reminiscenzen reichen Newport auf Rhode Island geboren; dort wurde er auch vorbereitet für Harvard College, auf dem er, da damals noch jeder Lehrgegenstand obligatorisch war, mit Vorliebe Sprachen, Literatur, Philosophie und Rhetorik trieb. Ehe er sich nun einem Specialstudium widmete, nahm er, da er über geringe Geldmittel verfügte, eine Hauslehrerstelle bei einem reichen Virginier

an und hatte so Gelegenheit, das Leben der Sklaven praktisch kennen zu lernen, was ihm späterhin, als er sich an der Agitation zur Befreiung derselben betheiligte, sehr zu statten kam. Nach einem zwanzigmonatlichen Aufenthalt im Süden studirte er in Cambridge Theologie und nahm im Jahre 1803 die Predigerstelle an einer Kirche in der Federalstraße in Boston an. Da die betreffende Gemeinde ein eigenes Pfarrhaus besaß, so lud er seine verwittwete Mutter, die er schon auf Kosten seiner Gesundheit vom Süden aus pekuniär unterstützt hatte, nebst seinen Geschwistern zu sich ein. Anfangs waren Channing's Reden noch in gemäßigtem orthodoxen Stile gehalten; allmählig aber befreite er sich von dem ihm seit seiner Kindheit anklebenden Calvinismus und fing an, einen Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfragen in der Religion zu machen. Seine im „Christian Disciple" veröffentlichten Aufsätze, in denen er unter Anderem auch den historischen Glaubensbekenntnissen den Krieg und sie für einen Krebsschaden des wahren Christenthums erklärte, riefen zahlreiche Repliken hervor, die aber der Verbreitung freierer Ansichten gewaltig Vorschub leisteten. Der Unitarianismus, für den damals in Cambridge Ware und Norton, in Boston außer Channing Thatcher, in New Bedford Dewey, in Worcester Bancroft, in Baltimore Sparks und in Philadelphia Furneß wirkten, brach sich gewaltig Bahn und den einmal ins Rollen gebrachten Ball vermochte kein von feindlicher Seite geworfener Stein mehr aufzuhalten.

Channing verheirathete sich 1814 und da ihm seine Braut eine nicht unbedeutende Mitgift mitbrachte, so besserten sich seine ökonomischen Verhältnisse wenigstens soweit,

daß er sich nun einer größeren Unabhängigkeit gegen die Außenwelt erfreuen konnte. Sein Gesundheitszustand war nie vom Besten und mehrmals suchte er Hülfe in fremden Ländern. So ging er 1822 auf ein Jahr nach Europa und 1830 hielt er sich längere Zeit auf den westindischen Inseln auf, ohne jedoch anhaltende Besserung zu erzielen. Da ihm seine Gemeinde einen fähigen Hülfsprediger beigegeben hatte, so konnte er sich nun mehr allgemeinen Humanitätsbestrebungen widmen und sozusagen die ganze Menschheit als seine Gemeinde betrachten. Späterhin zog Channing nach Newport. Er starb im Oktober 1842.

In seinen religiösen Reden zeigt er sich überall als ernster, ruhiger Optimist. Bunsen sagt in seinem Buche: „Gott in der Geschichte" über ihn, daß er ein Christ wie ein Apostel gewesen sei und der französische Katholik Lavalle nennt ihn in einem von dem edelsten Enthusiasmus beseelten Buche den „Fénelon Amerika's", an dem er nur das auszusetzen habe, daß er kein Katholik sei. Laboulaye übersetzte Channing's Reden theilweise ins Französische, Bracciforti ins Italienische und Sydow und Schulze ins Deutsche.

Von der reichhaltigen amerikanischen Channing-Literatur führen wir nur folgende Werke an. „The Works of William Channing." New and complete edition. Boston, 1880. — „Channing's Life", by his Nephew, William Henry Channing. Boston, 1880. — „William Ellerly Channing. A Centennial Memory." By Charles T. Brooks. Boston, 1880. — „Reminiscences of W. E. Channing." By Elizabeth Palmer Peabody. Boston, 1880. — „Celebration of the one-hundreth Aniversary of the Birth-Day of W. E. Channing." Boston, 1880. — „Swedenborg

and Channing." By B. F. Barett. Philadelphia, 1879. — W. E. Channing. A Discourse by Henry W. Bellows. New-York, 1880.

Theodore Parker, der fortschrittlich gesinnte Theologe Neuenglands, dessen Werke von Dr. Johannes Ziethen ins Deutsche übertragen wurden (Leipzig 1854—55, 4 Bde.), hat uns in seiner Schrift „Experience as a Minister" (London 1859) seine Erfahrungen als Bahnbrecher der religiösen Freiheit geschildert und auch zugleich darin sein religiöses Glaubensbekenntnis kurz und klar dargelegt. Diese Schrift richtete der damals zu Frederickstadt auf Santa Cruz weilende, an der Schwindsucht leidende Geistliche an seine Gemeinde in Boston, die unter dem Namen der zweiten Congregationalisten-Gemeinde bekannt war, deren Mitglieder aber ebensowenig mit den abgestandenen Lehren dieser Sekte zu thun hatten, wie ihr geistiger Führer, weshalb auch Dr. Dexter in Boston desselben in seiner Schrift über den Congregationalismus mit keinem Worte gedenkt. Parker, der 1810 als Sohn eines armen Landmannes zu Lexington in Massachusetts geboren wurde und der sich durch mühevolle Schulmeisterei die Mittel zum Studium der Theologie erarbeitet hatte, erzählt in der genannten Schrift, daß es von Jugend auf sein Bestreben gewesen sei, die Wahrheit, wie er sie erkannt und erkämpft habe, ohne Menschenfurcht zu reden und zu schreiben. Und daß er diesen Vorsatz ausgeführt hat, darüber sind Freund wie Feind einig. Mit dem Gotte des Zorns und den ewigen Höllenstrafen — dem Goliath der Theologen, wie er ihn nennt — hatte er schon frühe gebrochen und auch die Dreieinigkeitslehre aufgegeben; als er in die theologische Schule der Unitarier zu Boston

eintrat, hatte er auch den Wunderglauben, sowie die Unfehlbarkeit der Bibel in die Rumpelkammer veralteter Ansichten geworfen. Seine Professoren spielten die Toleranten und Freisinnigen und vertheidigten das Recht der freien Forschung.

Als Parker nach Beendigung seiner Studien eine kleine Gemeinde zu Roxbury als Prediger bediente (1837), wehte ein äußerst liberaler Wind durch die Neuenglandstaaten; Horace Mann trat als Reformator des öffentlichen Schulwesens auf; Channing stand in der Blüthe seiner Kraft und deutsche Literatur und Philosophie hatten hauptsächlich durch Carlyle's Werke in Amerika eifrige Verehrer und Verehrerinnen gefunden. Als nun aber auch das Hauptwerk des David Strauß, sowie die kritischen Schriften der Tübinger Schule in Amerika Eingang fanden und fleißig studirt wurden, so daß also der christlichen Dogmatik der Untergang drohte, da kehrten auf einmal doch die Beschränkten der Unitarier ihre wahre Seite heraus; Princeton und Cambridge wurden wieder Freunde und die Reaktion trieb wieder ihre lichtscheuen Blüthen. Der freien Forschung wurde der Krieg sowohl von Unitariern wie von Trinitariern erklärt und der Hauptautor der ersteren, nämlich Dr. Norton, nennt alle deutschen Schriftsteller demoralisirende Atheisten.

Parker ließ sich jedoch in seinen Studien und Ansichten nicht im Geringsten beirren; mit besonderer Vorliebe kultivirte er die deutsche theologische Literatur und pflegte zu sagen, daß Deutschland das einzige Land der Erde sei, in dem man die Theologie als Wissenschaft ansehe und betreibe. Als er 1841 bei Gelegenheit der Ordination eines jungen Geistlichen eine Rede über das

Vergängliche und Bleibende im Christenthum hielt, da nannten ihn seine frommen Kollegen nur noch den Ungläubigen und Atheisten und zogen sich von allem Verkehr mit ihm zurück; wenn sie ihm zufällig auf der Straße begegneten, so wichen sie ihm ängstlich wie dem leibhaftigen Gottseibeiuns aus. Als nun Parker jene anstößige Rede durch den Druck veröffentlichen wollte, hatte wahrhaftig kein Bostoner Verleger Muth genug, seinen Namen auf das Titelblatt setzen zu lassen. Gedruckt wurde jene Rede aber doch und natürlich auch heftig von allen Seiten angegriffen. Man suchte sogar seine Stellung zu unterminiren, aber der wackere Parker ging muthig voran, hatte er doch eine Anzahl treuer und zuverlässiger Freunde gefunden. Dieselben verschafften ihm dann auch einen unabhängigen Wirkungskreis in Boston, wo er jahrelang durch seine zündenden und erfrischenden Reden Sonntags die große Musikhalle mit Zuhörern füllte. Vor Antritt dieses Amtes hatte er sich zwei Jahre in Europa aufgehalten und durch eifriges Studium seinen geistigen Horizont erweitert.

Parkers Werke erschienen 1863 zu London in zwölf Bänden und ein Jahr darnach ließ John Weiß zu Boston Parker's Biographie nebst Korrespondenz in zwei Bänden erscheinen. In seinen Schriften, die aus freireligiösen Betrachtungen und geistreichen Kritiken bestehen, bekämpft er das Buchstabenchristenthum mit einer Schärfe, Unerschrockenheit und Offenheit, wie man sie in Amerika seit Payne's Auftreten nicht mehr gewohnt war; in edler, wohlgefeilter Sprache vertritt er seine Ansichten und kümmert sich nicht darum, wie oft er dabei in Wespennester sticht. Das Christenthum der Kirche, sagt er, ist

in gar armſelig Ding und nicht viel beſſer als das Heidenthum. Von großem Intereſſe iſt auch ſein an S. C. Fulton's engliſche Ueberſetzung von Menzel's Literaturgeſchichte geknüpfter Aufſatz über die deutſche Literatur, in dem er dem Nativismus ſeiner Landsleute arg zu Leibe geht. Damals ging nämlich die Klage, daß ſich einige amerikaniſche Frauen in Neuengland ſo weit vergeſſen hatten, nur die Produkte deutſcher Klaſſiker zu bewundern; es ſei eine deutſche Epidemie ausgebrochen und dieſelbe habe bereits die Profeſſoren und Theologen ergriffen. Parker, der auch, wenn es nöthig iſt, ſarkaſtiſch ſein kann, wundert ſich nur, daß man die deutſche Literatur beim Landen auf amerikaniſchem Boden nicht gleich ergriffen und in den ſalzigen Ocean zurückgeſchleudert habe; aber während dem die Hüter der Moral geſchlafen hätten, ſei der Feind gekommen und die amerikaniſchen Jünglinge und Jungfrauen hätten den deutſchen Lotus verehrt. Nun bricht er eine gewaltige Lanze für deutſche Literatur und Philoſophie, die ihm gleichbedeutend mit Religion ſind und zeigt an zahlreichen Beiſpielen, daß die Deutſchen nicht, wie die Knownothings so oft in die Welt poſaunen, lauter Ungläubige, Tabackraucher, Wolkenſchwärmer und Wörterbüchermacher ſeien. Er nennt die deutſche Literatur triumphirend die ſchönſte, reichſte, friſcheſte, urſprünglichſte und religiöſeſte der Neuzeit. England, ſagt er, bildet ſich viel ein auf ſeine klaſſiſchen Studien; aber die Männer, welche tadelloſe Ausgaben der römiſchen und griechiſchen Schriftſteller veranſtalten und ſie mit ſcharfſinnigen Erläuterungen verſehen, ſind Deutſche. So weiſt er die Ueberlegenheit der deutſchen Wiſſenſchaft auf allen Gebieten mit ſichtlicher Befriedigung nach.

Großen Anstoß erregte Parker auch noch durch eine gewaltige, gegen den verknöcherten Demagogen Daniel Webster gerichtete Rede; letzterer hatte nämlich seine glänzende Rednergabe den südlichen Sklavenbesitzern verkauft und das berüchtigte Sklavenfanggesetz energisch befürwortet. Parker hingegen war ein Abolitionist vom reinsten Wasser; mit jedem Nothleidenden sympathisirte er, auch schwärmte er für die gesetzliche Gleichstellung der beiden Geschlechter. Seine lichtvollen Reden waren besonders vor 30 Jahren auf allen Kanzeln deutschkatholischer Prediger in Deutschland zu hören; der Vielschreiber Heribert Rau beutete sie besonders schriftstellerisch aus.

Parker starb im Jahre 1860. Außer Weiß hat auch der freisinnige Theologe Frothingham eine Lebensbeschreibung von ihm verfaßt.

James Freeman Clarke, den wir später ausführlich besprechen werden, und Samuel Johnson sind die einzigen bedeutenden Theologen, welche das umfangreiche und höchst interessante Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte erfolgreich kultivirt haben. Ersterer, ein vielschreibender, populärer Unitarier-Geistlicher, war zwar nur ein Kompilator, aber ein sehr geschickter, der es auch zugleich verstand, seine Schriften unter die Masse zu bringen, für die sie ja auch alle ursprünglich bestimmt waren. Johnson hingegen, der am 19. Februar 1882 starb, war weniger fruchtbar, dafür aber ein achtunggebietender Originalforscher, dessen drei große Bände über die Religionen Chinas, Indiens und Persiens in den Kreisen der Sachverständigen die günstigste Aufnahme fanden.

Samuel Johnson wurde am 10. Oktober 1822 zu Salem, in Massachusetts, geboren. Nachdem er vom

ard College graduirt worden war, wandte er sich
Studium der Theologie zu, und schloß sich nach
digung desselben dem freisinnigen Theodore Parker,
dem dieser damals bei den konservativen Unitariern
n seines radikalen Vorgehens in allen öffentlichen
en in Mißkredit gerathen war, an, und bestieg auch
mals für ihn die Kanzel. Auch führte Parker das
Johnson kompilirte „Book of Hymns“ in seiner Ge-
de ein.

Johnson predigte sehr häufig über brennende Fragen
Gegenwart und zog zum Aerger mehrerer einfluß-
er Zuhörer häufig die Politik in den Bereich seiner
n. Heute würde ein derartiges Auftreten schon weniger
oß erregen, da sich die frommen Kirchenleute durch
Vorgehen der Geistlichen vom Schlag Henry Ward
hers allmälig daran gewöhnt haben; damals aber
bte man noch, auf die Kanzel gehöre blos Religion,
keine Politik.

Im Jahre 1853 wurde Johnson zum Prediger einer
innigen Gemeinde zu Lynn in Massachusetts gewählt.
iniren ließ er sich nicht; auch theilte er keine Sakra-
te aus. Unter Religion verstand er einfach: Wahr-
, Freiheit, Rechtschaffenheit, Aufklärung und Liebe.
e Predigerstelle bekleidete Johnson siebenzehn Jahre
und blieb während dieser Zeit in seiner Heimat
m wohnen. Er agitirte eifrig für die Befreiung der
wen und die Gleichberechtigung der Frauen; auch
eb er eine Reihe wohlgefeilter Abhandlungen für die
henschrift „The Radical“. Er war ein tüchtiger Kenner
Philosophie Deutschlands und interessirte sich besonders
die rationalistischen Bestrebungen auf dem Gebiete

der Theologie. In ſeinen Mußeſtunden arbeitete er anſtrengend an dem großartig angelegten Werke „Oriental Religions and their Relations to Universal Religion“. Der erſte Band deſſelben, welcher Indien behandelte, erſchien 1872 in Boſton; der zweite, China gewidmet, ebendaſelbſt 1877. Ein dritter Band, welcher die Religionsgeſchichte Perſiens behandelt, erſchien nach dem Tode des Verfaſſers. In dieſen ſtarken Oktav-Bänden aber ſpricht er nicht allein über die Religionsſyſteme der betreffenden Länder, ſondern er bringt darin auch gehaltreiche, auf ſorgfältigen Quellenſtudien beruhende Abhandlungen über die Regierungsformen, das Schulweſen und das ſociale Leben der Indier, Chineſen und Perſer. Gerade Johnſon, der nie und nirgends die durch Secten-Vorurtheile getrübte Brille benutzte, war der Mann, dem orientaliſchen Religionsweſen eine unparteiiſche Behandlung widerfahren zu laſſen. Er war der Erſte, welcher inſofern die Darwin'ſche Theorie auf ſeine ſpecielle Wiſſenſchaft anwandte, als er nachwies, daß auch in der Religion dem Beſſeren, welches zu gleicher Zeit das Stärkere ſei, das Schlechtere weichen müſſe. In der Religion irgend einer Nation ſieht er nur das Ringen der Menſchheit nach einer reineren, von allem Irr- und Aberglauben freien Humanität; indem er nun Buddha, Jeſus und Confucius mit einander vergleicht, kommt er — zum Schrecken aller Chriſten! — zu der Ueberzeugung, daß Letzterem, als Lehrer und Veredler der Menſchheit, der Vorzug gebühre. Daß ihm die orthodoxen Verkündiger des Evangeliums deshalb gern Etwas am Zeuge zu flicken und ſeinen Einfluß zu untergraben ſuchten, bedarf weiter keiner Erwähnung. Auch ſpielten ihm die Politiker, welche ſich

gern die Vorurtheile des Pöbels zu Nutze machen, wegen seiner allerdings befremdenden und dabei von ihm höchst ungenügend begründeten Ansicht, daß die Einwanderung der Chinesen eine Wohlthat für die Vereinigten Staaten sei, manchmal gar übel mit. So hatte er Feinde ringsum, an seinen Ansichten aber hielt er trotzdem fest.

Johnson war niemals verheirathet. Als im Jahre 1876 sein Vater starb, zog er auf eine bei North Andover gelegene und seiner Familie gehörende Farm und predigte nur noch gelegentlich. Seine „Lectures, Essays and Sermons" gab sein langjähriger Freund, Samuel Longfellow, 1883 zu Boston heraus.

Emerſon — Thoreau.

Jeder Neuengländer, der den Nachweis zu li
vermag, daß ſeine Vorfahren mit der „Mayflower“
England kamen oder daß ſie wenigſtens zu den e
puritaniſchen Pionieren gehörten, dünkt ſich den gem
lichen Sterblichen gegenüber als ein vom Schickſal
ſonders begünſtigtes Individuum. Haben nun aber
Vorfahren dem geiſtlichen Stande angehört und durch ſe
ſtelleriſche Wirkſamkeit geglänzt, ſo glauben ihre
kommen zu dem Privilegium berechtigt zu ſein, ſich
auserwählteſten Glückskindern, denen alle Welt unbe
Achtung ſchuldet, zuzuzählen. Ein ſolches Glückskind
neuengliſcher Anſchauung war nun der am 25. Mai
zu Boſton geborene Ralph Waldo Emerſon, d
Voreltern acht Generationen hindurch dem geiſtl
Stande gründlich gebildete und fortſchrittlich geſinnte
glieder geliefert hatten. Auch Emerſon's Vater wa
Geiſtlicher; er ſtarb, als Waldo acht Jahre alt war
hinterließ fünf Söhne, deren Erziehung nun ſeiner Wi
einer praktiſchen, tüchtigen Hausfrau, ſowie ſeiner Sc
gerin Mary Emerſon, einer gebildeten, beſonders in

etaphyſik bewanderten alten Jungfer, anheimfiel. Die ißerſte Sparſamkeit mußte kultivirt werden und als der nge Emerſon, der ein leidenſchaftlicher Leſer war, einſt nen Roman aus einer Leihbibliothek geholt und für den ſten Band ſechs Cents entrichtet hatte, wurde ihm eine erartige Lektion über die Nothwendigkeit des Sparens ctheilt, daß er es unterließ, ſich die andern Bände u leihen.

Im 14. Jahre trat Ralph Waldo Emerſon, nachdem r durch Privatunterricht genügend vorbereitet worden var, in das Harvard College ein und hatte Edward Everett, George Ticknor und mehrere andere Jünglinge, ie ſpäterhin im amerikaniſchen Leben eine einflußreiche Rolle ſpielten, zu ſeinen Schulkameraden. Er war ſehr ur Einſamkeit geneigt; mit Vorliebe ſtudierte er Griechiſch nd die altengliſchen Dichter und Dramatiker; der Mathe- matik und Naturgeſchichte jedoch konnte er keinen Geſchmack bgewinnen und iſt in dieſen Disciplinen auch Zeit ſeines ebens ein Stümper geblieben. Späterhin vertiefte er ich in Plato, Montaigne und Pascal. Von Montaigne's Werken pflegte er ſpäter zu ſagen, daß es ihm vorkomme, ls habe er ſie ſelber in einem frühern Leben geſchrieben nd für Pascal ſchwärmte er ſo ſehr, daß er deſſen „Pensées" ogar mit in die Kirche nahm.

1823 fing Emerſon das Studium der Theologie an nd nahm jede Gelegenheit wahr, Channing's Kanzelreden u hören. Er war ein ſolcher Bücherwurm, daß man nicht mit Unrecht befürchtete, er würde ſein Augenlicht einbüßen. Man erließ ihm die theologiſche Prüfung. „Hätten ſie mich geprüft," ſagte er ſpäter, „ſo wäre ich ſicherlich nie zum Predigeramt zugelaſſen worden."

Sein Bruder William, der eine zeitlang eine Privatschule gehalten hatte, war nach Deutschland gegangen, um ebenfalls Theologie zu studiren. Er gerieth jedoch in ein solches Labyrinth von Zweifeln, daß er sich vertrauensvoll an Goethe wandte und denselben um seinen väterlichen Rath bat. Derselbe sagte ihm dann, er solle seine Familie in ihren Hoffnungen nicht täuschen, ruhig nach Hause gehen und predigen, ohne sich dabei durch Zweifel inkommodiren zu lassen. Aecht praktisch und ganz im Einklange mit dem Rathe, den Mephistopheles dem Schüler gab:

„Im Ganzen haltet Euch an Worte."

William Emerson jedoch hatte keine Lust, den geistlichen Heuchler zu spielen und warf sich daher auf das Studium der Jurisprudenz. Ralph Waldo hingegen, der von Kindheit an etwas frömmer gewesen war, ließ sich 1826 die Erlaubnis zum Predigen geben und nahm im Januar 1829, nachdem er sich inzwischen seiner stark angegriffenen Gesundheit wegen im Süden aufgehalten und auch in Charleston mehrmals die Kanzel bestiegen hatte, die Pastorstelle an der Zweiten Kirche in Boston an. Im März desselben Jahres wurde er ordinirt, bei welcher Gelegenheit auch sein Freund Dr. Ripley eine Rede hielt.

Als Prediger war Emerson ein ernster und pflichtgetreuer Mann, der eben auf Dogmen keinen großen Werth legte und besonders betreffs des Abendmahles Anschauungen huldigte, die ihn allerlei Verleumdungen aussetzten und die 1832 zwischen ihm und seiner Gemeinde zu einem Bruche führten. Er sandte seine Entlassung ein und da in dem genannten Jahre auch seine ihm 1829 angetraute Gattin starb und seine Gesundheit abermals

rk angegriffen war, so machte er eine Erholungsreise
ch Europa. Er bereiste Italien, Frankreich und Eng-
ıd und wurde bei dieser Gelegenheit mit Landor, Words-
ırth und Carlyle persönlich bekannt. Mit dem letzteren
loß er einen Freundschaftsbund, der bis in den Tod
uerte und wovon das interessante zweibändige Werk
Correspondence of Carlyle and Emerson" (Boston 1883)
ı beredtes Zeugnis ablegt.

In voller Gesundheit wieder nach Boston zurückge-
hrt, hielt Emerson eine Anzahl Vorlesungen und predigte
ch mehrere Monate in New-Bedford, ohne jedoch die
m dort angebotene Pastorstelle anzunehmen. Um sich
nen Studien, verbunden mit literarischer Beschäftigung
hig widmen zu können, zog er bald darauf nach Concord,
oselbst er sich in dem berühmt gewordenen „Old Manse",
ıs sein Großvater erbaut hatte und das von nun an
ine permanente Heimat bildete, niederließ und sich dann
it Fräulein Lydia Jackson aus Plymouth verheirathete.

1836 veröffentlichte er sein Erstlingswerkchen „Nature"
ıonym; dasselbe hatte er in demselben Zimmer geschrieben,
welchem einige Jahre später Hawthorne sein Buch
Mosses from an Old Manse" verfaßte. In diesem Büch-
in, von dem in 12 Jahren 500 Exemplare verkauft
urden, zeigte sich Emerson als Idealist und Optimist
m reinsten Wasser; er sieht Harmonie überall und hält
s Böse zur Hervorbringung des Guten für unumgäng-
h nothwendig. Die Naturgesetze sind nach seiner Ansicht
oralische Gesetze, mit welchen wir uns in Einklang zu
ingen haben. Sein Gott, den er in späteren Schriften
it den Namen „Over-Soul" belegte, ist der Gott der
otestantenvereinler; er ist Weisheit, Liebe, Schönheit

und Kraft und die Welt ist eine Offenbarung dieser Attribute. Dies Werk, dessen Verfasserschaft längere Zeit dem Schwärmer Alcott zugeschrieben wurde, hat nicht nur einen pantheistischen, sondern zugleich auch einem mystischen Anstrich, ein Mixtum, welches keinen Gedanken zum klaren Ausdruck kommen läßt. Immerhin wirkt dieses Büchlein anregend auf den Leser, auch wenn ihm das Ganze oft genug wie ein spekulativ-philosophischer Traum vorkommt und er sich manchmal fragen muß, ob denn überhaupt der Autor immer gewußt habe, was er eigentlich sagen wollte.

Emerson war bei Coleridge, welcher die Engländer mit der Philosophie Deutschlands bekannt gemacht hatte, fleißig in die Schule gegangen und hatte sich dessen oder vielmehr der deutschen Philosophen Ideen zu eigen gemacht und in seiner mosaikähnlichen Darstellungsweise zum Ausdruck gebracht. Das Studium der Philosophie war damals überhaupt Modesache und als hauptsächlichstes Resultat desselben muß das zur Anerkennung gebrachte Princip der freien Forschung auf religiösem Gebiete angesehen werden.

Die Transcendentalisten, an deren Versammlungen Emerson so oft wie möglich theilnahm, hielten das Streben nach Wahrheit für die edelste Thätigkeit der Menschen; die religiösen Ceremonien wurden in die Acht erklärt und die ethischen Lehren des Christenthums in den Vordergrund gestellt. Die meisten der an dieser Bewegung Theilnehmenden waren Geistliche, die damals alle noch am Anfange ihrer Wirksamkeit standen. Es war eine Zeit der Gährung und Aufregung; Zeitungen zur Verfechtung und Bekämpfung der neuen Weltanschauung schossen wie Pilze aus dem Boden hervor und ein gewaltiger Broschürenkampf ent-

ınn ſich. Die Vierteljahrsſchrift „The Dial“ und die :w-Yorker „Tribune“ dienten hauptſächlich als Sprech- ıl der Fortſchrittler; man agitirte für die Abſchaffung r Sklaverei und für die Einführung des Frauenſtimm- chts und begeiſterte ſich außerdem für die Beſtrebungen ɔuriers, die man auf Brook Farm zu erproben ſuchte.

Im Jahre 1841 ließ Emerſon den erſten Band ſeiner :ſprünglich als Vorleſungen gehaltenen „Essays“ erſcheinen; :r zweite wurde 1844 gedruckt. Carlyle ſorgte dafür, ıß dieſe Eſſays dem engliſchen Publikum durch eine ɔndoner Ausgabe zugänglich wurden, und erwiderte ſo- it das ihm durch Emerſon gemachte Kompliment. Emer- n hatte nämlich 1836 von „Sartor Resartus“ eine Aus- ıbe in Buchform veranſtaltet, noch ehe ſich England einer ılchen rühmen konnte, und dem Verfaſſer, der damals ch in ſehr bedrängten Verhältniſſen befand, dadurch ein ɔnorar von 150 Pfund Sterling zugewieſen. So ließ ıch Emerſon einige Jahre darnach Carlyle's „Critical ıd Miscellaneous Essays“ in drei Bänden erſcheinen, und ɔar ebenfalls, ehe dieſelben in England als Sammel- erk gedruckt worden waren.

Emerſon ſcheint dem Leben auf Brook Farm keinen :ſonderen Geſchmack abgewonnen zu haben, ſo ſehr er ı Allgemeinen mit den Beſtrebungen der dortigen Schön- :iſter ſympathiſirte und ſo aufrichtig er ſich über das ɔrt ſo fleißig betriebene Studium Swedenborg's freute. eine Wirkſamkeit war auf die Veredlung des menſchlichen erzens gerichtet; ſei dies erzielt, ſo würde ſich in der elt Alles von ſelber beſſer geſtalten. Seine Wohnung Concord bildete den gern aufgeſuchten Wallfahrtsort ler Literaten Amerika's und der Neuengland bereiſenden

Ausländer; Jeder fand daselbst die zuvorkommendste Aufnahme und die anregendste Unterhaltung, worüber uns Harriet Martineau und Friederike Bremer in ihren Schriften so viel zu erzählen haben.

1847 gab Emerson seine „Poems“ heraus, die verschiedene Beurtheilungen erfuhren. Den meisten an leichte Lektüre gewöhnten Lesern waren sie unverständlich, denn sie waren für Denker geschrieben und daher war ihr Publikum anfangs ein sehr kleines. Diese Gedichte sind das Resultat metaphysischer Studien und manche davon tragen einen aus dem Oriente stammenden mystischen Anstrich; auch sind darin hin und wieder Swedenborgs Spuren nicht zu verleugnen. Erst als Emerson sein Werk „Representative Men“ (1850) herausgegeben hatte, konnte er sich zu den Schriftstellern zählen, an denen seine Nation ein offenbares Interesse nahm. 1852 gab er die Memoiren der Margaret Fuller, seiner langjährigen Freundin, heraus. 1856 erschien sein Werk „English Traits“, eine auf sorgfältigen Studien und persönlichen Beobachtungen beruhende Karakteristik des englischen Lebens und Denkens. 1860 gab er den viel angefochtenen Band „Conduct of Life“ heraus, der sich aber viel rascher als irgend ein anderes Buch aus seiner Feder verkaufte, denn zwei Tage nach der Publikation waren bereits davon 2500 Exemplare abgesetzt. Am bittersten wurde dieses Werk von Noah Porter, dem damaligen Präsidenten von Yale College, angefeindet; derselbe bezeichnete es als matt und gemeingefährlich und stritt dem Verfasser jede Fähigkeit, über das Christenthum zu urtheilen, ab. So war die Zahl der Feinde, viel mehr aber noch die Zahl der Freunde Emersons im beständigen Wachsen begriffen. Emerson schrieb

im Intereſſe einer religiöſen Sekte, noch in dem
er philoſophiſchen Schule; er war ein Prieſter der
manität, der ſich für alle Freiheitsbeſtrebungen warm
geiſterte und der ſtets den Mu hatte, ſeine Anſichten
i und offen, ohne ſich um das theil des Publikums
bekümmern, auszuſprechen.

Großen Antheil nahm er an der Agitation zur Ab-
affung der Sklaverei und räumte, als er noch Prediger
Boſton war, ſeine Kanzel mehrmals den Abolitions-
oſteln, wie Garriſon und May ein. Sklaverei konnte
r von einem ungebildeten und rohen Volke ausgehen;
r daſſelbe alſo, ſo argumentirte er, auf eine höhere
ulturſtufe bringe, beſeitige jenes ſchmachvolle Inſtitut.
o vorſichtig ſich Emerſon gewöhnlich ausdrückte, ſo wild
nnte er doch mitunter werden, wenn er die Gemeinheit
ıd Niedertracht triumphiren ſah. Als der Sonderbunds-
ieg ausbrach und er den im Norden ſich entfaltenden
roismus ſah, da verzweifelte er nicht mehr an der
ion.

Allmälig fingen die Amerikaner an, ſeine hohe Be-
utung zu begreifen und ſtolz auf ihn zu ſein; ſogar das
m anfangs ſo feindlich geſinnte Harvard College ehrte ſich
867 dadurch, daß es ihm den Doktortitel honoris causa
rlieh.

In dem eben genannten Jahre ließ Emerſon unter
m Titel „May-Day, and other Poems“ ſeine zweite Ge-
ichtſammlung in Boſton erſcheinen. Es enthält dieſelbe
ehr moraliſche als poetiſche Ergüſſe. Seine Sprache iſt
ets kräftig. manchmal klingt ſie ſogar rauh; den Wohl-
ang und die Weichlichkeit, wie ſie z. B. Tennyſon's
erſen eigen ſind, ſucht man hier vergebens.

Im Jahre 1872 brannte Emerſon's Haus ab, doch wurde die darin befindliche Bibliothek noch rechtzeitig gerettet.

Emerſon ging nach dieſem Unglücksfalle abermals nach ſeinem geliebten England und während dieſer Zeit ließen ihm ſeine amerikaniſchen Verehrer ſein Haus wieder aufbauen und zwar in dem alten Stile. 1874 widerfuhr ihm auch die Ehre, von den Studenten der Univerſität Glasgow, zum Lord Rector ernannt zu werden; in dem darauf folgenden Wahlkampfe erhielt er 500, Disraeli, ſein glücklicherer Nebenbuhler, hingegen 700 Stimmen, eine Thatſache, die immerhin zur Genüge zeigt, in welchem Anſehen Emerſon in England ſtand.

Emerſon hatte ſich ſeit Jahren ein ſogenanntes Scrapbook angelegt, in dem er alle ihm beſonders zuſagenden Gedichte verwahrt hatte. Dieſe Sammlung gab er 1874 unter dem Titel „Parnassus“ mit einer herrlichen Einleitung heraus. Ein Drittel der darin enthaltenen Gedichte ſtammt aus dem 17. Jahrhundert, wodurch die poetiſche Geſchmacksrichtung Emerſon's auf das Deutlichſte karakteriſirt wird.

In ſeinem Privatleben war Emerſon die perſonifizirte Einfachheit; er lebte ſo regelmäßig wie ein gut gehendes Uhrwerk. Da ihm die Einſamkeit Bedürfnis war, ſo zog er das Leben in einem kleinen Landſtädtchen dem Aufenthalt in einer Großſtadt vor und beſchäftigte ſich, da er in Concord eine zwölf Acker große Farm beſaß, gelegentlich auch mit Ackerbau, bei dem ihm ſein intimer, in der Nähe wohnender Freund Thoreau ſtets mit Rath und That an die Hand ging.

Geſundheit des Körpers war ihm ein Zeichen der Geſundheit des Geiſtes. Die Krankheit hielt er für den

Kriegszustand zwischen Seele und Leib und huldigte der Ansicht der stoischen Philosophen, daß erstere den letzteren kontrolliren und zur Gesundheit zwingen müsse. Aufregung und Erregung waren ihm bitter verhaßt; weder im Denken noch Handeln gab er sich Excessen hin. Er war ein Mann ohne Falsch und Jedem ein zuverlässiger Freund in der Noth.

Auf seinen einfachen Spaziergängen führte er stets ein Notizbuch mit sich, in das er die Resultate seines Nachdenkens gewissenhaft eintrug. Diese Notizen, sowie die unzähligen Büchern entnommenen Citate ordnete er systematisch, so daß ihm also bei der Ausarbeitung eines Vortrags gleich der nöthige Gedankenvorrath ohne weiteren Zeitverlust zur Verfügung stand.

Jeder Aufsatz, den Emerson veröffentlichte, war früher für die Rednerbühne bestimmt gewesen und dann durch Jahre langes Feilen in die ihn befriedigende Form gebracht worden.

Unermüdlich war er auf die Verbesserung seiner Essays bedacht; da, wo es nur einigermaßen anging, ein Wort oder einen ganzen Zwischensatz auszulassen, oder wo sich mehrere Gedanken in einen kleinen Satz zusammenzwängen ließen, da strich er Alles weg, was nach seiner Ansicht überflüssig war und spitzte somit seine Sätze meistens epigrammatisch zu. Von dieser Kondensationswuth ließ er sich oft so weit hinreißen, daß es dem Leser manchmal schwer wird, den geistigen Zusammenhang zwischen den abrupten Sätzen herauszufinden. Er ist ein Meister des knappen Ausdrucks und gefällt sich darin, dem Leser originelle Ueberraschungen zu bereiten. Er regt mehr an, als er belehrt. Er liebt die Kontraste und eine gewisse Effekthascherei ist ihm nicht abzustreiten. Er citirt aus den

Klassikern aller Zeiten und Völker und seine Lieblingsautoren, wie Plato, Montaigne, Goethe, Swedenborg, Plutarch, Shakespeare u. s. w., zählt er fast auf jeder Seite auf.

Eine logische Ordnung der Gedanken sucht man bei ihm vergeblich; seine Schreibweise erinnert häufig an die des nun ziemlich vergessenen Bogumil Golz. Er hat eine gewisse Vorliebe für weither geholte Metaphern; alten Wörtern legt er oft einen neuen Sinn unter. Gelegentlich schafft er auch neue Wörter, wie adamhood, intimator, partialist u. s. w., und wo nach der grammatikalischen Regel das Hilfszeitwort will stehen soll, gebraucht er stets shall.

Poetische und philosophische Arbeiten hält er für ein Geschenk und eine Offenbarung Gottes. Die Moral gilt ihm als das höchste auf Erden.

Sein Stil ist noch am meisten durch den von ihm so außerordentlich hoch geschätzten Landor, dessen Werk „Imaginary Conversations" sein langjähriger Begleiter auf einsamen Spaziergängen war, beeinflußt worden. Landor war ebenfalls ein guter Beobachter und der Meister eines kräftigen, gediegenen Stils, doch fehlte ihm Emerson's Gedankentiefe und das demselben eigene Gemisch von Mysticismus und Ethik. Wordsworth's bei allen Geistlichen beliebtes Gedicht „Excursion" fand natürlich auch an Emerson einen aufrichtigen Bewunderer und hat von allen Dichtern der Neuzeit Wordsworth auf ihn noch den meisten Einfluß ausgeübt.

Goethe, den er bei jeder Gelegenheit erwähnt und von dem er einst in einer an die Studenten von Harvard College gerichteten Rede sagte, daß seit Shakespeare's Zeiten kein Mensch gelebt habe, dem man dem deutschen Altmeister ebenbürtig zur Seite stellen könne, war ihm

trotz alledem doch keine so recht sympathische Natur; er war ihm zu viel egoistischer Realist und zu wenig Purianer, um ihn als Dichter der Ideale und einer geläuterten Religion annehmen zu können.

Theodore Parker pflegte zu sagen, daß er Gott für die Sonne, den Mond und für Emerson danke. Er hielt letzteren auch für einen Dichter, dem es aber an der Kunst des Verseschreibens fehle. Und damit hat er nicht so ganz unrecht. Seinen Gedichten geht der sanfte Fluß der Worte ab und er legt im Allgemeinen doch zu wenig Werth auf die Form. Der Ausdruck des Gedankens ist und bleibt ihm stets die Hauptsache.

Emerson's Puritanismus ist ehrlich. Wie in seinen prosaischen Werken, so tritt er auch in seinen poetischen als ernster Prediger der Ethik auf. Er bewegt sich stets in höheren Regionen und vergißt dabei die Erde unter sich und daß er mit Menschen redet. Ein tiefes Gefühl kann ihm nicht abgesprochen werden; die rechten Worte dafür hat er jedoch nicht gefunden. Erregung wie Pathos vermeidet er und nur selten gelingt es ihm, mit seinem Leser eine erquickende Wechselwirkung anzubahnen. Von seinem poetischen Isolirschemel aus betrachtet er die Welt als eine Manifestation des Absoluten; die Natur ist ihm also die lebendige Epistel der Wahrheit. Seine Gedichte sind Berichte aus dem Reiche des Weltgeistes und deshalb hält er auch den Dichter für den vollkommensten Menschen und für den Dolmetscher der göttlichen Geheimnisse. Gedichte sind ihm, da der Stoff ein Ausfluß des Geistes ist, die einzige Realität. Die Poesie behandelt nach Emerson das Verhältnis der Dinge zum Ewigen; sie existirte schon, als

die Zeit noch nicht war. Je weniger sich nun der Dichter auf seine Phantasie verläßt und je mehr er der von der Natur geoffenbarten Sprache Ausdruck verleiht, desto herrlicher erfüllt er seine hohe Aufgabe. Da die Poesie auf Wahrheit beruht, so soll sie sich gerade so gut um die Erzeugnisse der Industrie, wie um die Sprache der Natur, sowie um die Offenbarungen eines Zoroaster, Plato, St. Johannes und Swedenborg bekümmern.

Emerson's Gedichte sind also meistentheils philosophische Naturbetrachtungen mit mystischen Zugaben. Er ist dienender Dichter der Natur, die ihm ihre ewigen Moralgesetze offenbart. Sein Optimismus in dieser Richtung erinnert lebhaft an Walt Whitman's ähnliche Weltanschauung. Emerson's „Rhodora", „The Snow-Storm", „The Humble-Bee", „The Titmouse", sind Perlen ihrer Art und fordern zum wiederholten Lesen heraus.

Das Gedicht „Buddha" erinnert an einige in der Bhagavad-Gita enthaltenen Sprüche, besonders aber an die Stelle: „Diejenigen, welche anderen Göttern gläubig dienen, verehren mich unwillkürlich. Ich habe an allen Verehrungen Theil. Ich bin die Seele, welche den Körper aller Wesen bewohnt".

Emerson's Gedichte liefern den zuverlässigsten Kommentar zu seiner geistigen Entwicklungsgeschichte.

Wir hatten vorhin angedeutet, daß Emerson's Berufsthätigkeit hauptsächlich in dem Abhalten öffentlicher Vorlesungen bestand. Er fand stets ein gebildetes, höchst selten aber ein großes Publikum, trotzdem er allgemein als guter Vorleser galt. Er vermied es sorgfältig, seinen Zuhörern durch Gesten und sonstige oratorische Kunstgriffe Beifall zu entlocken; er sprach vielmehr mono-

n und wollte nur durch ſein Thema die Aufmerkſam-
it erzwingen.

Als Philoſoph iſt er Idealiſt vom reinſten Waſſer
ıd findet als ſolcher unter Buddhiſten, Chriſten, Myſtikern
ıd Transcendentaliſten wahlverwandte Seelen. Böhme
ıd Schelling ziehen ihn mehr an als Kant und Hegel.
er Intellekt iſt nach ihm der Schöpfer der Außenwelt.
eberhaupt iſt Emerſon Philoſoph ohne Syſtem, der die
ervorragendſten Autoritäten ruhig auf ſich wirken läßt
nd der von Allen die ihm ſympathiſchen Anſichten
doptirte. Da er den von den Transcendentaliſten ver-
retenen ſcharfen Unterſchied zwiſchen Geiſt und Körper
icht anerkennt, ſo bringt er manchmal ſeinen Leſern den
Glauben bei, er ſei ein gemäßigter Materialiſt; beide,
Körper und Geiſt nämlich, ſind ihm jedoch eine Offen-
arung des Abſoluten oder der Weltſeele, als deren Haupt-
ittribut er die Wahrheit betrachtet. Dieſe Wahrheit iſt
mithin kein Produkt der Sinne oder des Verſtandes,
ondern vielmehr ein göttliches Licht, welchem gegenüber
ich der Menſch paſſiv verhält. Sie kann nicht durch
Suchen erzwungen werden, ſondern ſie bringt als Geſchenk
er göttlichen Gnade in das Herz, wie einſt bei Paulus
uf dem Wege nach Damaskus.

Nach dem Tode des Körpers kehrt die Seele in den
Weltgeiſt zurück, ohne jedoch ihre Individualität zu ver-
ieren. Durch Verbindung mit dem Abſoluten tritt ſie
n eine ungeſtörte Harmonie mit demſelben. Dies iſt
Emerſon's philoſophiſch-myſtiſches Glaubensbekenntniß, das
r bei jeder Gelegenheit poetiſch oder proſaiſch wiederholt.

Mit Carlyle ſchloß Emerſon einen Freundſchaftsbund
ür das ganze Leben ab zur Zeit, als beide noch in der

literariſchen Welt unbekannt waren. Ihre Temperamente waren grundverſchieden; beide aber waren treue, edle Naturen und von gleichem Haſſe gegen alles Gemeine beſeelt. Carlyle war ein Donnerer und ein Schimpfbold, der leicht in Zorn gerieth und ſich dann in derben Kapuzinaden Luft machte; Emerſon hingegen trat ſtets gemäßigt auf und vermied tadelnde Bemerkungen wann und wo er nur konnte. Das Strenge und das Zarte vereinigten ſich hier und ihr Briefwechſel zeigt, daß beide „einen guten Klang haben". Vater Taylor ſagte, wenn Emerſon in die Hölle komme, ſo ändere ſich das Klima derſelben und der Weg dahin würde von allen Guten aufgeſucht.

Emerſon ſtarb am 27. April 1882. Von ſeinen vier Kindern ſind noch drei am Leben. Seine geſammelten Werke füllen elf Bände. Seiner literariſchen Bedeutung ſind folgende Schriften gewidmet: „Emerson at Home and Abroad" by M. D. Conway; „Recollections of Emerson's Visits to England" by A. Ireland (London 1882); „Tributes to Longfellow and Emerson by the Massachusetts Historical Society" (Boston 1882); R. W. Emerson: „His Life, Writings and Philosophy" by C. W. Cooke (Boston 1882); „R. W. Emerson" by O. W. Holmes (Boston 1885); „Emerson or a Poet" by Joel Benson (New-York 1883); „Genius and Character of Emerson's Lectures at the Concord School" (Boston 1885); „Emerson in Concord" by E. Emerson (Boſton 1889); „Life of Emerson", by R. Garnett (New-York 1888). Außerdem hat Benſon Alcott eine Schrift über ihn verfaßt. Von den zahlreichen, Emerſon behandelnden, in verſchiedenen Journalen erſchienenen Aufſätzen giebt Benſon in ſeinem oben angeführten Werke eine bibliographiſche Zuſammenſtellung.

Als Emerſon's Freund Henry D. Thoreau, der Ein-
dler von Walden Pond, von ſeinem Erſtlingswerk „A Week
the Concord and Merrimack Rivers“ auf eigene Koſten
00 Exemplare drucken ließ und dieſelben einem Buch-
ndler zum Verkaufe übergab, ward ihm die unangenehme
iuſchung zu Theil, daß ihm nach Ablauf eines Jahres
0 unverkaufte Exemplare in ſeine ſelbſterbaute Hütte
rückgeſchickt wurden. Er ſchrieb damals an einen ſeiner
:nigen Freunde, daß er nun eine Bibliothek von 900
änden beſitze und die größte Anzahl derſelben ſelbſt
ſchrieben habe. Dieſe ſicherlich nicht ſehr ermuthigende
:fahrung hatte übrigens auf ſeine Schriftſtellerei nicht
n geringſten Einfluß, denn er ſchrieb ruhig weiter; nur
itete er ſich, ſeine geſammelten Eſſays in Buchform er-
jeinen zu laſſen, und ſo kamen denn während ſeines
:bens überhaupt nur zwei Bände von ihm heraus,
imlich außer dem erwähnten Werke noch ein Buch über
in Einſiedlerleben, ſo daß es alſo der Nachwelt über-
:ſſen blieb, für ſeinen literariſchen Nachlaß und ſeinen
uhm Sorge zu tragen. Und dieſelbe hat ſich beider in
:r liebevollſten Weiſe angenommen; denn bis jetzt ſind
hn Bände der geſammelten Schriften Thoreau's erſchienen,
id drei Schriftſteller, nämlich die Amerikaner Channing
id Sanborn und der Engländer Page, haben ſeiner lite-
:riſchen Bedeutung liebevoll geſchriebene Bücher gewidmet
id dann haben auch die Eſſayiſten Lowell, Higginſon,
merſon und Alger ihr Urtheil über ihn abgegeben.

Henry D. Thoreau wurde am 12. Juli 1817 zu
ncord, einem damals noch unbedeutenden Landſtädtchen,
boren. Wie die anderen Farmerjungen, ſo trieb auch
die Kühe barfuß auf die Weide und verrichtete ſonſt

allerlei landwirthschaftliche Arbeiten; da jedoch sein Vater durch erfolgreich betriebene Bleistiftfabrikation zu einem gewissen, wenn auch bescheidenen Wohlstand gelangt war und er auf eine klassische Bildung hohen Werth legte, so sandte er Henry, nachdem dieser sich die nöthigen Vorkenntnisse angeeignet hatte, auf das Harvard-College. Dort entwickelten sich nun auch allmälig die charakteristischen Eigenthümlichkeiten Thoreau's. Er streifte lieber in der freien Natur umher, als daß er hinter seinen Büchern saß und galt daher auch nicht als einer der fleißigsten Schüler. Er liebte die Einsamkeit, hatte wenige Freunde und gab sich auch nicht die geringste Mühe, die Zahl derselben zu vermehren. Nachdem er dann ohne besondere akademische Ehren das Harvard-College verlassen hatte, hielt er eine Zeitlang mit seinem Bruder John eine Privatschule in Concord und trat darauf, da er der Schulmeisterei auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen konnte, als Arbeiter in die Fabrik seines Vaters ein. Doch auch da hielt er es nicht lange aus; er sehnte sich nach einem Leben in der frischen Luft und um diesen Wunsch zu realisiren, ward er Landvermesser und fand als solcher auch lohnende Beschäftigung. Er arbeitete jedoch nur so viel, um seine auf das Minimum reduzirten Bedürfnisse bestreiten zu können; denn Reichthümer wollte er keine erwerben und gerne auf alle sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens Verzicht leisten, wenn er sich nur ungestört seinen Naturbetrachtungen hingeben konnte.

Sein erstes Werk ging aus einer Reise hervor, die er mit seinem Bruder in einem selbstgebauten Boote auf dem Concord- und Merrimackflusse gemacht hatte; es ist voll herrlicher Landschaftsbilder und tiefsinniger Betrachtungen

er ſeine Lieblingsdichter. Als Naturforſcher war Thoreau
och nur ein Dilettant; Thiere und Pflanzen ließ er ſich
n ſeinen Dichtern, beſonders von den griechiſchen, erklären
d die gewöhnlichſten Blumen hatten für ihn wie für
ordsworth „thoughts that do often lie too deep for tears".

Dieſe gelegentlich unternommenen Exkurſionen be-
iedigten übrigens ſein ſehnlichſtes Verlangen nach einem
ıgehinderten Verkehre mit der Natur noch nicht und ſo
ıute er ſich denn, um, wie er ſagte, ſeinen Privat-
ſchäften nachgehen zu können, im Jahre 1845 in einem
ıalde bei Walden Pond, ungefähr zwei Meilen von Con-
ord entfernt, eine Hütte und bezog dieſelbe am 4. Juli,
ſo am Tage der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung.
)er Vogel baut ſich ſein Neſt ſelber; ſoll ich nun, ſo
rgumentirte er, nicht daſſelbe Recht haben? Dieſes „Neſt"
ıar natürlich auf das Einfachſte eingerichtet; über den
oſtenpunkt liefert er uns eine genau ſpecifizirte Rechnung
nd bezahlte nach derſelben ein Student des Harvard-
ollege im Jahre 1 Dollar $87\frac{1}{2}$ Cents mehr für Zimmer-
ıiethe als ihn ſein ganzes Haus koſtete. Thoreau führte
ıarin ein ſogenanntes Squatterleben, das über zwei Jahre
ıauerte. Er verrichtete gelegentlich, wenn es ihm an Baar-
eld fehlte, landwirthſchaftliche Arbeiten für die Farmer
er Umgegend und verdiente alsdann in ſechs Wochen
erade ſo viel, um die übrige Zeit des Jahres ſorgenfrei
ben zu können. Auf die moderne Civiliſation war er
ıleicht zu ſprechen, da ſie täglich neue Bedürfniſſe ſchaffe,
)er auf der anderen Seite auch die Beſchaffung der
ittel zur Befriedigung derſelben eher erſchwere als er-
ichtere. Der wahre Philoſoph aber führe ein Leben
er Einfachheit und Unabhängigkeit und ſuche die Räthſel

des Lebens praktisch zu lösen. Thoreau's Leben war also wie das des von ihm hochverehrten Walt Whitman's ein Protest gegen die Verkünstlichung des Lebens, welche die Menschen zu professionellen Heuchlern mache. Sein Name war lange Jahre identisch mit der Verachtung aller menschlichen Gesellschaft; trotzdem aber war Thoreau weder ein Misanthrop noch ein Einsiedler im eigentlichen Sinne des Wortes, denn während seines Aufenthaltes am Walden Pond besuchte er regelmäßig wöchentlich seine Verwandten und Freunde in Concord und erhielt auch in seiner Hütte häufig Besuche, besonders von dem Dichter-philosophen Ralph Waldo Emerson. Thoreau glaubte an die alte Lehre, daß derjenige, der sein eigener Herr sein könne, Anderen nicht dienen solle. Er besaß wenig Habseligkeiten; sein aller Mode spottender Ueberrock diente ihm des Nachts als Bettdecke, damit er von dem durch sein Häuslein streichenden Nordwind nicht allzu empfindlich berührt wurde. Seine Bücher band er selbst ein und sein Büchergestell sowie die Kisten für seine Naturalien-sammlungen hatte er sich aus Treibholz mit eigener Hand gezimmert. Er war ein umsichtiger Gärtner; er zog die saftigsten Melonen und Erdbeeren in der ganzen Um-gegend. Mit den Thieren und Vögeln unterhielt er sich wie mit alten Bekannten; letztere flogen ihm oft, wenn er im Garten mit Graben beschäftigt war, auf die Schul-tern und den Spaten. Augenzeugen berichten von ihm, daß er mehrmals in den Walden Pond getaucht sei und Fische mit seiner Hand an die Oberfläche des Wassers gebracht habe. Wie der heilige Franz von Assisi hielt er alle lebenden Wesen für seine Brüder; er kannte ihre Leiden und Wünsche wie seine eigenen. Einsam war er

› nicht; nur der ist es, der, wie Epiktet sagt, keine
:unde hat. Die Thiere und Wälder seiner Umgebung
:standen ihn prächtig, die Menschen hingegen nicht.

Als Michel Angelo nach Rom gegangen war, um
inststudien obzuliegen, berichtete er zufrieden nach Hause,
habe keine Freunde und brauche auch keine; so ersetzte
ch Thoreau das Studium der Natur den Umgang mit
:enschen, der ja überhaupt nie einen nennenswerthen
:iz für ihn hatte. Dasjenige, was er für Recht hielt,
rfolgte er mit eiserner Konsequenz; in seinen Ver-
rechungen war er äußerst zuverlässig, wer ihm aber
ich nur einmal sein Wort nicht gehalten hatte, brauchte
h ihm in seinem ganzen Leben nicht mehr zu nähern. Um
e Politik bekümmerte er sich nicht im Allergeringsten, da
m die staatlichen Einrichtungen derart ein Greuel waren,
ß er sich beharrlich weigerte, zur Erhaltung derselben
inen unbedeutenden Steuerbetrag zu entrichten und sich
nmal sogar lieber einstecken ließ, als von seinem Prinzip
bzuweichen. Er war einer der feurigsten Abolitionisten
iner Zeit und hielt es daher für eine unverzeihliche
ünde, dem Staate Abgaben zu zahlen, da er ja nicht
isse, ob man mit seinem Gelde vielleicht einen flüchtigen
:klaven seinem Herrn zuführen oder eine Flinte kaufen
ürde, um den armen Flüchtling zu erschießen. Als er
nst aus dem angegebenen Grunde im Gefängnisse saß,
:suchte ihn Emerson, für den er zuweilen landwirth-
jaftliche Arbeiten verrichtete, und fragte ihn: „Henry,
eshalb bist du hier?“

„Weshalb bist du nicht hier?“ erwiderte er ihm
ürrisch und wandte ihm den Rücken.

Späterhin bezahlten seine Freunde regelmäßig seine

Steuern für ihn, wofür er ihnen übrigens nicht den geringsten Dank wußte. John Brown war sein Heiliger, dessen tragischem Ende er eine geharnischte Rede widmete. Thoreau hatte das Motto des Dichters: „Be thy own palace, or the world's thy jail" zu seinem Wahlspruch genommen und auch konsequent danach gehandelt. Er hatte seine eigene Welt, seine eigene Sonne und Sterne. Wie Professor Gould sich zuweilen wochenlang in seinem Observatorium zu Albany einschloß, um seinen astronomischen Beobachtungen ungehindert obliegen zu können, oder wie sich der Künstler La Farge in den Paradies-Felsen bei Newport eine Hütte baute, um wenigstens im Sommer ungestört die Schönheiten der umgebenden Landschaft genießen zu können, so lebte Thoreau in seiner Waldhütte, um fern von den Geschäften der Alltagsmenschen in der Einsamkeit seine geliebteste Gefährtin zu verehren. Er unterschätzte den Umgang mit Menschen ebenso sehr, wie er die daraus entspringenden Gefahren überschätzte. Er lebte zu einer Zeit, in der man sich vielfach mit der Lösung socialer Probleme abquälte, und seine Hütte bei Walden Pond war im Kleinen das, was Brook-Farm im Großen war. Er war reich in seiner Armuth; denn es ging ihm wie jenem kaiserlichen Küchenjungen, der da sagte: „Ich bin so reich, wie mein Herr, denn ich habe Alles, was ich brauche!"

Schöne Kleider und prächtige Häuser hatten keinen Reiz für ihn; an öffentlichen Gastgebereien nahm er keinen Theil und zwar, weil die Veranstalter derselben ihren Stolz in recht viele Geldausgaben setzten und er hingegen stets bestrebt war, so wenig wie nur möglich für Mahlzeiten auszugeben. Rückkehr zum Naturzustand ist der

Text seiner poetisch angehauchten Predigten und man möchte beinahe von ihm sagen, was Voltaire von Rousseau in Hinblick auf dessen ähnliche Schwärmerei sagte: „Er beredet uns wahrhaftig noch, daß wir auf allen Vieren laufen". Wenn ihm ein Wurm über den Weg lief, so beobachtete er dessen Bewegungen mit solchem Interesse, als ob der Lauf der Welt davon abhinge; eine Ameisenschlacht beschrieb er, wie ein Militärschriftsteller Königsgrätz oder Gravelotte beschreibt.

Die Sympathie seiner Mitbürger suchte er nicht zu gewinnen und pflegte zu sagen, daß derjenige, der darauf spekulire, seine eigentliche Würde einbüße. Was die amerikanischen Transcendentalisten beharrlich anstrebten, aber nicht erzielten, nämlich individuelle Unabhängigkeit durch Rückkehr zur Natur, das brachte er auf eigene Faust fertig und fühlte sich also glücklich. Seinen Werth unterschätzte er nie; er hielt sich für einen Reformator der menschlichen Gesellschaft, die ja stets doch nur durch solche Menschen, welche den herrschenden Ansichten Muth und Trotz entgegen setzten, in die richtigen Bahnen zurück gelenkt wurde.

Thoreau hatte ein äußerst geübtes Auge für alle Vorgänge in der Natur. In seinem bereits genannten Erstlingswerke, dessen einzelne Kapitel zuerst in dem von Margaret Fuller redigirten „Dial" erschienen, lieferte er Landschaftsbilder, wie wir sie bei keinem anderen amerikanischen Dichter finden. Er philosophirte darin zugleich über alles Mögliche, wobei ihm seine außerordentliche Belesenheit in den alten Klassikern trefflich zu statten kam. Da die einzelnen Kapitel seines Werkes „A Week" nach den Wochentagen betitelt sind, so erlaubt er sich denn auch am Sonntag seine Andacht zu verrichten, eine Lanze

für die griechische Mythologie zu brechen und sich als Verehrer Pan's hinzustellen. Jedermann verehre den Gott, der ihm am Besten gefalle und brauche man gerade kein Christ zu sein, um Jesu Leben und Lehre würdigen zu können. Die Kirchen nennt er Hospitäler für die Seelen und fügt hinzu, daß sich in denselben zahlreichere Quacksalber als in den Hospitälern für kranke Körper vorfänden.

Am Montag hält er der von den Schriftstellern Indiens verkündeten Lebensweisheit eine schwungvolle Lobrede; am Dienstag beschäftigt ihn Anakreon; am Mittwoch bespricht er die Freundschaft; am Donnerstag verbreitet er sich über Goethe und am Freitag über Ossian und Chaucer.

„Walden", sein populärstes Werk, das uns in der 21. Auflage vorliegt, giebt, wie bereits angedeutet, eine ausführliche Antwort auf die Frage, wie er sich in seiner Einsamkeit beschäftigt habe. Durch diese Antwort aber will er zugleich der Menschheit einen Spiegel vorhalten und ihr zeigen, wie sie sich durch eine falsche Civilisation in den Zustand der Sklaverei gebracht habe. Dies Werk ist daher ein Kompendium praktischer Lebensphilosophie, deren Kernpunkt in der Lehre von der Einfachheit beruht.

Besonders redet er alten Kleidern begeistert das Wort; je länger wir einen Anzug tragen, desto fester wird er mit uns verwachsen. Viele Menschen aber gleichen hölzernen Gestalten, die man nach den Anforderungen der Mode mit neuen Kleidern behängt und die meisten würden lieber mit einem gebrochenen Beine als mit einem Loche in den Unaussprechlichen über die Straße humpeln. Wer wirklich wichtige Dinge in der Welt zu thun hat, weiß auch, daß er dazu vorher kein bestimmtes Kleid anzuziehen braucht. Wie der Mensch in dem einfachsten Rocke

einem Gott dienen kann, so sollte er auch darin seinen Berufspflichten nachkommen und vor seine Mitmenschen treten dürfen. Man hüte sich also vor Geschäften, die hauptsächlich einen tadellosen, neuen Anzug, nicht aber einen edleren Karakter erheischen.

Aehnlich denkt Thoreau über die Wohnungen der Menschen. Dieselben sollen nur als Schutz gegen Wind und Wetter dienen; wo man mehr erwartet, muß man sich zur Erschwingung der Miethe zu Tode arbeiten, oder doch wenigstens den größten Theil seiner Freiheit opfern. Die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, die Füchse ihre Gruben und die Indianer ihre Wigwams; aber nur die wenigsten Menschen haben ihr eigenes Obdach, zahlen aber dafür so viel Miethe, um damit ein ganzes indianisches Dorf kaufen zu können. Wer eine tragbare Hütte besitzt, kann sich leicht gegen böse Nachbarschaft schützen; im anderen Falle aber ist er ein Gefangener. Die Civilisation hat die Häuser verbessert, aber nicht die Menschen darin; sie hat Paläste geschaffen, aber keine Edelleute.

Auch betreffs der Schulbildung huldigt Thoreau den praktischen Ansichten der Transcendentalisten. Der Student betrachte die Natur mehr mit dem Teleskop und Mikroskop als mit dem unbewaffneten Auge; er studire die Geheimnisse der Chemie, ohne sich um die wichtige Kunst des Brodbackens zu bekümmern, und währenddem er die nationalökonomischen Werke eines Adam Smith und Ricardo lese, stürze er seinen Vater in Schulden. Thoreaus Princip war, das, was man sich nicht selbst beschaffen konnte, ruhig zu entbehren, um in seiner Unabhängigkeit nicht gestört zu werden. Als Kenner der altasiatischen

Philoſophie aß er viel Reis und als Verehrer der Eingeborenen ſeines Landes pflanzte er Mais. Sein Lebensunterhalt koſtete ihm die ganze Woche nur 27 Cents und legt er darüber genaue Rechnung ab. Seine mit einer von dem Philoſophen Alcott geborgten Axt erbaute Hütte ging ſpäterhin in den Beſitz eines ſchottiſchen Gärtners über; derſelbe bewohnte ſie mehrere Jahre und dann wurde ſie nach einer anderen Stelle gebracht. Auf ihrem alten Platze befindet ſich jetzt ein großer Steinhaufen; denn Jeder, der Walden Pond beſucht, vergißt nicht, ſich einen Stein vom nahen Ufer zu holen und Thoreau's Denkmal damit zu erhöhen.

Das Werk „Excursions", dem eine biographiſche, aus Emerſon's Feder ſtammende Skizze vorangeſtellt iſt, enthält die Berichte über die Fußtouren und Bootfahrten des ſelbſternannten Inſpektors der Stürme und des Sonnenſcheins. Daſſelbe gilt von dem Werke „Early Spring in Massachusetts". In dem Buche „A Yankee in Canada" giebt er eine ziemlich langweilige Beſchreibung einer Reiſe, die er im Jahre 1850 nach Canada machte. Von größerem Intereſſe hingegen ſind die dieſem Buche beigefügten Eſſays über nothwendige Reformen der menſchlichen Geſellſchaft. „Cape Cod" und „The Maine Woods" (15. Auflage 1884) enthalten ausſchließlich wieder Naturſchilderungen.

Thoreau's Briefe nebſt ſeinen Gedichten ließ Emerſon 1865 (neue Ausgabe 1881) zu Boſton erſcheinen; einige weitere Bände ſtellte H. G. O. Blake in Worceſter aus ſeinem Nachlaſſe zuſammen.

Thoreau ſtarb am 6. Mai 1862 in ſeiner Geburtsſtadt an der Schwindſucht; ſeine Gebeine ruhen dicht neben denen ſeines Freundes, des Novelliſten Hawthorne.

ls ihm der Arzt mittheilte, daß keine Hoffnung auf Ge-
ſung für ihn ſei, erwiderte er ihm: „Man hat mir oft
meiner Kindheit geſagt, daß ich einmal ſterben müſſe;
ın ſehe ich, daß ich nicht belogen worden bin".

Nach den landläufigen Anſichten der Amerikaner war
in Leben ein verfehltes geweſen, hatten ihm doch ſeine
erke wenig Ruhm und noch weniger Geld eingebracht.
r galt bei Lebzeiten als Narr oder im beſten Falle als
ıheilbarer Sonderling und nur wenige, darunter Horace
reeley, der oft ſeine Aufſätze an den Mann brachte,
merſon, für den er häufig Gartenarbeiten verrichtete
ıd dem er dann und wann das Haus anſtrich, und der
aturforſcher Agaſſiz, dem er öfters ſeltene Vögel und
iſche ſandte, verſtanden ihn und wußten ihn zu ſchätzen.
rotzdem ſich nun in der Neuzeit die Amerikaner und
ngländer eingehend mit ihm beſchäftigt haben, ſo werden
ine Schriften doch niemals populär werden. Seine
Bücher ſind keine Unterhaltungslektüre und die darin ver-
retenen Anſichten ſtehen dem herrſchenden Zeitgeiſte dia-
netral gegenüber. Man wird Thoreau den amerikaniſchen
Klaſſikern zuzählen und es den profeſſionellen Literar-
jiſtorikern allein überlaſſen, ſich mit ihm zu beſchäftigen.

Hawthorne — Holmes.

Der hiſtoriſche Roman, der dazu beſtimmt zu ſein ſcheint, allmälig die Stelle des Epos zu übernehmen, iſt im Allgemeinen in Amerika noch wenig kultivirt worden und doch fehlt es für denſelben dahier nicht an dankbaren Stoffen, ohne daß man gerade auf das von Cooper ſo erfolgreich behandelte und ziemlich abgedroſchene Thema der Eingeborenen in ihrem Kampfe gegen die Civiliſation zu verfallen braucht. Auch die Kolonialgeſchichte iſt reich an romantiſchen Elementen und daß ſich dieſelben herrlich zum Hintergrunde novelliſtiſcher Dichtungen eignen, haben uns z. B. Nathaniel Hawthorne durch mehrere Novellen bewieſen. Das hiſtoriſche Relief ſeiner hauptſächlich die Zeit der Puritanerherrſchaft ſchildernden Dichtungen iſt jedoch ein ſchwaches und ihm überhaupt Nebenſache; ſeine Novellen ſind hauptſächlich pſychologiſchen Karakters und ſeine Meiſterſchaft in der Schilderung von Seelenſtimmungen hat er faſt ausſchließlich an Perſonen myſteriöſer und abnormaler Beſchaffenheit zur Anſchauung gebracht ſo daß man ihn wohl als den „Novelliſten der Cranks“

bezeichnen kann. Die Kleinmalerei historischer Begebenheiten, in der Walter Scott excellirte, verabscheut er und niemals läßt er eine wirklich geschichtliche Person eine hervorragende Rolle spielen. Hawthorne ist ein Novellist von großer Phantasie und ein seltener Meister eines ruhigen, klaren Stils. In seinen Erzählungen, deren Moral stets durch das Schicksal seiner außergewöhnlichen Helden angedeutet ist, verhüllt er stets mehr als er offenbart und auf den darin waltenden Leidenschaften liegt eine Ruhe, die im Leser das Gefühl der Unheimlichkeit hervorruft. Sehr richtig sagt er auch, daß sich seine Novellen nur als Lektüre für das Zwielicht eigneten, denn das Mysteriöse, Traumhafte und krankhaft Romantische ist seine eigentliche Domaine, weshalb er auch so lange auf Anerkennung zu warten hatte und sich, nachdem er schon eine Anzahl Bände veröffentlicht hatte, die wie heißes Eisen in den Buchhandlungen liegen geblieben waren, mit Recht den unbekanntesten Schriftsteller Amerika's nannte. Mit Willis hatte er die literarische Laufbahn betreten; derselbe eroberte sich im Sturme ein großes und dankbares Lesepublikum, aber wer liest heute noch seine Werke, trotzdem er immer noch einige begeisterte Apostel hat? Die Popularität Hawthorne's hingegen reifte langsam, und er ließ sich durch seine anfänglichen Mißerfolge durchaus nicht von der einmal betretenen schriftstellerischen Laufbahn abbringen. Er besaß die Zähigkeit und die Ausdauer seiner Vorfahren, der energischen Puritaner.

Nathaniel Hawthorne, wurde am 4. Juli 1804 zu Salem, einer an historischen Reminiscenzen reichen und hauptsächlich durch die dort von den Puritanern inscenirten Hexenverfolgungen berüchtigten Stadt Neuenglands, ge-

boren und zwar in einem noch heute ſtehenden altmodiſchen Hauſe an der Unionſtraße. Seine Vorfahren hatten als orthodoxe Puritaner an den Mißhandlungen der Quäker und der des Umgangs mit dem Teufel verdächtigen Perſonen lebhaft theilgenommen und die in ſeiner Familie wie überhaupt in jener Stadt kurſirenden Traditionen hatten alſo ſchon früh ſeine Aufmerkſamkeit auf eine Periode gelenkt, deren Studium ihn anzog und deren Schattenſeiten er zu novelliſtiſchen Zwecken verwandte.

Als Knabe war Hawthorne ſchüchtern und zur Einſamkeit geneigt; dem Spiele ſeiner Schulkameraden wich er aus und zog es vor, durch das Leſen der engliſchen Klaſſiker ſowie der im „Newgate Calendar“ enthaltenen Räuber- und Geiſtergeſchichten ſeine Phantaſie zu beleben und ſeine Vorliebe für das Düſtere und Geheimnißvolle zu nähren. Sein 1808 verſtorbener Vater war Kapitän eines Kauffarteifahrers geweſen und gar zu gerne hätte er ſich ebenfalls dem Seeleben gewidmet, wenn ihm nicht eine beim Ballſpielen in ſeinem neunten Lebensjahr erhaltene Fußverletzung drei Jahre lang mit der Gefahr des Erlahmens gedroht hätte.

Auf dem Bowdoin College machte Hawthorne die Bekanntſchaft Longfellow's und ſchloß mit demſelben einen Freundſchaftsbund fürs ganze Leben ab. Er ward als gewandter Ueberſetzer aus dem Lateiniſchen gerühmt; in den übrigen Lehrfächern ſcheint er ſich jedoch nicht ſonderlich ausgezeichnet zu haben. Er bedauerte immer noch lebhaft, daß er den Seemannsberuf nicht gewählt habe. „Soll ich Prediger, Advokat oder Arzt werden?“ fragte er brieflich ſeine Mutter, und fügte hinzu: „Als Arzt hänge ich von den Krankheiten der Menſchen ab; als

Prediger lebe ich von ihren Sünden und als Advokat von ihren Streitigkeiten; somit bleibt mir also nichts als die Schriftstellerei übrig. Wie würde es dir gefallen, wenn du ein Regal voller Bücher mit dem Titel „Hawthorne's Works" sähest?"

1828, also nachdem er die genannte Anstalt bereits drei Jahre verlassen hatte, ließ er zu Boston anonym seine Erstlingsnovelle unter dem Titel „Fanshawe" erscheinen, wozu er die nöthigen Lokal- und Personalstudien auf dem Bowdoin College gemacht hatte. Dieses Werk, das der Verfasser später durch den Ankauf aller Exemplare aus dem Büchermarkte verbannen wollte, und zwar aus dem Grunde, weil das darin geschilderte College, sowie die Professoren desselben jedem Bewohner von New-Brunswick nur zu bekannt waren, ist reich an humoristischen, aber zu auffallend auf Effekt berechneten Scenen; auch zeigt es Scott's Einfluß zu deutlich. Fanshawe ist ein junger, für Bücher und Einsamkeit schwärmender Student, der seiner Liebe zur schönen Ella zu Gunsten eines reichen Mitbewerbers entsagt und dann an der Schwindsucht stirbt. Eine in dieser Erzählung auftretende Person, nämlich der teuflische Störenfried Butler, kehrt in den meisten späteren Novellen Hawthorne's in wechselnder Gestalt wieder.

Die literarische Laufbahn in Amerika hatte damals wenig Verlockendes; da jedoch Cooper und Irving mit dem Betreten derselben Geld und Ruhm geerntet hatten, so konnte ja Hawthorne in Ermangelung einer anderen Beschäftigung mit versprechenderen Aussichten sein Glück ebenfalls mit der Feder versuchen. Er schrieb also nach jener erfolglosen Novelle eine Sammlung kurzer ameri-

kaniſcher Erzählungen, für die er auch einen Verleger in Salem fand; derſelbe ging jedoch mit der Drucklegung ſo langſam voran, daß Hawthorne endlich die Geduld verſagte und er das Manuſkript zurück forderte, um es dann zu verbrennen. Er träumte und ſann nun weiter; die kalte, ariſtokratiſche Geſellſchaft Salems ſuchte er nicht auf und zog es vielmehr vor, ſich durch einſames Nachdenken auf ernſteres Schaffen vorzubereiten. In dieſer Gährungs- und Klärungsperiode las er beſonders die Schriften über die amerikaniſche Kolonialzeit fleißig und belebte dieſelben mit den Schöpfungen ſeiner regen Phantaſie. Unter verſchiedenen Pſeudonymen veröffentlichte er mehrere ſeiner kleineren Erzählungen in Journalen; ob dieſelben aber günſtig oder ungünſtig aufgenommen wurden, erfuhr er in ſeiner Einſamkeit nicht, ſo viel aber wußte er, daß ſie ihm gar ſchlecht honorirt wurden.

Der Schriftſteller Goodrich, beſſer bekannt unter dem Pſeudonym „Peter Parley“, intereſſirte ſich übrigens ſehr für Hawthorne und bewog ihn auch, die Redakteurſtelle des 1834—37 in Boſton erſcheinenden „American Magazine of Useful and Entertaining Knowledge“ anzunehmen, wofür ihm ein Jahrgehalt von 500 Dollars verſprochen wurde. Da ſich jedoch dieſes Unternehmen ſehr ſchlecht bezahlte und Hawthorne für ſeine Arbeit ſo gut wie nichts erhielt, ſo legte er dieſe Stelle bald wieder um eine neue Enttäuſchung reicher nieder. Die von ihm inzwiſchen verfaßten und in verſchiedenen Zeitungen veröffentlichten Erzählungen ſtellte er nun unter dem Titel „Twice-told Tales“ zuſammen und trotzdem Longfellow damals (1837) in der „North American Review“ einen gewaltigen Lobes-

rtikel zu Gunsten derselben publizirte, so fanden sie doch ur eine kühle Aufnahme und wenige Käufer. Hawthorne ah sich also gezwungen, sich nach einem anderen Berufe mzusehen und that nun Etwas, wozu er sich früher, rotz zahlreicher Aufforderungen seiner Freunde, nie hatte ntschließen können — er nahm ein politisches Amt an und vard Beamter im Bostoner Zollhause. Zwei Jahre be-ielt er diesen Posten und dann mußte er, der lebens-ängliche Demokrat, den siegreichen Whigs weichen und eine Stelle einem Anderen überlassen.

Nun schloß er sich der Kolonie der Transcendentalisten auf Brook Farm an, um abermals traurige Erfahrungen zu machen. Die Idee Fouriers, das Heil der Welt in einem kommunistischen Gemeinwesen zu finden, in welchem geistige und körperliche Arbeit eine angenehme Abwechs-lung bieten sollen, hatte auch ihn mächtig ergriffen; doch fand er bald genug, daß sein erträumtes und erhofftes Glück mit der Wirklichkeit zu grell kontrastirte. Auch auf Brook-Farm verlor er seinen Hang zur Einsamkeit nicht; in den schöngeistigen Versammlungen der Transcenden-alisten nahm er höchst selten Theil und zog es vor, seine Mußestunden auf dem Rücken liegend hinter einem Baume zu verträumen und seinen humoristischen Roman: „The Blithe-dale Romance“ im Geiste zu skizziren.

Als er nach einem Jahre Brook Farm verließ, kam es ihm vor, als sei ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen und doch hatte er durch diese Spekulation in der Hoffnung, sich dort eine Heimath zu gründen, sein als Zollbeamter erspartes Geld eingebüßt. Nun bezog er das berühmte „Old Manse“ in Concord und warf sich abermals auf die Schriftstellerei. Durch seine regelmäßigen

Beiträge für die zuerst in Washington und dann in New-York erscheinende „Democratic Review“, für die auch Whittier, Lowell, Longfellow und Poe gelegentlich schrieben, ward sein Name doch allmälig vortheilhaft bekannt immerhin aber war seine Existenz noch nicht gesichert, da durch den auf beiden Seiten des Oceans stark betriebenen Nachdruck der Werke fremder Schriftsteller die einheimischen Literaten mit einem kärglich zugemessenen Honorar zufrieden sein mußten.

1842 verheiratete sich Hawthorne mit Fräulein Peabody. Nachdem er vier Jahre im „Old Manse“ gewohnt und geschriftstellert hatte, zog er wieder nach seiner Geburtsstadt Salem zurück; daselbst erhielt er eine Anstellung im Zollhause und bekleidete dieselbe bis zum Jahre 1850. Dort schrieb er auch die Novelle „The Scarlet Letter“, durch welche er plötzlich zum gefeiertsten Novellisten Amerikas wurde.

Nachdem er 1850 sein Amt an ein Mitglied der wieder einmal siegreichen Whigpartei hatte abtreten müssen, bezog er mit seiner Familie ein bescheidenes Quartier in Lenox und war fleißig mit der Feder thätig. Von 1850 bis 1853 schrieb er außer der bereits erwähnten „Blithedale Romance“, „The House of Seven Gables“, „Wonderbook for Boys and Girls“, „Tanglewood Tales“, „The Snow Image“ und „Life of Franklin Pierce“, eine Biographie seines Jugendfreundes und des späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten. 1853—60 brachte er in Europa und zwar hauptsächlich als amerikanischer Konsul in Liverpool zu und zählte, besonders da er in England bereits zahlreiche Verehrer besaß, diese sieben Jahre zu den glücklichsten und genußreichsten seines Lebens.

1860 kehrte er nach Concord zurück. Dort hatte er sich vorher ein Haus gekauft, dasselbe nach seinem Geschmacke umbauen lassen und ihm den Namen „Wayside House“ gegeben.

In seinem Werke „Our Old Home“, welches aus Skizzen vermischten Inhaltes besteht, gibt er die in England empfangenen Eindrücke wieder. Die Engländer waren mit diesem Werke höchst unzufrieden und glaubten, Hawthorne sei ihnen darin ungerecht geworden und habe sie mehr als Feind denn als Freund betrachtet.

In England machte Hawthorne auch die Bekanntschaft der unglücklichen Delia Bacon und widmete derselben den in dem eben genannten Werke veröffentlichten Aufsatz „A Gifted Woman“. Fräulein Bacon war bekanntlich der Ansicht, daß die unter dem Namen Shakespeares veröffentlichten Werke nicht von dem Direktor des Globe-Theaters in London, sondern von mehreren Dichtern der damaligen Zeit stammten und hatte ein dickleibiges Buch über diese Entdeckung geschrieben, die, wie Wyman's „Bibliography of the Shakespeare-Bacon Controversy“ (Cincinnati 1884) zeigt, bereits eine reichhaltige Literatur hervorgerufen hat. *)

Hawthorne hatte Fräulein Bacon nur einmal zufällig in London gesehen; dieselbe weihte ihn in ihre Entdeckung ein und erklärte sich von der Ueberzeugung beseelt, daß sich in Shakespeares Grab der Schlüssel zur Aufklärung

*) Siehe „Delia Bacon. A Biographical Sketch“. By Theodore Bacon. Boston 1888. — Als die Hauptvertreter der sogenannten Bacon-Theorie in Amerika gelten A. Morgan („The Shakespearean Myth“) und N. Holmes („The Autorship of Shakespeare“, neue Ausgabe in zwei Bänden, Boston 1886). Holmes ist,

und zum Beweiſe ihrer Theorie befände. Sie glaubte, Hawthorne ſei ihr von der Vorſehung geſchickt worden, um die Publikation ihres Werkes in die Hand zu nehmen und wie Fields in ſeinem Buche „Yesterdays with Authors“ erzählt, ſo hatte er ihr dies auch verſprochen. Da ſich aber kein Verleger dafür finden ließ, ſo blieb Hawthorne ſchließlich nichts anderes übrig, als die Herſtellungskoſten dieſes großen Werkes, das er außerdem mit einer Einleitung verſah, aus eigener Taſche zu beſtreiten, trotzdem er keinen Glauben an die darin verfochtene Theorie hatte, ein Umſtand, der ſpäter zum Abbruch aller Verbindungen zwiſchen ihm und der Verfaſſerin führte.

Fräulein Bacon hatte auch die Abſicht gehabt, Shakeſpeares Grab zur Auffindung der von ihr erwarteten Archive öffnen zu laſſen, doch kam dieſes Unternehmen nicht zu Stande.

Als Hawthorne nach Amerika zurückkehrte, zeigten ſich bereits die Vorboten des drohenden Bürgerkrieges. Er war niemals Abolitioniſt geweſen und konnte daher auch John Brown's Verſuch zur Befreiung der Neger nicht ſo bewundern, wie es in den tonangebenden Kreiſen Neuenglands der Fall war und da man außerdem damals die Demokraten der Untreue gegen die Union beſchuldigte, ſo verſuchte er nicht, ſich abermals ein politiſches Amt zu ergattern, ſondern verlegte ſich wieder auf die Schrift-

---

beiläufig geſagt, auch Verfaſſer eines zweibändigen philoſophiſchen Werkes unter dem Titel „Realistic Idealism in Philosophy itself“, Boſton 1888. — Seit dem wohlverdienten Fiasko, das Donnelly mit ſeinem marktſchreieriſch angekündigten Werke „The Great Cryptogram“ gemacht hat, ſind die Verfechter der Idee, Bacon ſei der Verfaſſer von Shakeſpeare's Werken, ziemlich ruhig geworden.

ellerei und begann zwei Novellen, ohne ſie jedoch zu eendigen, nämlich „The Dolliver Romance“ und „Septimius Felton“. Dieſelben, ſowie ſeine „Note-Books“, erſchienen nach ſeinem Tode. Von der in England begonnenen und niemals vollendeten Novelle „Doctor Grimshawe's Secret“ beſorgte ſein Sohn Julian 1882 eine Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen.

Hawthorne ſtarb am 18. Mai 1864 zu Plymouth in New-Hampſhire auf einer Reiſe, die er im Intereſſe ſeiner angegriffenen Geſundheit unternommen hatte. Seine Leiche wurde in Concord beerdigt. Seine Wittwe, welche die „Note-Books“ edirte und auch ein eigenes Werk unter dem Titel „Notes in England and Italy“ herausgab, ſtarb 1871 in London; ſeine älteſte Tochter ſtarb unverheiratet und ſeine jüngſte iſt die Gattin des Schriftſtellers George P. Lathrop, des Verfaſſers einer literarhiſtoriſchen Studie über Hawthorne. Sein Sohn Julian hat ſich als Novelliſt einen Namen gemacht; auch verdanken wir demſelben das zweibändige Werk „Nathaniel Hawthorne and his Wife“ (Boſton 1884).

Die „American Note-Books“ gewähren uns einen intereſſanten Einblick in das künſtleriſche Schaffen unſeres Autors. Es ſind dieſelben reich an humoriſtiſchen, ſarkaſtiſchen und poetiſchen Bemerkungen über Alles, was ihm zufällig vor die Augen kam. Selbſt das Kleinſte und Unbedeutendſte liefert ihm den Stoff zu einer geiſtreichen Stilübung; mit Pferden hält er Zwiegeſpräche, Wirthshäuſer und Kirchhöfe verſehen ihn abwechſelnd mit heiteren und düſteren Gedanken. Er notirt ſich eine Maſſe Themen, um ſie gelegentlich novelliſtiſch zu behandeln und es iſt im höchſten Grade zu be-

dauern, daß er einige derſelben niemals zur Ausführung gebracht hat.

Auch gibt er in dieſen Tagebüchern Reminiscenzen ſeiner Lektüre, aus welchen hervorgeht, daß er in der Wahl der von ihm geleſenen Werke ganz planlos verfuhr; doch verſtand er es, an ſcheinbar trocknen Notizen in alten, vergilbten Zeitungen überraſchende phantaſtiſche Bemerkungen zu knüpfen. Gelegentlich machte er auch ſeinem Aerger über den Frohndienſt im Zollhauſe in bitteren Worten Luft und noch rückſichtsloſer drückt er ſich über ſeinen Aufenthalt auf Brook Farm aus.

Unter den Themen zu Erzählungen findet ſich auch eines, welchem dieſelbe Idee zu Grunde liegt, die Jean Paul in ſeiner Dichtung „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" ſo herrlich bearbeitet hat.

Und dann berichtet Hawthorne vom 10. Oktober 1842, daß als er in einem Bande von Rabelais las, er das Ticken eines ſcheinbar Einlaß begehrenden Vogels an ſeinem Fenſter gehört und daß dieſer Bote aus dem Geiſterreiche einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht habe. Dieſe ganze Stelle erinnert lebhaft an Poe's „Raben" und wenn man nicht wüßte, daß dieſe Tagebücher erſt nach dem Tode Hawthorne's zum erſten Male veröffentlicht worden wären, ſo wäre man ſicherlich leicht geneigt, hier den Urſprung jenes berühmten, 1845 gedruckten Gedichtes zu ſuchen.

Hawthorne's in England geführte Tagebücher, die zwei Bände füllen, gefielen den dortigen Leſern noch viel weniger als ſein im Grunde genommen doch äußerſt harmloſes Werk „Our Old Home". Dieſe Aufzeichnungen waren natürlich urſprünglich nicht für die Veröffentlichung

bestimmt und Hawthorne legte darin seine Ansichten und die auf Reisen empfangenen Eindrücke nieder, ohne auf irgend einen Leser Rücksicht zu nehmen. Seine „Italian Note-Books“ sind mit großer Sorgfalt gearbeitet und tragen durchaus nicht den Stempel einer unter dem Einfluß des Augenblicks erfolgten Niederschrift.

Hawthorne's „Blithedale Romance“ ist, um nun etwas ausführlicher auf seine Hauptschöpfungen zurück zu kommen, durchaus kein getreues Bild des Lebens und Treibens der Transcendentalisten auf Brook Farm; keines der damals existirenden sozialistischen oder kommunistischen Systeme wird darin kritisirt oder bevorzugt und alle die dort auftretenden Personen sind nur Geschöpfe seiner Phantasie, trotzdem durchaus nicht abgeleugnet werden kann, daß ihm dabei mancher wirkliche Transcendentalist zum Modell saß. Der träumerische Junggeselle Miles Cloverdale, der Allem eine humoristische Seite abgewinnt, ist wohl der Verfasser selber, dem da, wie besonders aus seinen Tagebüchern hervorgeht, das Leben in diesem Utopien von Tag zu Tag unangenehmer und lächerlicher vorkam. Ein Gegenstück zu ihm bildet Silas Foster, der Direktor der Farmarbeiter, ein äußerst nüchterner und praktischer Mann, der den Schöngeistern durch manche cynische Bemerkung das Philosophiren und Träumen zu vertreiben sucht. Er spricht hauptsächlich von Schweinen, Unkraut, Gemüse und ähnlichen prosaischen, aber höchst nützlichen Dingen; seine geistige Erholung bildet Tabakrauchen, das Lesen des Farmeralmanachs und Schlafen mit obligatem Schnarchen. Der Philanthrop Hollingsworth, eine Hauptperson der Hawthorne'schen „Freudenthalsnovelle“, ist ein Mann von engem Gesichtskreis, starkem Willen und edlem Ge-

müthe. Früher hatte er das Schmiedehandwerk betrieben, nun aber hatte er sich humanen Bestrebungen gewidmet und ging mit dem Plane um, ein Institut zur Besserung der Verbrecher zu gründen. Er hatte Priscilla, ein zartes, leicht erregbares Mädchen, aus einem schrecklichen Schneesturm gerettet und nach Brook Farm gebracht. Dieselbe ward allmälig zur reizenden Jungfrau, die infolge ihrer Munterkeit und unschuldigen Ausgelassenheit alle Brook Farmer bezauberte. Zenobia, eine gelehrte ältliche Dame oktroyirt sich ihr als moralisirende Tante auf und gibt ihr Unterricht in Aesthetik und ähnlichen, für den Verkehr mit Gebildeten nöthigen Wissenschaften. Beide sind sterblich in den ehrlichen Hollingsworth verliebt; beide stehen unter dem Einflusse eines Mesmeristen und verwickeln sich schließlich in Abenteuer, die selbst dem leichtgläubigsten Leser höchst unwahrscheinlich vorkommen müssen. Ueberhaupt weiß man nie so recht, woher Hawthorne's Personen stammen und wohin sie gehen; sie treten unverhofft auf und verschwinden dann wieder plötzlich im romantischen Dunkel.

In Zenobia, die schließlich durch Selbstmord endet, will man die unglückliche Margaret Fuller, auf die Hawthorne nie gut zu sprechen war, erkennen, und es ist keine Frage, daß er derselben einige Züge entlehnt hat. Im Ganzen genommen ist die „Blithedale Romance“ eine der herrlichsten Schöpfungen Hawthorne's; das humoristische Element tritt hier mehr als in irgend einem anderen Werke in den Vordergrund und bildet, z. B. die köstliche Beschreibung der bukolischen Thätigkeit der gelehrten Farmer eines der glänzendsten Kapitel dieses Werkes.

„The Scarlet Letter“ bildet ein Nachtstück aus der

Zeit der sittenstrengen und verfolgungssüchtigen Puritaner Neuenglands. Es ist die Geschichte der lebenslangen Reue und Gewissensqualen eines beliebten Geistlichen, welcher mit einer verheirateten Frau verbotenen Umgang gepflogen hatte und nun von dem beleidigten Ehemann in der teuflischsten Weise verfolgt wird. Der Name der Novelle ist auf den Umstand zurück zu führen, daß nach einem in der Plymouth-Kolonie existirenden Gesetze eine Ehebrecherin den Buchstaben „A“ in rother Farbe auf der Brust tragen mußte.

Der Bostoner Verleger und Schriftsteller James T. Fields erzählt: „Im Winter 1849, nachdem Hawthorne seine Stelle als Zollbeamter verloren hatte, besuchte ich ihn in Salem, da ich gehört hatte, er sei unwohl. Ich fand ihn sehr niedergeschlagen neben dem Ofen sitzen und bat ihn, doch daran zu denken, wieder einmal Etwas zu veröffentlichen. Er erwiderte, daß er infolge der Unpopularität seiner bisherigen Schriften alle Lust am Weiterschaffen verloren habe. Kaum hatte ich sein Haus verlassen, da kam er hinter mir hergelaufen und überreichte mir ein Manuskript mit den Worten: „Es ist entweder sehr gut, oder sehr schlecht; ich weiß es selbst nicht.“

Unterwegs las ich einen Theil der mir eingehändigten Novelle und noch an demselben Tage benachrichtigte ich ihn brieflich, daß ich nach Salem kommen würde, um die nöthigen Vorbereitungen für die Uebernahme des Verlages zu treffen. Als ich ihn wieder besuchte und für meine Bewunderung dieses Werkes kaum Worte fand, hielt er mich für verrückt und lachte mich aus. Auf meinen Rath nahm er einige Aenderungen daran vor, sodaß das Buch anfangs 1850 erscheinen konnte.“

Im Februar des genannten Jahres schrieb Hawthorne an seinen Jugendfreund Bridge: „Ich habe mein Buch vollendet; ein Theil desselben befindet sich in Boston und der andere weilt noch hier in Salem, so daß diese Geschichte also zum wenigsten vierzehn Meilen lang ist. Ich las gestern Abend den Schluß meiner Frau vor, wonach sie sich mit Kopfschmerzen ins Bett legte, was ich für einen großen Triumph betrachte".

Durch diese Novelle, von welcher in zehn Tagen 5000 Exemplare verkauft wurden, begründete Hawthorne seinen Ruf für alle Zeiten. Da ein unsittlicher Geistlicher darin die Hauptrolle spielte, so ist es leicht erklärlich, daß dieses Werk von den kirchlichen Zeitungen bitter angefeindet wurde und war es namentlich das in New-Haven erscheinende Episkopalblatt „The Church Review", welches mit der Wuth eines Pastors Goeze über diese Novelle herfiel und den Anfang einer demoralisirenden, dem französischen Geschmacke huldigenden Literatur Amerikas prophezeite.

Der poetische Reiz dieser einfachen Erzählung ist schwer mit Worten zu beschreiben; sie ist arm an dramatischem Leben, dafür aber desto reicher an Schilderungen psychischer Stimmungen. Sie ist das stylvolle Werk eines berechnenden, kalten Psychologen, der seine Mittel wohl kennt und zu verwerthen weiß. Hawthorne's „Scarlet Letter" hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Lockhart's einst vielgelesener Novelle „Adam Blair", in welcher ebenfalls ein Geistlicher als Geliebter einer verheirateten Frau auftritt und dieses Verbrechen öffentlich eingesteht.

„The House of Seven Gables", die zweitpopulärste Novelle Hawthorne's, wurde im Winter 1850—51 zu

Lenox in Maſſachuſetts geſchrieben. Der Ort der Handlung iſt nach Salem verlegt, wo man noch heute die Ehre, das „Siebengiebelhaus“ zu ſein, mehreren alten Gebäuden zuſpricht. Im Allgemeinen aber nimmt man an, daß das ſogenannte „Curwen House“, deſſen Hawthorne auch anderswo gedenkt, das Gebäude iſt, in dem ſich ſeine wunderbare Geſchichte abſpielt. Auch dieſe Erzählung nennt er „Romance“ und ſagt in der Vorrede, dieſelbe unterſcheide ſich dadurch von der Novelle, daß ſie ſich mehr im Reiche der Phantaſie abſpiele, wohingegen ſich letztere mehr an die Wirklichkeit, oder doch an die Wahrſcheinlichkeit halte. Die Grundidee dieſer „Romance“ iſt: das Unrecht irgend einer Generation wird in der nachfolgenden zu einem unkontrollirbaren Unheil. Der Fluch, der auf dem genannten Hauſe ſeit der Zeit der Hexen- und Quäkerverfolgungen laſtet, theilt ſich den ſpäteren Bewohnern mit und bewahrheitet den Ausſpruch des deutſchen Dichters, daß die böſe That fortzeugend Böſes gebiert. Das Düſtere, Unheimliche und Geſpenſtiſche, alſo das wahre Element Hawthorne's, kommt unter dieſen Umſtänden reichlich zur Entfaltung. In dem betreffenden verwunſchenen Hauſe wohnt die alte Jungfer Hepzibah Pyncheon, die darin, da ſie um ihr Vermögen betrogen worden war, zum Erſtaunen der Nachbarſchaft und ihrer ariſtokratiſchen Verwandten, einen armſeligen Kramladen anfängt, aber, da ihr alle Menſchenkenntnis abgeht, ſchlechte Geſchäfte macht, bis ſie durch Fräulein Phoebe, eine Verwandte, die ſich bei ihr einquartirte, die nöthige Hülfe erhält. Die übrigen Bewohner des geräumigen Hauſes ſind mit Ausnahme des Photographen Holgrave, der ſich in die muntere Phoebe verliebt, abnormale Karaktere,

die zu zahlreichen Verwickelungen Veranlaſſung geben; doch löſt ſich ſchließlich Alles in Wohlgefallen auf und das Princip der hiſtoriſchen Gerechtigkeit kommt zur erfreulichen Geltung.

In den „Twice-told Tales“, deren erſter Band 1837 und deren zweiter 1842 erſchien, begrüßte Longfellow das Werk eines genialen Dichters, der die Kunſt verſtehe, ſelbſt das Gewöhnliche und ſcheinbar Kalte mit dem Zauber der Romantik zu umgeben. Es enthält dieſes Sammelwerk zahme Geſchichten aus der Puritanerzeit Neuenglands, ſowie einige reizende Kleinmalereien und humoriſtiſch angehauchte Skizzen. Zelotiſche Pfaffen, tyranniſche Beamte und lichtſcheue Geſpenſter treten auch hier maſſenhaft auf. Die Erzählung „The Gentle Boy“, die in manchen Punkten an Bret Harte's kaliforniſche Geſchichte von dem Chineſenknaben Wau Lee erinnert, darf unſtreitig als die Perle der „Twice-told Tales“ angeſehen werden. Auch in dem Sammelwerke „Mosses from an Old Manse“ (2 Bände, New-York 1846) begegnet man den alten geſpenſterhaften und catilinariſchen Exiſtenzen wieder. So gern man ſich nun ſonſt in dem proſaiſchen Leben ein bischen Romantik gefallen läßt und ſogar willkommen heißt, Hawthorne jedoch wird durch die beſtändige Wiederbelebung ſeiner Behexten, Verwunſchenen, Traumgläubigen und dergleichen Zwielichtsgeſtalten allmälig langweilig und man wäre leicht geneigt, ihn den vielen überſchätzten Schriftſtellern zuzuzählen, wenn er nicht dann und wann als Oaſe in ſeiner unheimlichen Geſpenſterwüſte ein lebensfriſches Naturbild hinzauberte, das einem Thoreau oder Burroughs alle Ehre gemacht hätte. Jammerſchade, daß er ſeine in den

„Mooſen" enthaltenen tiefſinnigen „Allegorien des Herzens" niemals zum Abſchluß brachte!

Hawthorne's „Wonder-Book", „Tanglewood Tales", „True Stories from History and Biography", „The Snow Image" u. ſ. w. ſind Jugendſchriften, in denen ſich der Verfaſſer die Aufgabe ſtellte, die amerikaniſche Kinderwelt mit den mythiſchen Erzählungen des klaſſiſchen Alterthums, ſowie mit den Hauptperſonen der vaterländiſchen Geſchichte vertraut zu machen. Das Märchen „Snow Image" erfreut ſich noch heute einer außerordentlichen Popularität; ob es dieſelbe aber verdient, iſt eine Frage, die wir durchaus nicht bejahend beantworten wollen.

„The Dolliver Romance" iſt unbeendet geblieben; ebenſo auch „Septimius Felton", von der Hawthorne's Tochter Vena in Verbindung mit dem engliſchen Dichter Robert Browning eine Ausgabe veranſtaltete. In der zweibändigen Novelle „The Marble Faun, or, the Romance of Monte Beni" (1860)*) iſt der Schauplatz der Erzählung nach Italien verlegt, die Luftgeſtalten mit ihren eigenen Geſetzen ſind jedoch die alten geblieben.

Hawthorne ſtudirte überhaupt mit Vorliebe ungewöhnliche Karaktere in ihrer phyſiſchen Entwicklung, niemals aber buhlt er um den Beifall der großen, nur für ſtarken Sinneseindruck ſchwärmenden Maſſe. Poe nannte ihn einen Nachahmer Tieck's und ſprach ihm alle Originalität ab; auch klagte er ihn wie ſo manchen anderen Dichter des Plagiates an, wofür er jedoch die eigentlichen Beweiſe ſchuldig blieb. Ueberhaupt fiel es ihm ſehr ſchwer,

*) Siehe darüber einen intereſſanten Eſſay in Peabody's „Last Evening with Allston", Boſton 1886.

Hawthorne's Talente und Verdienste offen anzuerkennen, weshalb er sich dann auch in seinen Bemerkungen über ihn sehr oft widerspricht.

Der bibliographischen Vollständigkeit wegen erwähnen wir schließlich noch, daß Hawthorne von Longfellow und Stedman durch schwungvolle Gedichte verherrlicht worden ist und daß ihm auch der Novellist Henry James jr. eine biographisch-kritische Studie gewidmet hat, welche einen Band von John Morley's „English Men of Letters" (1880) bildet. Elizabeth Weller hat den „Scarlet Letter" zu einem in Jamben verfaßten fünfaktigen Drama umgedichtet (New-York 1876); ob dasselbe aber auf der Bühne Erfolg hatte, oder ob es überhaupt jemals aufgeführt wurde, vermögen wir nicht zu sagen. *)

Der mit dem Worte „Humor" verbundene Begriff ist allmälig eben so unsicher geworden, wie der von einigen Literarhistorikern mühsam und gewaltsam definirte Unterschied zwischen einer Ballade und einer Romanze. Man verwechselt häufig den Humor mit dem Komischen, Witzigen, Spaßigen, ja sagar Zotigen, und fragen wir bei unseren Aesthetikern nach, was der Humor eigentlich sei, so sagt der eine — Jean Paul nämlich, — er sei das „auf das Unendliche angewandte Endliche", und ein anderer definirt ihn in seinem Orakelstile als „diejenige Modifikation des Schönen, welche einerseits die Idee der subjektiven, andrerseits die Idee der absoluten Vollkommenheit zur Präsenz bringt", wodurch wir unwillkürlich an

*) Außerdem ist die oben genannte Novelle auch von G. H. Andrews (Boston 1871) und G. Harrison (Brooklyn 1876) dramatisirt worden.

as alte Mühlrad des Faust'schen Schülers erinnert erden.

Nach den Ansichten des Hippokrates ist unser Wohl- oder Uebelbefinden auf die Mischung der vier in dem nenschlichen Körper enthaltenen Säfte zurückzuführen; diese Säfte heißen im Lateinischen „humores", und so verband man denn mit dem Worte „Humor" den Begriff Gemüthsstimmung, oder auch Laune, in welch' letzterem Sinne denn auch Johnson diesen Ausdruck in seinem Lustspiele ‚Every Man in his Humour" gebraucht.

Der Humor besteht also aus einer Mischung des Ernsten und Komischen, und in diesem Sinne werden auch die englischen Schriftsteller Fielding, Goldsmith, Sterne und Dickens, dann die Deutschen Hebel, Mathias Claudius und Fritz Reuter, und die Amerikaner Bret Harte, Artemus Ward, Oliver Wendell Holmes und der besonders bei dem niederen Volke während des Bürgerkrieges populäre Brick Pomeroy Humoristen genannt.

Oliver Wendell Holmes ist so recht der lachende Philosoph Amerika's; er ist ein echter Gemüthsmensch, der sich mit den Fröhlichen freut und mit den Traurigen weint. Er wurde am 29. August 1809 zu Cambridge in Massachusetts als Sohn des orthodoxen Geistlichen Dr. Abiel Holmes geboren. Da sein Vater sehr wohlhabend war, so verlebte Oliver eine sorgenfreie, aber an tollen Streichen reiche Jugend. Die alten Folianten seines väterlichen Hauses ließ er übrigens nicht unbeachtet, und der Geschmack an literarischen Kuriositäten ist ihm für sein ganzes Leben geblieben. Auch lag er als Knabe dem Studium der Alchymie ob; doch als er einst vergeblich versuchte, nach Anleitung eines alten Schmökers das Blei-

gewicht seiner Angel und der Küchenuhr in Gold zu verwandeln, verlor er alles Vertrauen zu dieser „Wissenschaft".

Wie er in dem Artikel „Cinders from the Ashes" („Atlantic Monthly", Januar 1869) erzählt, so erhielt er seinen ersten Unterricht in einer Privatschule, und hatte als Schulkameraden unter Anderen Richard Henry Dana jr., und Margaret Fuller, die damals schon in dem Rufe stand, sehr gelehrt zu sein und viele Romane zu lesen. 1825 trat er, nachdem er inzwischen ein Jahr auf der Phillips Academy zu Andover zugebracht hatte, in das Harvard College ein und machte den vorgeschriebenen vierjährigen Studienkursus durch. Während dieser Zeit war Holmes ein recht ausgelassener Geselle, der da zum größten Aerger seines frommen Vaters alle erdenklichen Dummheiten beging, der rauchte, liebte, trank und sich mit Flinte und Pistole tagelang in Feld und Wald herumtrieb. Die Cigarren versteckte er gewöhnlich im Laufe seiner Pistole, wo sie vor den Augen seiner Mutter, die unter keiner Bedingung ein solches lebensgefährliches Instrument in die Hände genommen hätte, sicher waren. Sein Vater hätte ihn lieber nach dem damals gegründeten Amherst College gesandt, an dem man, im Gegensatze zu dem von freisinnigen Unitariern beeinflußten Harvard College, doch noch dem Teufels- und Höllenglauben huldigte, allein er dachte, die väterliche Beaufsichtigung würde den Sohn schon von den Gefahren der Irreligiösität schützen. Daß er sich hier einem gewaltigen Irrthum hingab, hat die spätere Zeit gelehrt.

Zu des jungen Holmes' Universitätsfreunden gehörte der Mathematiker und Astronom Benjamin Peirce, der Jurist Benjamin Curtis, der Theologe James Freeman

Clarke und der fromme Verfaſſer des ſo berühmt gewordenen Liedes: „My country, 't is of thee“. Des Letzteren gedenkt er auch in einem ſeiner zahlreichen „Klaſſengedichte“ mit den Worten:

„And there's a nice youngster of excellent pith,
Fate tried to conceal him by naming him Smith;
But he shouted a song for the brave and the free,
Just read on his medal: ‚My Country, of thee!‘“

Nachdem Holmes Harvard College verlaſſen hatte, ſtudirte er unter Story und Aſhnum ein Jahr lang Jurisprudenz; dann aber legte er den Blackſtone und Chitty beiſeite und beſchloß, Mediziner zu werden, trotzdem ſein Vater es gerne geſehen hätte, wenn er ſich der Theologie gewidmet.

Während ſeiner kurzen juriſtiſchen Laufbahn wurde Holmes auch mit den Typen und Korrekturbogen des Zeitungsdruckers bekannt und hatte, wie er ſich ausdrückte, einen „attack of authors lead-poisoning“, denn er veröffentlichte in der von John Osborne Sargent redigirten Zeitſchrift „The Collegian“, die nach einer ſechsmonatlichen Exiſtenz den Weg alles Fleiſches ging, ſeine erſten Gedichte, von denen er die meiſten in ſeine ſpätere Sammlung aufnahm. Auch ſchrieb er um dieſe Zeit ſein Gedicht „Old Ironsides“, das die Runde durch alle amerikaniſchen Zeitungen machte, und das den Marineſekretär beſtimmt haben ſoll, von ſeinem Vorhaben, die „Old Ironsides“, wie das alte Kriegsſchiff „Conſtitution“ gewöhnlich vom Volke genannt wurde, wegen Seeuntauglichkeit öffentlich verſteigern zu laſſen, abzuſtehen.

Von 1830—33 ſtudirte Holmes in Boſton Medizin

und dann ging er nach Paris, woselbst er sich zu seiner weiteren Ausbildung etwas über zwei Jahre aufhielt. 1836 gab er seine erste Gedichtsammlung heraus; dieselbe bestand aus fünfundvierzig Nummern und einer langen Vorrede, in der er das Hyperbolische in der Poesie vertheidigte. In diesem Bande befindet sich auch das wehmuthvolle, und trotz seiner etwas humoristischen Färbung so tief ergreifende Gedicht „The Last Leaf", das den Namen des Verfassers überall in Amerika und England schnell bekannt machte. Es war ein Lieblingsgedicht des unglücklichen Präsidenten Lincoln und derselbe pflegte zu sagen, daß besonders die Strophe:

„The mossy marbles rest
On the lips that he has prest
In their bloom.
And the names he loved to hear
Have been carved for many a year
On the tomb,"

die schönste sei, welche er jemals in der englischen Sprache gefunden habe.

Da Holmes in Boston bereits ziemlich populär geworden war und er einer alten aristokratischen und einflußreichen Familie angehörte, so fand er bald als Arzt eine lukrative Praxis; trotzdem ließ er sich aber doch bewegen, zwei Jahre lang am Dartmouth College in New-Hampshire die schlecht bezahlte Professur für Anatomie und Physiologie zu übernehmen. 1847 wurde er zum Professor der Anatomie am Harvard College ernannt und bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1882; dann resignirte er, um ganz und gar der literarischen Beschäftigung leben zu können.

Was Addiſon und Steele, Lamb und Hazlitt zu verſchiedenen Zeiten für London waren, war die Coterie des „Atlantic Monthly“, wozu außer Holmes noch Lowell, Longfellow, Fields und Andere gehörten, ein Viertelhrhundert für Boſton, und wie in England beſonders as dem freundſchaftlichen Verkehr der beiden zuerſt genannten Schriftſteller der „Spectator“ hervorging, ſo entand in Amerika in ähnlicher Weiſe das „Atlantic Monthly“, dem Holmes auch ſeine ſogenannte „Frühſtückstiſchſerie“ veröffentlichte. Der „Autocrat at the Breakfastable“*) erſchien zuerſt 1857 und der leichte, ungezwungene Plauderton, in dem er ſeine Anſichten über alles Mögliche vortrug, verſchaffte dem „Atlantic Monthly“ zahlreiche Abnehmer, was der damals an der Abonnentenſchwindſucht leidenden Monatsſchrift ſehr zu Statten kam. Der Ton, den Holmes anſchlug, war neu in der amerikaniſchen Literatur, und trotzdem die Puriſten ſich damals über den von dem Autokraten gebrauchten „Slang“ bitter beklagten und alte, eingefleiſchte Philiſter behaupteten, das „Atlantic Monthly“ habe ſeine hiſtoriſche Würde eingebüßt, ſo griff doch Jedermann zuerſt nach den Holmes'ſchen Artikeln, und ergötzte ſich an dem allerliebſten Humor darin und an den ſarkaſtiſchen, aber treffenden und an Wortſpielen reichen Bemerkungen über Schulen, Frauen, Literatur und dergleichen.

Das Prototyp dieſes Autokraten finden wir übrigens ſchon in Buckinghams „New-England Magazine“, für das Holmes 1831—32 eine Serie von kurzen Aufſätzen ſchrieb, die ebenfalls eine Menge aphoriſtiſcher Sätze über allerlei

*) Deutſch im Verlage von H. Lüſtenöder erſchienen.

Themen, aber auch sehr viel gemeinplätzliches Zeug enthielten, so daß er wohl daran that, sie späterhin seinen gesammelten Schriften nicht einzuverleiben.

Holmes gibt sich in diesen Tischgesprächen, wie er wirklich ist. Er zeigt sich darin als eingefleischter Aristokrat, der stolz ist auf eine Reihe berühmter Ahnen, und der die sogenannten self-made men schon deshalb nicht achtet, weil ja dadurch das amerikanische Erziehungs- und Unterrichtswesen in Mißkredit gebracht würde. Immer aber plaudert er so angenehm und geistreich, daß man ihm gerne lauscht, auch wenn man, was er ja auch selber nicht verlangt, nicht immer mit ihm übereinstimmt. Mehrere der Aussprüche des Autokraten sind Sprichwörter geworden, und es wäre zu wünschen, daß aus den drei Bänden dieser Frühstückstisch-Serie ein gut gewählter Sentenzenschatz zusammengestellt würde, da die äußere Einkleidung derselben im Grunde doch fade und langweilig ist. Der Autokrat hat viele Rollen übernommen, und spielt sie auch meistentheils recht glücklich. Die angeredeten Personen jedoch sind leblos und ohne karakteristische Individualität.

Der „Professor am Frühstückstische", ebenfalls ein unverfälschter Bostoner, der jene Stadt für die Nabe (hub) des Sonnensystems hält, hat allerlei über Spiritualismus, Wörterbücher, Phrenologie u. s. w. vorzubringen; das Gefühl der Langeweile aber vermag er nicht zu verscheuchen. Das Beste dieses Buches ist die eingeflochtene, an ächtem Pathos reiche „Story of Iris", von der auch später ein Separat-Abdruck herausgegeben wurde.

Den „Poeten am Frühstückstische" hätten wir Holmes gerne ganz und gar geschenkt. Hätte er nicht seine besten

ɛdichte in die beiden letztgenannten Werke eingeflochten, bildeten dieselben eine dürre, kahle Sandwüste, durch e sich wohl kein Leser wagen würde; so aber erscheint ınn und wann eine poetische Oase, die herrlichen Ersatz r die ausgestandenen Entbehrungen gewährt.

Im „Autokraten" sagt Holmes, daß jeder Mensch sich den Stoff zu einer Novelle trage; er selbst aber ıtte den Stoff zu zwei Romanen in sich, von denen der ıe 1859 als „Elsie Venner" und der andere 1867 als The Guardian Angel" erschien. Beide illustriren eine ıd dieselbe Idee, nämlich daß die Menschen in Folge ıgeborener Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten in ihrer illensfreiheit beschränkt seien und daß ihnen somit ihr ɛbensgang vorgezeichnet sei. Er giebt zu, daß diese nsicht anfechtbar sei, ist aber doch geneigt, ihre Richtigit anzunehmen, da er dem mechanischen Prinzip nicht lein in physischen, sondern auch in psychischen Voringen einen weiten Spielraum gewährt. Ueberall merkt an Holmes den denkenden Mediziner an; abnormale eelenzustände versteht er vortrefflich zu schildern. In ɛr Schilderung der Frauen ist er jedoch meistentheils cht sehr glücklich, und da er ein Verehrer der alten, iuslichen Tugenden derselben ist, und mit dem alten goisten Goethe denkt, daß diejenige Frau die beste sei, e Alles so einrichte, daß er sich selber am Besten dabei bende, — ein Ideal, das den Bücher lesenden und schreibenɛn Neuengländerinnen durchaus nicht zusagt, — so haben ın die Bostoner Schriftstellerinnen deshalb schon oft genug ɔießruthen laufen lassen, trotzdem er sich doch auch auf ɛchmeicheleien versteht, und in seinem lyrischen Gedicht „Our ankee Girls" die Amerikanerinnen in alle Himmel erhebt.

In der Reflexionsnovelle „Elsie Venner“ hat die Heldin Klapperschlangenblut in den Adern und erzeugt durch ihr oft sonderbares Auftreten Mitleid und Furcht zu gleicher Zeit. Sie liebt einen jungen Gelehrten; da derselbe jedoch ihre Neigung nicht theilt, stirbt sie in Verzweiflung. Vor ihrem Tode scheint sie auf einmal gänzlich von ihrem Dämon befreit zu sein. Die Erzählung hinterläßt den Eindruck, daß die Heldin im Falle sie die so heiß ersehnte Gegenliebe gefunden hätte, schon früher geheilt worden sei. Dasselbe ist auch die leitende Idee seiner andern Novelle „Der Schutzengel“. Aehnliches bezweckte George Eliot in der Novelle „Silas Marner“*) und Hawthorne in seiner Erzählung „Egoismus, oder die Busenschlange“. „Elsie Venner“ hält sich in der Holmes'schen Novelle meistentheils im Hintergrunde auf, trotzdem aber ist sie doch die einzige Person, für die sich der Leser interessirt; sie ist Engel und Teufel zugleich, ähnlich wie die unheimliche Fremde Harriet Livermore in Whittiers Idylle „Snowbound“.

In der Novelle „Der Schutzengel“ veranschaulicht Holmes die Idee, daß verstorbene Personen in dem Körper lebender Menschen ein zweites Leben führen können. Unser Körper, sagt er, in dem wir die Reise durch das Leben machen, ist keine Privatkutsche, sondern vielmehr ein Omnibus und so läßt er dann in der Heldin Myrtle Hazard verschiedene Karaktereigenheiten ihrer Vorfahren, von denen einer der Zauberei angeklagt worden war, zum Ausdruck gelangen; ihr Auftreten hat daher etwas

*) Siehe darüber den Essay „Elsie Venner and Silas Marner“ im Augusthefte, 1861, von „Macmillan's Magazine“.

ysteriöſes und Abſtoßendes, doch gewinnt ſie unſere
)mpathie durch ihre Aufopferung in Hoſpitälern und
:e aufrichtige Liebe zu einem armen, aber edeln Manne.
:inen Zug zur Satire kann Holmes dabei nur ſelten
rleugnen; dem Geiſtlichen Stoker und ſeiner ganzen
:oleranten Sippe verſetzt er wuchtige Hiebe, und dem
len Poetaſter Hopkins ergeht es um kein Haar beſſer.

1861 brach der amerikaniſche Bürgerkrieg aus. An
r Bewegung zur Befreiung der Sklaven, welche den-
ben hervorgerufen, hatte Holmes nie theilgenommen,
ıdern es vorgezogen, Waſſer auf beiden Schultern zu
ıgen; im Grunde aber wollte er weder von einer ge-
)lichen, noch von einer ſozialen Gleichſtellung aller Be-
)hner der Republik etwas wiſſen. In Boſton regierten
mals die ſogenannten „Hunkers", die Jedem, je nach-
m er ihnen gefiel, hindernd oder fördernd in den Weg
ıten. Emerſon wurde ignorirt, Garriſon beſchimpft
:d verfolgt, Parker verachtet und Alcott ausgelacht;
)lmes fand es alſo am Gerathenſten, ſtrenges Still-
ıweigen zu beobachten. Als aber der Krieg wirklich
sbrach, ſtand er feſt und treu zur Union, und ſandte
ɜar ſeinen älteſten Sohn, der gerade ſeine Studien am
ırvard College beendet hatte, als Krieger auf das
hlachtfeld. In Schrift und Rede ſprach er der vom
hickſal ſchwer geprüften Armee des Nordens Muth ein,
:d bat ſie, nicht eher zu ruhen, bis die Untheilbarkeit
r Union nicht mehr in Frage gezogen werden könne.

Nachdem Holmes ſeine Profeſſur am Harvard College
:bergelegt hatte, gab er erſtens ſeine in verſchiedenen
:itſchriften abgedruckten Abhandlungen über die Arznei-
iſſenſchaft unter dem Titel „Medical Essays" in einem

Bande heraus, und dann veröffentlichte er seine Abhandlungen und Skizzen allgemeinen Inhalts, „Pages from an old Volume of Life“. Der Hauptaufsatz des letztgenannten Werkes ist „Mechanism in Thoughts and Morals“, worin er sich zu einigen Lehren der Materialisten bekennt, sich aber sorgfältig hütet, denselben weitgehende Zugeständnisse zu machen. 1881 veröffentlichte er auch eine warm geschriebene Biographie Motley's, des Historikers der Niederlande, mit dem er seit seiner Jugend intim befreundet gewesen war. 1885 widmete er Ralph Waldo Emerson ein ähnliches Werk.

Holmes literarische Unsterblichkeit und Popularität beruht auf seinen Gedichten, von denen mehrere Gesammtausgaben in Boston erschienen sind. Für jede Seelenstimmung weiß er, wie Wenige, das rechte Wort zu finden; seine meisten Gedichte sind Gelegenheitsprodukte im Sinne Goethes. Er ist ein Optimist vom reinsten Wasser, und sucht daher allen Dingen eine freundliche Seite abzugewinnen. Als ächter Humorist ist er aber auch Herr der Thränen; zartere, ergreifendere Lieder, wie er dem Alter und der Kindheit gewidmet hat, finden sich selten in der Literatur der Neuzeit. In seinen Balladen war unstreitig der Engländer Hood sein Vorbild; in Bezug auf seine lyrischen Ergüsse ist er seine eigenen Wege gegangen, und hat unvergleichliche Perlen geschaffen. Ich erwähne nur die Gedichte „The two Rivers“, „There is no Time like the Old Time“, „Under the Violets“ und das bereits angeführte „The Last Leaf“. Als Vertreter einer heiteren Lebensanschauung dokumentirt er sich hauptsächlich in dem reizenden Gedicht „A Song for other Days“. — Seine letzten Werke sind „A Moral Antipathy“

(1886), ein Roman im Stile Jean Pauls, und „One hundred Days in Europe“ (1887).

Aus seiner im Jahre 1840 mit Amelie Lee Jackson eingegangenen Ehe entsprangen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Einer dieser Söhne, der ebenfalls die Vornamen Oliver Wendell führt, hat sich als juristischer Schriftsteller einen geachteten Namen erworben.

Poe — Hayne — Lanier — Ryan — Timrod.

„Ein Talent, doch kein Karakter," mit dieſem Urtheile hat, wenn auch in anderen Worten, Dr. Griswold den Dichter des „Raben" abgefertigt und eine Maſſe Unwahrheiten über ihn in Umlauf geſetzt, die wenigſtens das Gute hervorbrachten, daß das große Publikum dem amerikaniſchen Weltſchmerzpoeten ein geſteigertes Intereſſe widmete und ſowohl deſſen Leben wie Schriften eine liebevolle Berückſichtigung zu Theil werden ließ. Dr. Griswold, der erſte Herausgeber der geſammelten Werke Poe's, hat ſein Möglichſtes gethan, ſeinen Schutzbefohlenen, nachdem derſelbe ein trauriges Ende gefunden hatte, in die Kategorie eines Grabbe, Günther, Griepenkerl oder des Irländers Mangan zu ſtellen, ihn der habituellen Trunkſucht zu zeihen und ihm überhaupt alle Anſtändigkeit und Tugend abzuſprechen; daß er dadurch den religiöſen Vorurtheilen ſeiner Landsleute, denen der Poe'ſche Zweifel an der Unſterblichkeit der Seele und der in dem Werke „Eureka" offenbar zur Schau getragene Pantheismus ein Dorn im Auge war, ſchmeichelte, iſt leicht erklärlich; da

ſich aber dieſe Verleumdungen von Jahr zu Jahr gleich einer ewigen Krankheit mit der Popularität des Dichters verbreiteten und allgemein Glauben fanden, ſo war es ſicherlich an der Zeit, das Verdammungsurtheil jenes literariſchen Vampirs durch eingehendere, auf authentiſchen Quellen beruhende Forſchungen zu entkräften, und der Welt den amerikaniſchen Dichter des Peſſimismus ſo zu zeigen, wie er eigentlich war und dabei auch, was natürlich gegen Griswold's chriſtliche Abſicht ging, ſeiner guten Werke zu gedenken. Ein Heiliger iſt dadurch Poe immer noch nicht geworden. Von manchem Unglück, das ihn betraf, war er ſelber die Veranlaſſung; immerhin aber waren ſeine Schwächen nicht derart, um ausſchließlich eine moraliſche Monſtroſität in ihm zu erblicken. Die Arbeiten eines Didier, Stoddard, Gill, Stedman, Ingram, Woodberry, Baudelaire, ſowie der Frau Sarah Helen Whitman waren ſicherlich zeitgemäß, wenn auch manche derſelben etwas zu panegyriſch gefärbt ſind.

In Poe's Adern rollte franzöſiſches, irländiſches und italieniſches Blut. Sein Vater, der aus guter Familie ſtammte und ſich in Baltimore mit dem Studium der Jurisprudenz befaßte, war in ſeinem 18. Jahre mit einer jungen, talentvollen Schauſpielerin auf und davon gegangen, hatte ſie geheirathet und ſich ebenfalls ihrem abenteuerreichen Berufe gewidmet. Seine Eltern, die, wie es damals gang und gäbe war, einen gewaltigen Reſpekt vor der Schauſpielerei beſaßen und darin die ſicherſte Anwartſchaft auf eine ewige Höllenqual erblickten, ignorirten ihn von Stund an, ſo daß er alſo ungehindert ſeines Glückes oder Unglückes Schmied ſein konnte. Schauſpielernd durchzog er nun mehrere Jahre mit ſeiner Gattin

das Land und sammelte einen großen Reichthum an Enttäuschungen, so daß er, als er im Jahre 1811 mit dem Theater zu Richmond verbrannte, seine drei kleinen Kinder in der bittersten Noth zurückließ. Seine Frau war zwei Wochen vorher an der Schwindsucht gestorben.

Edgar, unser am 19. Jan. 1809 geborener Dichter*), wurde von dem reichen Virginier John Allan, der ein Freund seines verstorbenen Vaters gewesen war, adoptirt und da Allan selber keine Kinder hatte, so ließ er seinem Adoptivsohne eine aristokratisch-südliche Erziehung angedeihen und gewährte ihm überhaupt jeden Wunsch. Edgar hatte in seiner Jugend, vielmehr schon in seiner Kindheit, Alles, was sein Herz begehrte und da sein Wille für den gutmüthigen, schwachen Allan Befehl war, so ist es denn kein Wunder, daß er ein eigensinniger, leichter und lockerer Geselle ward. Alles, was zu den nöthigen Attributen eines virginischen Kavaliers gehörte, stand ihm zur Verfügung. Für seine Ausbildung wurde nach Kräften gesorgt, das moralische Element derselben aber gänzlich vernachlässigt, sodaß ein verhätschelter und verzogener Junge aus ihm wurde, der späterhin, als sich ihm das Schicksal mit ernstem Gesichte zeigte, leicht die Fassung verlor und dieselbe auch nur vorübergehend wieder erlangte. Die Lehrer waren seine unterthänigen Diener, die sich auf Befehl Allan's keine Ausschreitungen oder Ueberhebungen gegen ihn erlauben durften. Nachdem Edgar theils in England in der Anstalt des Pastors John Bransby, worüber er in der Erzählung „William Wilson“ einen ziemlich breitspurigen Bericht liefert, und theils in

*) Nach Stoddard ist er am 19. Februar geboren.

Richmond eine nothdürftige Ausbildung erhalten hatte, bezog er die Universität von Virginien und widmete sich daselbst mit Vorliebe sprachlichen und literarhistorischen Studien, ohne übrigens in irgend einem Zweige durch besondere Leistungen zu glänzen. Die letztgenannte Anstalt mußte er großer Spielschulden wegen nach kurzer Zeit verlassen, was einen temporären Bruch mit seinem Pflegevater zur Folge hatte, sodaß er bei seiner Tante, der Frau Maria Clemm in Baltimore, Zuflucht suchen mußte. Viele, Griswold auf guten Glauben hin nachschreibende Schriftsteller erzählen, daß Poe damals nach Europa gegangen sei, um an dem griechischen Freiheitskampfe theilzunehmen und daß er unter traurigen Umständen wieder nach Amerika zurückbefördert worden sei; nach den zuverlässigen Aussagen Nelson Poe's, eines in Baltimore wohnenden Advokaten und eines nahen Verwandten des Dichters, beruht diese Angabe jedoch auf Unwahrheit und soll sich auf den ältesten Bruder Edgar's beziehen.

Im Hause seiner Tante zu Baltimore lernte Poe auch die Tochter derselben, nämlich die sechs Jahre alte Virginia, welche späterhin seine Frau wurde, kennen; dieselbe interessirte ihn damals schon so sehr, daß er ihr seine ganze freie Zeit widmete und ihr Unterricht in verschiedenen Fächern gab. Poe veröffentlichte auch damals seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel „Tamerlane, and other Poems" (Boston 1827); die zweite Ausgabe derselben erschien 1829 in Baltimore. In demselben Jahre versöhnte sich auch Poe wieder mit Allan, dessen Frau inzwischen gestorben war und ihn kinderlos hinterlassen hatte.

Da es nun hohe Zeit war, daß ſich Poe einem Berufsſtudium widmete, ſo nahm er ſich vor, die militäriſche Laufbahn einzuſchlagen, und Allan brachte ihn dann 1830 durch ſeinen Einfluß auf die Kadettenſchule zu Weſtpoint. Dort hören wir abermals nichts Gutes von ihm. Strenge Disciplin war ihm in innerſter Seele verhaßt; ſtatt Mathematik und dergleichen zu kultiviren, ſchrieb er Verſe und wurde daher von ſeinen Mitſchülern für einen Menſchen gehalten, bei dem es im Oberſtübchen nicht richtig ſei. Wegen Liederlichkeit wurde er endlich kriegsgerichtlich aus der Militärakademie ausgeſtoßen; ehe er aber dieſelbe verließ, veranſtaltete er abermals eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte, die er den amerikaniſchen Kadetten widmete und auf Subſkription drucken ließ. Jetzt war der Bruch mit ſeinem Pflegevater Allan, der ſich inzwiſchen wieder mit einer ſchönen Dame verheirathet hatte, vollſtändig und Poe konnte nun ohne einen Cent Geld in der Taſche ſeine eigenen Wege gehen. Ob ſein vielfach erzählter Eintritt als gemeiner Soldat in die Bundesarmee auf Wahrheit beruht, iſt ſchwer zu ſagen. Die Feder war von nun an das Inſtrument, womit er ſich bis zu ſeinem Tode kümmerlich ernährte. Da er mit ſeiner Erzählung „Manuscript found in a Bottle“ ſo glücklich war, den von einem kleinen Wochenblatte für die beſte novelliſtiſche Arbeit ausgeſchriebenen Preis zu erhalten, ſo erlangte er außer einer lokalen Berühmtheit auch permanente, wenn auch ſchlecht zahlende literariſche Beſchäftigung. Er bekleidete die Redaktionsſtelle an verſchiedenen Zeitungen, doch hielt er es an keiner lange aus. Seine Arbeiten, beſtehend aus Kritiken und Erzählungen, beſonders Kriminalgeſchichten, fanden Beifall und verdienten ihn auch.

Er verheiratete ſich mit der bereits erwähnten Virginia, die er zu vergöttern ſchien. Da er ſich mit einem ſeiner Mitarbeiter, ſowie Arbeitgeber auf die Länge der Zeit vertragen konnte, ſo mußte er ſeine Stellungen häufig wechſeln und ſo kam er dann im Herbſte 1844 nach New-York, woſelbſt er an dem von Morris und Willis herausgegebenen „Mirror“ Beſchäftigung fand. Es ging ihm herzlich ſchlecht. Da ſeine Frau beſtändig kränkelte, ſo zog er, da er glaubte, die Landluft würde ihr mehr Hülfe gewähren als alle Medizin, 1846 mit ihr und ſeiner Schwiegermutter hinaus in die Umgegend von New-York, nämlich nach dem ländlichen Fordham, woſelbſt er ein beſcheidenes, noch ſtehendes Bretterhaus bezog.*)

Nachdem dort ſeine Frau geſtorben war und er mit ſeinem philoſophiſchen Werke „Eureka“ auf das er große Hoffnungen geſetzt und das ihm die Mittel zur Gründung eines eigenen Journals liefern ſollte, kein Glück gehabt hatte, trieb es ihn wieder in die Fremde und zwar wollte er in Richmond die Redaktion einer Zeitung übernehmen. Als ſeine Verlobung mit Helene Whitman rückgängig geworden war, ohne daß ſich dieſe Dame jemals anders als höchſt ſchmeichelhaft über ſeinen Karakter ausgeſprochen hat, wollte er ſich mit Frau Shelton, einer Wittwe, verheiraten. Als er nun ſeine Schwiegermutter, Frau Clemm, zur Hochzeit aus Lowell abholen wollte und auf dem Bahnhofe zu Baltimore längere Zeit auf den Zug warten mußte, traf er zufällig einen alten Bekannten, der

*) Siehe darüber einen intereſſanten, auf Originalmittheilungen beruhenden Bericht in der New Yorker Wochenſchrift „The Westchester Times“ vom 7. April 1888.

ihn zum Trinken einlud, was Poe leider nicht abzuſchlagen wagte. Man kann nicht ſagen, daß Poe ein Gewohnheitstrinker war, denn oft vergingen Monate, ehe er ein Glas Wein oder Brandy zu ſich nahm; aber er war einer von denjenigen Menſchen, die das geringſte Maaß geiſtiger Getränke ſo aufregte, daß er alle Faſſung verlor und ſich wie wahnſinnig geberdete.

Beſinnungslos irrte nun Poe zur Nachtzeit in Baltimore umher und da am folgenden Tage die Wahl der ſtädtiſchen Beamten ſtattfinden ſollte, ſo wurde er von den Handlangern einer politiſchen Partei aufgegriffen, eingeſteckt, und am nächſten Tage, an welchem er noch immer nicht zur Beſinnung gekommen war, vielleicht auch inzwiſchen, wie das an Wahltagen Sitte iſt, noch manchen Schnaps getrunken hatte, der Reihe nach an die Stimmkäſten von elf Wards geführt, wo er auch den ihm in die Hand gedrückten Stimmzettel mechaniſch abgab. Am Tage darnach fand man ihn in dem Hinterzimmer eines politiſchen Hauptquartiers und da er leidend war, und als Stimmvieh ſeine volle Schuldigkeit gethan hatte, ſo brachte man ihn nach dem Waſhington Univerſity Hoſpital, woſelbſt er am 7. Oktober 1849 im Kreiſe weniger Freunde von ſeinen Leiden erlöſt wurde.*) Am folgenden

*) M. E. Didier berichtet in der New Yorker Tageszeitung „The Sun“ Folgendes über die letzten Tage Poe's: „In der letzten Zeit ſeines Lebens hatte Poe keinen ſtändigen Wohnſitz; bald hielt er ſich in New York, bald in Philadelphia, bald in Baltimore auf. In letzterer Stadt pflegte er häufig in dem Auſternlokal einer Wittwe Meagher zu verkehren. Nachdem er ſich mehrere Wochen dort nicht hatte blicken laſſen, erſchien er eines Abends wieder; er ſei in Richmond geweſen, erklärte er. Es war am Vorabend einer

Tage wurde er auf dem Friedhofe der Weſtminſter-Kirche in der Nähe von Fayette und Green Straße beerdigt. Seine Schwiegermutter, die ihn lange Jahre überlebte, liegt ihrem teſtamentariſch ausgedrückten Wunſche gemäß an ſeiner Seite begraben. Am 17. November 1875 wurde ihm daſelbſt ein Denkmal, beſtehend aus einem griechiſchen Obelisken, geſetzt, für welches die Lehrer Baltimore's ſeit Jahren Geldſammlungen veranſtaltet hatten.*) Stod-

Wahl und man trank wacker darauf los. Die kleine Schänke war voll zum Erſticken. Ich erinnere mich nicht mehr, um wie viel Uhr Poe, ich und zwei Andere gemeinſam das Lokal verließen. Aber ich erinnere mich ſehr wohl, daß wir noch keine hundert Schritte hinter uns hatten, als wir von einer Schaar Männer, die an einer Straßenecke auf der Lauer ſtanden, umzingelt und zu Gefangenen gemacht wurden. Es waren Wahlagenten. Es war zu jener Zeit nämlich Sitte, in der Nacht vor der Wahl alle Trunkene auf den Straßen aufzugreifen und ſie ſorgſam abzuſperren, indem man ihnen Alles reichte, was ſie bei gutem Humor erhalten konnte; am folgenden Morgen wurden ſie von Wahlbezirk zu Wahlbezirk geführt, wo ſie im Sinne ihrer Entführer wählen mußten. Wir verbrachten die Nacht in einem Maſchinenraume, in einem Hintergebäude der Calvertſtreet. Man unterließ es nicht, betäubende Mittel den Getränken beizumengen, die man in freigebiger Weiſe den Gefangenen vorſetzte. Am Morgen erhielten wir die Freiheit, aber nur, um durch zahlreiche Wahlbezirke geführt zu werden und in jedem unſer Votum abzugeben. Widerſetzen konnte man ſich nicht, ſonſt hätte man uns ſofort niedergehauen. Im dritten oder vierten Wahllokal konnte ſich Poe nicht mehr fortſchleppen; ohne Zweifel hatte man ihm eine zu ſtarke Doſis Opium gegeben. Er ſah ſo ſchlecht aus, daß ſelbſt unſere Henker es merkten und meinten, es würden ihnen Schwierigkeiten mit der Polizei entſtehen. Kurz, ſie entſchloſſen ſich, ihn in eine Kutſche zu ſetzen und ihn in ein Hoſpital zu ſchicken, um ſeiner loszuwerden. Dort ſtarb er."

*) Siehe darüber: Edgar Allan Poe. A Memorial volume by Sara S. Rice. Baltimore 1877.

bard und Ingram ſetzten ihm dadurch ein Denkmal, daß erſterer in Amerika und letzterer in England eine Geſammtausgabe ſeiner Werke veranſtaltete.

Poe's Hauptgedicht, wodurch er allgemein bekannt wurde und das Intereſſe an ſeinen übrigen Werken hervorrief, iſt „The Raven," ein Kunſtwerk, welches von Strodtmann, Eben*), Niclas Müller**) und Anderen in das Deutſche überſetzt worden iſt.***) Daſſelbe, das von der Spiritualiſtin Lizzy Doten vortrefflich nachgeahmt worden iſt, wurde in einem auf einer felſigen Anhöhe ſtehenden Hauſe an dem St. Nicholas Boulevard, nahe der 84. Straße in New-York, geſchrieben und unter dem Pſeudonym „Quarles" in der „American Review" veröffentlicht. Er erhielt dafür ein Honorar von zehn Dollars, hatte aber außerdem die Genugthuung, auf einmal zum Löwen des Tages geworden zu ſein.

Hier tritt Poe als Dichter der kraſſeſten Verzweiflung und Troſtloſigkeit auf. Zum Mundſtücke derſelben wählt er ſich den zur Nachtzeit eintretenden Raben, den hiſtoriſchen Unheilsboten, deſſen unheimlich monotones „nevermore" eine alle Faſern des Herzens durchſchauernde Wirkung hervorbringt. Der Dichter hatte ſich in alte Schriften zu ſpäter Nachtſtunde vertieft, um das Geheimnis des Welträthſels zu ergründen, als auf einmal jener ſchwarze Vogel zu ihm hergeflattert kommt, ſich auf eine Pallasbüſte ſetzt, und ihm von dort aus alle Fragen, be-

*) Philadelphia 1869.

**) New York 1874.

***) Siehe „The Raven". Commentary by John H. Ingram. New York 1885. Dieſes Werk enthält unter Anderem auch franzöſiſche, ungariſche und lateiniſche Ueberſetzungen des „Raben".

ſonders aber die Frage nach einem Wiederſehen im Jenſeits, mit einem krächzenden, ſtereotypen „nevermore“ beantwortet. Bürger giebt ſeiner „Lenore“ doch wenigſtens einen für abergläubiſche, oder wenigſtens doch blind gläubige Leſer befriedigenden, wenn auch altväterlichen, verſöhnenden Schluß; Poe hingegen endet ſein Gedicht wie ſein Leben, mit grauenhafter Disharmonie. Poe hat ſpäterhin in einem Aufſatze die mechaniſche Entſtehungsgeſchichte dieſes Gedichtes genau zergliedert und uns darin den Plan, dem er bei ſeinen poetiſchen Schöpfungen folgte, mit großer Offenherzigkeit enthüllt; mehrere Kritiker haben nun infolgedeſſen behauptet, er habe durch dieſe Zerfleiſchung ſeines Gedichtes den Eindruck deſſelben zerſtört. Poe aber arbeitete nie oder nur höchſt ſelten mit dem Herzen, ſondern ſtets mit dem Kopfe, und wählte ſeine Hülfsmittel, die er zur Ausführung eines poetiſchen Themas nöthig hatte, ſtets mit großer, auf langem Nachſinnen beruhender Bedachtſamkeit. Worte und Ausdrucksweiſe waren ihm Gegenſtand ſorgfältigſter Erwägung und die dichteriſche Feile hat er ſein Leben lang mit großem Fleiße gebraucht. Daß ſich bei den auf dieſe Weiſe entſtandenen Produkten die Effekthaſcherei oft und manchmal ſogar ſehr plump bemerklich macht, liegt auf der Hand. Wie ſeine Landſchaften mehr an das Nebelreich der Phantaſie erinnern, ſo haben auch alle ſeine handelnden Perſonen einen geiſterhaften Anſtrich. Poe iſt Dichter der inneren Zerriſſenheit, des aller Hoffnung baren Peſſimismus. Gerne hängt er brütend Kirchhofsgedanken nach und ſehnt ſich, da für ihn der Tod keine Schrecken hat, nach der Ruhe, die er im Leben nicht fand. Seine Gedichte ſind alſo Variationen über ein und daſſelbe Thema.

Lange Gedichte haßt er, da ſie dadurch, daß man ſie nicht auf einen Sitz leſen könne, keinen ungeſchmälerten künſtleriſchen Eindruck machten. Für das herrlichſte auf Erden hält er eine ſchöne Frau und der Verluſt derſelben für das wirkſamſte Thema der poetiſchen Behandlung. Um ſeine Harfe weht daher auch ſtets ein Trauerflor. Moraliſche Ideen bringt er nirgends zum Ausdruck; aber auch die geringſte unmoraliſche Hindeutung, woran der ihm ſonſt in mancher Beziehung wahlverwandte Byron ſo überreich iſt, findet ſich nirgends in ſeinen Schriften. Beſtändig führt er uns poetiſch wie proſaiſch in das düſtere Reich der Viſionen, das durch keinen Hoffnungsſtrahl erleuchtet iſt. Seine Frauenbilder ſind Abſtraktionen und ebenſo gemüthlos wie er.

Als Novelliſt gehört er in die Klaſſe eines Godwin, Hoffmann und Fouqué; das Schauerliche iſt ſeine ausſchließliche Domaine und hat er vielleicht gerade infolge dieſes Umſtandes in Frankreich ſo zahlreiche Verehrer und Vergötterer gefunden. Als Kritiker iſt er häufig intolerant, ſatyriſch, verbiſſen und vorurtheilsvoll; gerne möchte er den Eindruck eines Gelehrten machen, was er doch nicht war.

Sein Stil iſt mitunter wahrhaft klaſſiſch. Seine unter dem Titel „The Literati of New-York“ zuerſt in „Godey's Lady's Book“ erſchienenen kritiſchen Aufſätze wirbelten ihres ſchonungsloſen Karakters wegen in literariſchen Kreiſen viel Staub auf und es regnete förmlich Angriffe auf ihn. Ja, eine dieſer Repliken war derart, daß ſich Poe, um Satisfaktion zu erhalten, an das Gericht wenden mußte, welches ihm dann auch einen Schadenerſatz von mehreren hundert Dollars zuſprach.

Von Humor und Mutterwitz besaß Poe keine Spur. Seine mangelhafte Bildung trug er besonders in dem naturphilosophischen Werke „Eureka“ zur Schau, in dem er sich da, wo er sich nicht an bekannte wissenschaftliche Thatsachen halten konnte, in grauem Uebel verlor.

Alles in Allem war Poe ein seltener Originaldichter, obgleich sein Gesichtskreis ein eng begrenzter. —

Es ist bis jetzt nur wenigen Dichtern des amerikanischen Südens gelungen, sich im Norden in dem Maße Anerkennung und Geltung zu verschaffen, wie sie es wirklich verdient hätten. Nicht, als ob der Süden vielleicht arm an Jüngern Apoll's wäre; nein, derselbe hat sogar eine recht stattliche Anzahl derselben aufzuweisen und zwar von solchen, denen, wenn sie in einem Neu-England-Staate lebten und schrieben, durch literarische Coterien zu einer großen, allerdings künstlichen Popularität verholfen worden wäre: aber es kann nicht geleugnet werden, daß sich auch in der Literatur ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Norden und Süden entwickelt hat, das jetzt noch nicht ganz ausgeglichen worden ist. Die hervorragendsten Dichter des Südens haben in der jüngsten Zeit Takt und Einsehen genug bekundet, ihren politischen Sonderbündeleien zu entsagen und die geharnischten, der Sache der Konföderation gewidmeten Kriegslieder aus ihren Gedichtsammlungen zu entfernen. Die Sache, welcher jene Gedichte, die ja doch nur als Gelegenheits-Gedichte betrachtet werden können, gewidmet waren, hat sich als eine verlorene herausgestellt und der schrille Freiheitsruf, der darin ertönte, löste sich trotz der zierlichsten und begeistertsten Phrasen schließlich doch in keine Harmonie auf.

Jener Freiheitsruf beruhte auf dem Prinzip der

Staatenrechte; aber wenn man in diesem Falle bedenkt, daß dadurch einfach die Sklaverei verewigt werden sollte, so wird man schwerlich die südlichen Freiheitsdichter mit Sängern wie Körner oder Petöfi in eine Linie stellen wollen. Doch jene kurze Literaturperiode hat sich bereits überlebt und die Sänger des Südens haben ihre Leyer umgestimmt. Andere, sanftere und edlere Klänge schlagen jetzt an unser Ohr; das Schwertgerassel, Kanonengebrülle und Pferdestampfen ist verhallt und das Säuseln der erfrischenden Lüfte und das Plätschern klarer Waldbächlein ist wieder vernehmbar.

Ja, wenn wir aufmerksam horchen, so kömmt's uns vor, als vernehmen wir auch die süßen Stimmen neuerstandener Minnesinger und Troubadours, die uns Geschichten zuflüstern, wie sie ihnen die alte Frau Aventiure verrathen hat. Es sind herrliche Töne, die uns der Süden nach dem Kriege gesungen hat und fragen wir, wem dieselben entströmen, so werden uns hauptsächlich die Namen von Margaret J. Preston, der Schwägerin Stonewall Jackson's, von Henry Timrod, dem leider zu früh verstorbenen Barden Süd-Carolina's, von Paul Hamilton Hayne, dem sprachgewandten Romantiker, und von dem kürzlich zu großer Popularität gelangten Sidney Lanier genannt. Trotzdem Hayne nun schon seit einem Viertel-Jahrhundert poetisch thätig ist, so ist er von den hervorragendsten südlichen Dichtern doch verhältnißmäßig am wenigsten im Norden bekannt geworden, denn erst in der allerletzten Zeit fängt man dort an, sich ernstlich für seine Schöpfungen zu interessiren, die man früher beharrlich und, wie es scheint, auch absichtlich ignorirt hatte.

Paul Hamilton Hayne, geboren am Neujahrstage

31 zu Charleſton, ſtammte aus einer alten ſüdkaroliniſchen Familie, deren Mitglieder ſeit einem Jahrhundert cht allein auf der Rednerbühne, ſondern auch auf dem hlachtfelde hervorragende Rollen ſpielten. Im 16. Jahre at er in das College von Charleſton ein, woſelbſt er h durch Fleiß und geiſtige Geweckтheit auszeichnete.

Als er daſſelbe abſolvirt hatte, warf er ſich dem udium der Jurisprudenz in die Arme, aber da ihm sſelbe gar bald zu trocken vorkam und ihn ſeine Verögensverhältniſſe auch gerade nicht zu einem Brotſtudium angen, ſo widmete er ſich vorzugsweiſe poetiſcher Beäftigung; auch trat er mit einigen Journalen auf gere und kürzere Zeit in Verbindung. Als er im hre 1854 den Norden beſuchte, kam er mit zahlreichen erariſchen Berühmtheiten zuſammen, die ihn zur Herausbe ſeiner poetiſchen Erſtlinge ermuthigten und ein Jahr rauf erſchien auch ſein erſtes Bändchen Gedichte in ſton. Das zweite, „Sonnets and Poems“ betitelt, erien 1857 in ſeiner Vaterſtadt. Zwei Jahre darnach b er, und zwar diesmal wieder in Boſton, dem daligen literariſchen Mittelpunkte Amerika's, ein drittes indchen unter dem etwas langen Titel „Avolio, a Legend the Island of Cos; with Poems Lyrical, Miscellaneous d Dramatic“ heraus.

Hayne verſuchte auch in Verbindung mit Timrod, mms und anderen tüchtigen Kräften ein für den Süden ſtimmtes literariſches Magazin zu gründen; daſſelbe lt ſich auch gegen drei Jahre, aber da es ſich inzwien zur Genüge herausgeſtellt hatte, daß damit trotz des iegenen Inhalts doch kein finanzieller Erfolg zu erlen war, ſo ließ man es ſanft entſchlafen.

ihn zum Trinken einlud, was Poe leider nicht abzuſchlagen wagte. Man kann nicht ſagen, daß Poe ein Gewohnheitstrinker war, denn oft vergingen Monate, ehe er ein Glas Wein oder Brandy zu ſich nahm; aber er war einer von denjenigen Menſchen, die das geringſte Maaß geiſtiger Getränke ſo aufregte, daß er alle Faſſung verlor und ſich wie wahnſinnig geberdete.

Beſinnungslos irrte nun Poe zur Nachtzeit in Baltimore umher und da am folgenden Tage die Wahl der ſtädtiſchen Beamten ſtattfinden ſollte, ſo wurde er von den Handlangern einer politiſchen Partei aufgegriffen, eingeſteckt, und am nächſten Tage, an welchem er noch immer nicht zur Beſinnung gekommen war, vielleicht auch inzwiſchen, wie das an Wahltagen Sitte iſt, noch manchen Schnaps getrunken hatte, der Reihe nach an die Stimmkäſten von elf Wards geführt, wo er auch den ihm in die Hand gedrückten Stimmzettel mechaniſch abgab. Am Tage darnach fand man ihn in dem Hinterzimmer eines politiſchen Hauptquartiers und da er leidend war, und als Stimmvieh ſeine volle Schuldigkeit gethan hatte, ſo brachte man ihn nach dem Waſhington Univerſity Hoſpital, woſelbſt er am 7. Oktober 1849 im Kreiſe weniger Freunde von ſeinen Leiden erlöſt wurde.*) Am folgenden

*) M. E. Didier berichtet in der New Yorker Tageszeitung „The Sun“ Folgendes über die letzten Tage Poe's: „In der letzten Zeit ſeines Lebens hatte Poe keinen ſtändigen Wohnſitz; bald hielt er ſich in New York, bald in Philadelphia, bald in Baltimore auf. In letzterer Stadt pflegte er häufig in dem Auſternlokal einer Wittwe Meagher zu verkehren. Nachdem er ſich mehrere Wochen dort nicht hatte blicken laſſen, erſchien er eines Abends wieder; er ſei in Richmond geweſen, erklärte er. Es war am Vorabend einer

Themen, die, da sie meistentheils zu sehr an entschwundene Feudalzeit mit ihrem Absolutismus erinnern, unsere jetzige Geschmacksrichtung etwas fremd berühren. In fast allen seinen romantischen Gedichten verherrlicht er die Macht der Frauenliebe und zeigt sich somit als würdiger Nachfolger Tennyson's und Morris', die ja auch zu demselben Zwecke ihre Erzählungen dem Mittelalter entnahmen. Hätte der Süden seine Selbstständigkeit erlangt, wer weiß, ob nicht zugleich ein neues Geschlecht fahrender Minstrels entstanden wäre, das, von Vergangenheit und Gegenwart singend, Obdach bei gastlichen Pflanzern gesucht hätte. Dann wäre vielleicht Hayne ein moderner Wolfram von Eschenbach geworden; denn er ist ein Romantiker vom reinsten Wasser.

Sein Gedicht „Daphles", in welchem er die Ansicht poetisch verherrlicht, daß die Liebe Alles besiege, beruht auf einem Vorgange, der in das Gebiet des Unmöglichen und Traumhaften gehört.

Daphles ist die Königin von Argos, welche göttliche Ehren genießt und sie der Beschreibung nach auch verdiente. Nur von einem alten, trotzigen und verwegenen Fürsten wird sie gehaßt, doch bringt sie ihm dafür desto größere Liebe entgegen; ja, sie trägt ihm sogar ihre Hand an und wird seine Gemahlin. Jener Fürst geht scheinbar willig auf Alles ein; betrügt sie jedoch, da er die Liebe für eine werthlose Zeitverschwendung hält, in der schändlichsten Weise und raubt ihr dadurch das Leben. Der Tod brachte ihr den Frieden, den ihr die Liebe verweigert hatte. Doch da sie ihren Gatten vorher zum Erben ihres Thrones und ihrer Güter eingesetzt und damit gezeigt hatte, daß ihre Liebe zu ihm Alles zu ertragen vermochte

und da fernerhin ihm ihr Bild durch einen andern Umstand lebhaft ins Gedächtnis zurück gerufen wurde, so schmolz auch endlich die eisige Kruste, welche sich um sein Herz gelagert hatte und die Heiligkeit, Macht und Unwiderstehlichkeit ächter und unwandelbarer Liebe äußerte auch auf ihn ihre Wirkung. — Dieser uns etwas befremdende Stoff ist mit einer seltenen Sprachgewandtheit behandelt und sicherlich hat es der Dichter nicht am fleißigen Feilen fehlen lassen, wie man ihm denn überhaupt übereilte Vielschreiberei nicht zum Vorwurf machen kann. Die Diktion ist eine fesselnde und anmuthige; trotzdem muß zugestanden werden, daß uns das Gedicht nach einmaligem Lesen etwas kalt läßt, was aber hauptsächlich dem unserer Zeit so fern stehenden Stoff zuzuschreiben ist.

Dem erzählenden Gedichte „Aethra", das in gedrängter Sprache eine der erhabendsten poetischen Ideen behandelt, gebührt unstreitig von allen Hayne'schen Produktionen die Krone.

Ein spartanischer Fürst ist ausgezogen, um eine bessere Heimat für sich und sein Volk zu suchen und dieselbe sollte er nach dem Ausspruche des Orakels da finden, wo ihn aus klarem Himmel ein Regenstrom überrasche. Lange Jahre wandert er rastlos umher und sein Haar wird silberweiß; aber das verheißene Land findet er nicht. Als er nun einstens, müde und matt, eingeschlafen war, beugte sich sein Weib tief betrübt über ihn und machte ihrem Gram durch bittre Thränen Luft. Er erwachte — sie ist sein klarer Himmel, aus dem ihn der Regen überrascht; nun verstand er das Orakel und gründete an jener Stelle die Stadt Tarentum. Alles dies ist in edler

b keuſcher, dem Karakter des Sujets angemeſſenen
›rache erzählt.

Von ſeinen lyriſchen Gedichten, die ſich alle durch
:enen ſprachlichen Wohlklang auszeichnen, ſind beſonders
.emoved," „der Südwind" und „Feuerbilder" bemerkens-
rth. Erſteres iſt ein zartes Frühlingslied, in dem die
vachende Erde von Sonnenſchein umfangen wird, wo-
: ſie ihm mit rothen Roſen dankt. Im zweiten, das
›as weltſchmerzlich angehaucht iſt, erquickt uns die reine
ſt des Südens und blendet die Farbenpracht der Blumen
ſer Auge.

Hayne wiegt ſich gern in romantiſchen Träumen
: und ergeht ſich in den Wunderſagen Griechenlands
b Scandinaviens. Wolken, Nebel, Bächlein und Bäume
: Nähe geben auch ihm Veranlaſſung zu Sonetten;
ch übt der Mond ſeine traditionelle Kraft auf ihn aus.
e Aufregung liebt er nicht; Humor und Witz ſind ihm
bekannt.

In ſeinem größeren in Octavreimen geſchriebenen
dicht: „The Mountain of the Lovers" iſt ebenfalls die
auenliebe, welche alle Standesvorurtheile und ſonſtige
: Feudalzeit eigene Anſichten bei Seite ſetzt, das Leit-
›tiv.

In ſeinen der Natur gewidmeten Gedichten herrſcht
:e ſeltene Friſche und wenn auch gerade die darin ent-
ltenen Gedanken nicht immer neu ſind, was bei dem
oft behandelten Gegenſtand auch leicht zu verzeihen iſt,
fällt er doch wenigſtens nicht in den Fehler Bryant's,
ß er ſich zu oft wiederholt. Hayne's Weltanſchauung
durchweg eine geſunde, und ſeine Erzeugniſſe ſind nicht
m modernen Peſſimismus angekränkelt. Dieſem Um-

Lange Gedichte haßt er, da ſie dadurch, daß man ſie nicht auf einen Sitz leſen könne, keinen ungeſchmälerten künſtleriſchen Eindruck machten. Für das herrlichſte auf Erden hält er eine ſchöne Frau und der Verluſt derſelben für das wirkſamſte Thema der poetiſchen Behandlung. Um ſeine Harfe weht daher auch ſtets ein Trauerflor. Moraliſche Ideen bringt er nirgends zum Ausdruck; aber auch die geringſte unmoraliſche Hindeutung, woran der ihm ſonſt in mancher Beziehung wahlverwandte Byron ſo überreich iſt, findet ſich nirgends in ſeinen Schriften. Beſtändig führt er uns poetiſch wie proſaiſch in das düſtere Reich der Viſionen, das durch keinen Hoffnungsſtrahl erleuchtet iſt. Seine Frauenbilder ſind Abſtraktionen und ebenſo gemüthlos wie er.

Als Novelliſt gehört er in die Klaſſe eines Godwin, Hoffmann und Fouqué; das Schauerliche iſt ſeine ausſchließliche Domaine und hat er vielleicht gerade infolge dieſes Umſtandes in Frankreich ſo zahlreiche Verehrer und Vergötterer gefunden. Als Kritiker iſt er häufig intolerant, ſatyriſch, verbiſſen und vorurtheilsvoll; gerne möchte er den Eindruck eines Gelehrten machen, was er doch nicht war.

Sein Stil iſt mitunter wahrhaft klaſſiſch. Seine unter dem Titel „The Literati of New-York“ zuerſt in „Godey's Lady's Book“ erſchienenen kritiſchen Aufſätze wirbelten ihres ſchonungsloſen Karakters wegen in literariſchen Kreiſen viel Staub auf und es regnete förmlich Angriffe auf ihn. Ja, eine dieſer Repliken war derart, daß ſich Poe, um Satisfaktion zu erhalten, an das Gericht wenden mußte, welches ihm dann auch einen Schadenerſatz von mehreren hundert Dollars zuſprach.

es nährt den Lord in hoher Halle und das Thier im Stalle; es nimmt von Allem, um Allen zu geben; es ist der Geist der Zufriedenheit. Auch wirft der Dichter einen ernsten Blick auf sein specielles Vaterland und dessen Baumwollenpflanzungen, die da die teuflische Sucht nach raschem Gewinn gebar; jedes Feld ist dort zu einer Spielhölle gemacht worden und der Landmann sucht auf den Schiffen des Wucherers das goldene Vließ und macht sich selbst zum Sklaven.

In der „Symphony" wird ein ähnlicher Ton angeschlagen. Es ist dies herrliche Gedicht ein energischer Protest gegen den kalten Schachergeist der Zeit. Unsere Zeit, rufen die Violinen, braucht Zartgefühl und Liebe. Kann wohl das Gold einen einzigen Seufzer der Liebe und Treue erkaufen? Das ganze Jahr hindurch, seufzen die Armen, weben wir in den Fabriken, oder höhlen die Erde nach Schätzen aus; aber welchem Uebelstand steuern wir dadurch? Die Thiere hungern, fressen, schlafen und sterben;

„And so do we; our world's a sty,
And, fellow-swine, why nuzzle and cry?
Swinehood had never a remedy,
Say many men, and pass us by,
With nostril clamped and blinking eye."

Gott hat gesagt, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt; der Handel, die Hochöfen und die Fabriken aber protestiren dagegen und wer mit dem trocknen Brod nicht zufrieden ist, der scheere sich; die Armen sind fruchtbar und sterben so leicht nicht aus. Der Handel ist Krieg; aber man soll ihn auch so nennen, damit man seine Verbrechen nicht so streng beurtheile.

Alles für Liebe, flehen die Violinen; gieb mir deine Liebe, ruft auch die Natur dem ihr fremd gewordenen Menschen zu; liebe deinen Nächsten, ruft eine bekannte Stimme und das Herz setzt die Erklärung hinzu, daß alle Menschen unsere Nächsten seien, ja, daß wir sogar in Bergen, Bäumen, Strömen, Thieren und Weltkörpern unsere Nächsten fänden. Aber die Armen schmachten in den Banden der Industrie und sehnen sich umsonst nach den Bergen der Freiheit, die der blaue Himmel überspannt. Der Handel ist der Tyrann unseres Zeitalters und hält Wache an dem Eingang zum Paradies der Natur. Welche traurige Pfade haben doch die Frauen betreten, als sie dem Winke des goldenen Stabes folgten? Ihre Küsse und Liebe sind Waaren geworden und die wahre Männertreue gehört vergangenen Zeiten an.

In diesem Tone klagen alle Instrumente in der großen Fuge des Lebens, in der nur die wahre Liebe die Disharmonie zu versöhnen mag.

Im „Psalm des Westens", dem größten Gedichte Lanier's, wird Amerika der Adam der Länder genannt, an dessen Busen die Eva der Freiheit ruht. Es ist dies ein kräftiges, schwungvolles und begeistertes Loblied auf die Freiheit, die da den Schwachen stärker macht als den Kräftigsten, der in Ketten schmachtet. Der Irrthum verschwindet vor ihrem Lichtblicke und der Glaube wird aus einer Verbindung der Wissenschaft und Liebe neugeboren. In der Freiheit zerbricht die Freundschaft die Bande der Rassen und umfängt Alle mit gleicher Zärtlichkeit; Kunst und Wissenschaft können nur in der Freiheit zur höchsten Entfaltung gelangen.

Der „Psalm des Westens" ist ein markiger Gesang

von der Entwicklungsgeschichte Amerika's. Die Scandinavier des hohen Nordens besiedeln das amerikanische Festland, dessen Entdeckung jedoch mit ihnen verloren geht. Columbus landet darauf und kurz danach setzt die „Mayflower" die Pilgrime an die Küste Neuenglands. Die Schiffe aber, die nach ihr kommen, sind mit Haß, Unrecht und Sklavensinn befrachtet und der blutige Unabhängigkeitskrieg beginnt mit dem Tode der sieben Patrioten bei Lexington. Die Zeit flieht und bald sehen wir den „heartstrong South" mit dem „headstrong North" im Kampfe auf Leben und Tod. Der Secessionskrieg ist unserem Dichter ein Kampf zwischen dem Kopfe und dem Herzen, die sich beide um die Gunst der Dame „Freiheit" bewerben. Beide bluteten und beide fielen, aber im Fallen vereinigten sie sich wieder. Die Freiheit kommt wieder zu Ehren; sie ist stärker als das Verbrechen und jeder Irrthum wird von der Zeit besiegt.

Der optimistische Gedanke, daß das Gute trotz aller Hindernisse zuletzt doch das Feld behaupte, kehrt auch fast in jedem der kleineren Gedichte Lanier's wieder.

Im Jahre 1880 ließ Lanier in New-York erscheinen „The Science of English Verse", ein Buch, das sich auf den ersten Anblick als das Werk eines Mannes, der Dichter und Gelehrter in einer Person vereinigt, bekundet. Dies Werk hilft wirklich, um eine abgenutzte Phrase zu gebrauchen, einem herrschenden Bedürfnisse ab; denn es ist die erste gründliche und ausführliche Darstellung der englischen Metrik, die existirt. Lanier hat die Hauptwerke seiner wenigen Vorgänger einer strengen, kritischen Musterung unterworfen, um dann selbstständig seine Ansichten zu definiren und durch zahlreiche Belegstellen aus der

älteſten und neueſten Literatur zu unterſtützen. Es iſt ein Werk, das auf jahrelangen, mit Vorliebe betriebenen Studien beruht, wobei dem Verfaſſer der Umſtand, daß er auch zu gleicher Zeit ein theoretiſch wie praktiſch gebildeter Muſiker war, herrlich zu ſtatten kam.

Außer einem Werke über die Halbinſel Florida veröffentlichte Lanier noch „The Boy's Froissart", eine Bearbeitung der mittelalterlichen Ritterchroniken des Franzoſen Jean Froiſſart, die bekanntlich die Lieblingslectüre Walter Scott's bildeten. Der ächte Ritter der alten Zeit hat immer noch ſeine Berechtigung; er haßte das Feige, Gemeine und Niedrige; er ſprach die Wahrheit und hielt ſtets ſein gegebenes Wort; er half den Schwachen und Unterdrückten; er behandelte Hoch und Niedrig mit Höflichkeit; er achtete die Frauen hoch und war treu in der Liebe — Eigenſchaften, die noch jetzt ihren Werth nicht verloren haben und die noch heute zur Aneignung empfohlen werden müſſen.

Sidney Lanier wurde am 3. Februar 1842 zu Macon in Georgia geboren. Nach Beendigung des amerikaniſchen Bürgerkrieges, den er als Vertheidiger der ſüdlichen Conföderation mitmachte, widmete er ſich dem Studium der Jurisprudenz und praktizirte alsdann drei Jahre als Advokat in ſeiner Vaterſtadt. Ein hartnäckiges Bruſtübel zwang ihn darauf, dieſe Beſchäftigung aufzugeben; er reiſte dann nach dem Norden, um als Schriftſteller den Kampf um's Daſein zu wagen. In Baltimore machte er infolge ſeines kunſtfertigen Flötenſpiels die Bekanntſchaft Hamericks, des Direktors des dortigen Peabody-Conſervatoriums, was ihm eine einträgliche Stelle im Orcheſter des betreffenden Inſtitutes eintrug, die er auch mehrere Jahre

bekleidete. Später wurde er Privatdocent an der Johns Hopkins Universität zu Baltimore und hielt daselbst Vorlesungen über die Geschichte der englischen Literatur, aus welcher nach seinem 1881 erfolgtem Tode das Werk „The English Novel“ (New-York 1883) zusammengestellt wurde. — Eine von seiner Wittwe veranstaltete Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien 1884 in New-York. William Ward schrieb dafür eine biographische Einleitung.*)

Die gefühlvollen Gedichte Ryan's, eines katholischen Geistlichen irländischer Abstammung, sind nun auch gesammelt und 1879 zu Mobile in einem stattlichen Octavbande gedruckt worden. Dieselben fanden während des Bürgerkrieges eine nicht allein im Süden, sondern auch im Norden große Verbreitung durch die Zeitungen; überall erkannte man Ryan's außerordentliches Talent an, wenn man auch natürlich nicht überall mit seinen südlichen Sonderbundsgelüsten sympathisirte. Seine jenem Bande in Stahlstich beigegebene Flagge des Südens ist mit einem Kreuze geschmückt; ging doch zu allen Zeiten der Weltgeschichte der Katholicismus mit der geistigen und körperlichen Sklaverei zusammen.

Doch Abram J. Ryan, der gewöhnlich „the poet-priest of the South“ genannt wird, verstand es wenigstens besser als irgend einer seiner speciellen Brüder in Apoll, seinen patriotischen Ansichten ohne bitteren Haß gegen die Feinde Ausdruck zu verleihen; aus seinen Poesien spricht auch nie und nirgends der Geist der Unversöhnlichkeit und Gehässig-

---

* Siehe ferner „A Memoral of S. Lanier“ (Baltimore 1888. Herausgegeben von der Johns Hopkins Universität), sowie eine Abhandlung in der „Presbyterian Review“ vom November 1887.

und da fernerhin ihm ihr Bild durch einen andern Umstand lebhaft ins Gedächtnis zurück gerufen wurde, so schmolz auch endlich die eisige Kruste, welche sich um sein Herz gelagert hatte und die Heiligkeit, Macht und Unwiderstehlichkeit ächter und unwandelbarer Liebe äußerte auch auf ihn ihre Wirkung. — Dieser uns etwas befremdende Stoff ist mit einer seltenen Sprachgewandtheit behandelt und sicherlich hat es der Dichter nicht am fleißigen Feilen fehlen lassen, wie man ihm denn überhaupt übereilte Vielschreiberei nicht zum Vorwurf machen kann. Die Diktion ist eine fesselnde und anmuthige; trotzdem muß zugestanden werden, daß uns das Gedicht nach einmaligem Lesen etwas kalt läßt, was aber hauptsächlich dem unserer Zeit so fern stehenden Stoff zuzuschreiben ist.

Dem erzählenden Gedichte „Aethra", das in gedrängter Sprache eine der erhabendsten poetischen Ideen behandelt, gebührt unstreitig von allen Hayne'schen Produktionen die Krone.

Ein spartanischer Fürst ist ausgezogen, um eine bessere Heimat für sich und sein Volk zu suchen und dieselbe sollte er nach dem Ausspruche des Orakels da finden, wo ihn aus klarem Himmel ein Regenstrom überrasche. Lange Jahre wandert er rastlos umher und sein Haar wird silberweiß; aber das verheißene Land findet er nicht. Als er nun einstens, müde und matt, eingeschlafen war, beugte sich sein Weib tief betrübt über ihn und machte ihrem Gram durch bittre Thränen Luft. Er erwachte — sie ist sein klarer Himmel, aus dem ihn der Regen überrascht; nun verstand er das Orakel und gründete an jener Stelle die Stadt Tarentum. Alles dies ist in edler

er ſich in das „Thal der Stille“ zurückgezogen und
ı Herz dem Himmel verſchrieben. In dieſem Thale
umt er, weint er und betet er. Dort dichtet er ſeine
der und ſchickt ſie in die Welt, damit ſie derſelben gleich
Taube nach der Sintfluth den Frieden bringen. Dieſes
hal der Stille“ liegt zwiſchen den Bergen der Sorge
› des Gebetes.

Ryan iſt ein Dichter der Trauer und des Seelen-
merzes; ſein Traum von einem unabhängigen Süden
b einem glücklichen Irland hat ſich als müßiges Phantaſie-
el erwieſen. General Lee, den er mehrfach erwähnt,
llt er über die Helden aller Zeiten; ſeinem Schwerte,
s nur im Dienſte der Freiheit (?) und des Rechtes (?)
ogen worden ſei, widmet er ein ſchwungvolles Lied.
an mag nun mit ſeinen ſpeciellen Anſichten harmoniren
:r nicht, es ſteht feſt, Ryan iſt und bleibt ein ächter,
ſ fühlender und tief denkender Dichter. Die aus den
ſahrungen ſeines Amtes mitgetheilten Epiſoden ſind
ler Todesgedanken; ſeine Helden ſind bleich und bereits
n Lichte einer beſſeren Welt ſanft überfloſſen. Er be-
ɜt die Einſamkeit, die ihm die unvermiſchte Freude ge-
hrt, von ſeinen Idealen träumen zu können. Gerne
t er ſich an das praſſelnde Kaminfeuer und ergeht ſich in
ıgeliedern über das Unglück der Welt. Nur wenige Jahre,
ſɜt er, ſind uns beſchieden, aber dies ſind traurige Jahre;
: weinen Thränen, aber es ſind keine Freudenthränen.

„And then! ah, then, like other men
We close our eyes — and go to sleep, —
We hush our hearts — and go to sleep, —
Only a few, one hour, shall weep,
Ah, me! the grave is lone and deep!“

Doch in ſeinem tiefſten Seelenſchmerze denkt er an ſeine Mutter — ein Zug, der dem altdeutſchen Volksliede eigen iſt — und an die Zeit

„When I knelt at her feet
Long, so long ago.“

Er wird wieder Kind und hört die alte Lehre ſeiner Mutter, die ja nie log, daß Gott dem Menſchen im Leben und Tode gut ſei.

„Why should I sigh? — Why should I moan?
The grave, — it is not still and low;
Our god is sweet, — our grave is sweet,
We lie there sleeping at his feet.
Where the wicked shall from troubling cease,
And weary hearts shall rest in peace.“

Ryan's Mund entſtrömt niemals ein Bannſtrahl; er iſt ein Prieſter der Liebe und der Verſöhnung. Seinen religiöſen Anſichten weiß er ſtets das paſſendſte poetiſche Kleid zu verleihen. Seine Gedichtſammlung nennt er den Roſenkranz ſeiner Thränen. Im Leben lachen wir, wenn unſere Herzen am traurigſten ſind, und der lieblichſte Himmel hält den Donner verborgen. Die Geſtorbenen kehren ebenſowenig zur Erde zurück wie der Adler in ſeine Gefangenſchaft; doch das Dunkel dieſes Lebens iſt zugleich die Dämmerung ewigen Lichtes. Die irdiſchen Zeitbeſtimmungen geben uns die Länge aber nicht die Tiefe der Jahre an; er rechnet ſeine Jahre nach den vergoſſenen Thränen, denn ein Tag des Kampfes iſt mehr werth als ein Jahrhundert der Ruhe.

Einige Kritiker haben Ryan neben Poe und Swinburne geſtellt, doch haben ſie da mit ihrem Lobe nicht

das rechte Maaß gehalten. Hin und wieder vermißt man bei seinen Versen die Glätte, wie sie sich bei jenen beiden Dichtern vorfindet, und was den Inhalt anbelangt, so muß Ryan gedankenarm genannt werden, denn seine hauptsächlichsten Gedichte bringen stets eine und dieselbe Idee zur Anschauung. Auch sind die Gedanken oft zu sehr breitgetreten, was ihre poetische Wirkung bedeutend beeinträchtigt. Höchst unangenehm für das Gefühl eines Republikaners wirkt auch der Lobgesang auf den Tod des im Zululand gefallenen französischen Prinzen, in dem er bedauert, daß jenes Naturvolk kein Gefühl für die Hoffnung Frankreichs hatte. Dies mag allerdings dem Süden gefallen; der wahre, nüchterne Republikaner aber sieht jene Begebenheit mit andern Augen an; denn er weiß, die Erfüllung jener „Hoffnung Frankreichs" wäre nur durch entsetzliche Blutbäder möglich gewesen.

Vater Ryan starb am 22. April 1886 zu Louisville in Kentucky.

Auch Henry Timrod zählt mit Recht zu den bedeutendsten Dichtern des Südens. Seine Gedichte sind 1873 in New-York in einer zweiten, von Paul H. Hayne besorgten Auflage erschienen, deren Einleitung wir folgende biographische Notizen entnehmen.

Henry Timrod ist am 8. Dezember 1829 zu Charleston in Südcarolina geboren; sein Großvater war ein Deutscher. In seinem 17. Jahre bezog er die Universität von Georgia und veröffentlichte als Student seine ersten lyrischen Produkte unter fremdem Namen in der Charlestoner „Evening New". Sie fanden günstige Aufnahme.

Seine akademische Laufbahn kam jedoch durch Unglücksfälle, die seine Familie trafen und ihm die nöthige pekuniäre

Alles für Liebe, flehen die Violinen; gieb mir deine Liebe, ruft auch die Natur dem ihr fremd gewordenen Menschen zu; liebe deinen Nächsten, ruft eine bekannte Stimme und das Herz setzt die Erklärung hinzu, daß alle Menschen unsere Nächsten seien, ja, daß wir sogar in Bergen, Bäumen, Strömen, Thieren und Weltkörpern unsere Nächsten fänden. Aber die Armen schmachten in den Banden der Industrie und sehnen sich umsonst nach den Bergen der Freiheit, die der blaue Himmel überspannt. Der Handel ist der Tyrann unseres Zeitalters und hält Wache an dem Eingang zum Paradies der Natur. Welche traurige Pfade haben doch die Frauen betreten, als sie dem Winke des goldenen Stabes folgten? Ihre Küsse und Liebe sind Waaren geworden und die wahre Männertreue gehört vergangenen Zeiten an.

In diesem Tone klagen alle Instrumente in der großen Fuge des Lebens, in der nur die wahre Liebe die Disharmonie zu versöhnen mag.

Im „Psalm des Westens", dem größten Gedichte Lanier's, wird Amerika der Adam der Länder genannt, an dessen Busen die Eva der Freiheit ruht. Es ist dies ein kräftiges, schwungvolles und begeistertes Loblied auf die Freiheit, die da den Schwachen stärker macht als den Kräftigsten, der in Ketten schmachtet. Der Irrthum verschwindet vor ihrem Lichtblicke und der Glaube wird aus einer Verbindung der Wissenschaft und Liebe neugeboren. In der Freiheit zerbricht die Freundschaft die Bande der Rassen und umfängt Alle mit gleicher Zärtlichkeit; Kunst und Wissenschaft können nur in der Freiheit zur höchsten Entfaltung gelangen.

Der „Psalm des Westens" ist ein markiger Gesang

von der Entwicklungsgeschichte Amerika's. Die Scandinavier des hohen Nordens besiedeln das amerikanische Festland, dessen Entdeckung jedoch mit ihnen verloren geht. Columbus landet darauf und kurz danach setzt die „Mayflower" die Pilgrime an die Küste Neuenglands. Die Schiffe aber, die nach ihr kommen, sind mit Haß, Unrecht und Sklavensinn befrachtet und der blutige Unabhängigkeitskrieg beginnt mit dem Tode der sieben Patrioten bei Lexington. Die Zeit flieht und bald sehen wir den „heartstrong South" mit dem „headstrong North" im Kampfe auf Leben und Tod. Der Secessionskrieg ist unserem Dichter ein Kampf zwischen dem Kopfe und dem Herzen, die sich beide um die Gunst der Dame „Freiheit" bewerben. Beide bluteten und beide fielen, aber im Fallen vereinigten sie sich wieder. Die Freiheit kommt wieder zu Ehren; sie ist stärker als das Verbrechen und jeder Irrthum wird von der Zeit besiegt.

Der optimistische Gedanke, daß das Gute trotz aller Hindernisse zuletzt doch das Feld behaupte, kehrt auch fast in jedem der kleineren Gedichte Lanier's wieder.

Im Jahre 1880 ließ Lanier in New-York erscheinen „The Science of English Verse", ein Buch, das sich auf den ersten Anblick als das Werk eines Mannes, der Dichter und Gelehrter in einer Person vereinigt, bekundet. Dies Werk hilft wirklich, um eine abgenutzte Phrase zu gebrauchen, einem herrschenden Bedürfnisse ab; denn es ist die erste gründliche und ausführliche Darstellung der englischen Metrik, die existirt. Lanier hat die Hauptwerke seiner wenigen Vorgänger einer strengen, kritischen Musterung unterworfen, um dann selbstständig seine Ansichten zu definiren und durch zahlreiche Belegstellen aus der

älteſten und neueſten Literatur zu unterſtützen. Es iſt ein Werk, das auf jahrelangen, mit Vorliebe betriebenen Studien beruht, wobei dem Verfaſſer der Umſtand, daß er auch zu gleicher Zeit ein theoretiſch wie praktiſch gebildeter Muſiker war, herrlich zu ſtatten kam.

Außer einem Werke über die Halbinſel Florida veröffentlichte Lanier noch „The Boy's Froissart", eine Bearbeitung der mittelalterlichen Ritterchroniken des Franzoſen Jean Froiſſart, die bekanntlich die Lieblingslectüre Walter Scott's bildeten. Der ächte Ritter der alten Zeit hat immer noch ſeine Berechtigung; er haßte das Feige, Gemeine und Niedrige; er ſprach die Wahrheit und hielt ſtets ſein gegebenes Wort; er half den Schwachen und Unterdrückten; er behandelte Hoch und Niedrig mit Höflichkeit; er achtete die Frauen hoch und war treu in der Liebe — Eigenſchaften, die noch jetzt ihren Werth nicht verloren haben und die noch heute zur Aneignung empfohlen werden müſſen.

Sidney Lanier wurde am 3. Februar 1842 zu Macon in Georgia geboren. Nach Beendigung des amerikaniſchen Bürgerkrieges, den er als Vertheidiger der ſüdlichen Conföderation mitmachte, widmete er ſich dem Studium der Jurisprudenz und praktizirte alsdann drei Jahre als Advokat in ſeiner Vaterſtadt. Ein hartnäckiges Bruſtübel zwang ihn darauf, dieſe Beſchäftigung aufzugeben; er reiſte dann nach dem Norden, um als Schriftſteller den Kampf um's Daſein zu wagen. In Baltimore machte er infolge ſeines kunſtfertigen Flötenſpiels die Bekanntſchaft Hamericks, des Direktors des dortigen Peabody-Conſervatoriums, was ihm eine einträgliche Stelle im Orcheſter des betreffenden Inſtitutes eintrug, die er auch mehrere Jahre

bekleidete. Später wurde er Privatdocent an der Johns Hopkins Universität zu Baltimore und hielt daselbst Vorlesungen über die Geschichte der englischen Literatur, aus welcher nach seinem 1881 erfolgtem Tode das Werk „The English Novel“ (New-York 1883) zusammengestellt wurde. — Eine von seiner Wittwe veranstaltete Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien 1884 in New-York. William Ward schrieb dafür eine biographische Einleitung. *)

Die gefühlvollen Gedichte Ryan's, eines katholischen Geistlichen irländischer Abstammung, sind nun auch gesammelt und 1879 zu Mobile in einem stattlichen Octavbande gedruckt worden. Dieselben fanden während des Bürgerkrieges eine nicht allein im Süden, sondern auch im Norden große Verbreitung durch die Zeitungen; überall erkannte man Ryan's außerordentliches Talent an, wenn man auch natürlich nicht überall mit seinen südlichen Sonderbundsgelüsten sympathisirte. Seine jenem Bande in Stahlstich beigegebene Flagge des Südens ist mit einem Kreuze geschmückt; ging doch zu allen Zeiten der Weltgeschichte der Katholicismus mit der geistigen und körperlichen Sklaverei zusammen.

Doch Abram J. Ryan, der gewöhnlich „the poet-priest of the South“ genannt wird, verstand es wenigstens besser als irgend einer seiner speciellen Brüder in Apoll, seinen patriotischen Ansichten ohne bitteren Haß gegen die Feinde Ausdruck zu verleihen; aus seinen Poesien spricht auch nie und nirgends der Geist der Unversöhnlichkeit und Gehässig-

---

* Siehe ferner „A Memoral of S. Lanier“ (Baltimore 1888. Herausgegeben von der Johns Hopkins Universität), sowie eine Abhandlung in der „Presbyterian Review“ vom November 1887.

keit, ſondern ſtets der einer würdevollen Reſignation. Ryan iſt ein Prediger der chriſtlichen Verſöhnungsliebe, die da Alles erduldet und erträgt. Er iſt ein Dichter des Weltſchmerzes und ſeine Klagen über das traurige Schickſal der Menſchheit enden oft in Diſſonanzen. Er will alle Menſchen glücklich machen, und ſein Unglück beſteht darin, daß ihm dazu die nöthige Kraft fehlt.

„What ails the world? — the poet cried —
And why does death walk everywhere?
And why do thears fall anywhere?
And skies have clouds, and souls have care?
Thus the poet sang and sighed.
What ails the world? he sings and sighs —
No answer cometh to his cry —
He asks the earth and asks the sky
The echoes of his song pass by
Unanswered, — and the poet dies.“

Er ſieht ſeine Ideale in beſtändigem Kampfe mit der Wirklichkeit und wenn er nicht im Jenſeits eine Löſung aller Räthſel zuverſichtlich erwartete, ſo würde er unſtreitig in den heilloſeſten Peſſimismus verfallen, und die ganze Welt als „lost cause“ betrachten. Ryan ſingt, weil ihn ſein Innerſtes dazu treibt; er ſingt Lieder der Freiheit, aber nur wie der Vogel im Käfig. Er würde ſicherlich manchmal andere Töne anſchlagen, wenn ſie zu ſeinem Prieſtergewande paßten.

Beſcheiden bekennt er, daß es ſeinen Füßen leichter ſei, den Weg nach dem Altar als nach dem Parnaſſe, der Heimath der Muſen, zu finden. Da er die Welt kennt, aber niemals das Gute ohne das Böſe geſehen hat, ſo

er ſich in das „Thal der Stille“ zurückgezogen und
ı Herz dem Himmel verſchrieben. In dieſem Thale
umt er, weint er und betet er. Dort dichtet er ſeine
der und ſchickt ſie in die Welt, damit ſie derſelben gleich
Taube nach der Sintfluth den Frieden bringen. Dieſes
hal der Stille“ liegt zwiſchen den Bergen der Sorge
› des Gebetes.

Ryan iſt ein Dichter der Trauer und des Seelen-
nerzes; ſein Traum von einem unabhängigen Süden
› einem glücklichen Irland hat ſich als müßiges Phantaſie-
el erwieſen. General Lee, den er mehrfach erwähnt,
lt er über die Helden aller Zeiten; ſeinem Schwerte,
ꝛ nur im Dienſte der Freiheit (?) und des Rechtes (?)
ogen worden ſei, widmet er ein ſchwungvolles Lied.
ın mag nun mit ſeinen ſpeciellen Anſichten harmoniren
:r nicht, es ſteht feſt, Ryan iſt und bleibt ein ächter,
ſ fühlender und tief denkender Dichter. Die aus den
ſahrungen ſeines Amtes mitgetheilten Epiſoden ſind
ler Todesgedanken; ſeine Helden ſind bleich und bereits
m Lichte einer beſſeren Welt ſanft überfloſſen. Er be-
gt die Einſamkeit, die ihm die unvermiſchte Freude ge-
hrt, von ſeinen Idealen träumen zu können. Gerne
t er ſich an das praſſelnde Kaminfeuer und ergeht ſich in
ıgeliedern über das Unglück der Welt. Nur wenige Jahre,
ſgt er, ſind uns beſchieden, aber dies ſind traurige Jahre;
c weinen Thränen, aber es ſind keine Freudenthränen.

„And then! ah, then, like other men
We close our eyes — and go to sleep, —
We hush our hearts — and go to sleep, —
Only a few, one hour, shall weep,
Ah, me! the grave is lone and deep!“

Doch in ſeinem tiefſten Seelenſchmerze denkt er an ſeine Mutter — ein Zug, der dem altdeutſchen Volksliede eigen iſt — und an die Zeit

„When I knelt at her feet
Long, so long ago.“

Er wird wieder Kind und hört die alte Lehre ſeiner Mutter, die ja nie log, daß Gott dem Menſchen im Leben und Tode gut ſei.

„Why should I sigh? — Why should I moan?
The grave, — it is not still and low;
Our god is sweet, — our grave is sweet,
We lie there sleeping at his feet.
Where the wicked shall from troubling cease,
And weary hearts shall rest in peace.“

Ryan's Mund entſtrömt niemals ein Bannſtrahl; er iſt ein Prieſter der Liebe und der Verſöhnung. Seinen religiöſen Anſichten weiß er ſtets das paſſendſte poetiſche Kleid zu verleihen. Seine Gedichtſammlung nennt er den Roſenkranz ſeiner Thränen. Im Leben lachen wir, wenn unſere Herzen am traurigſten ſind, und der lieblichſte Himmel hält den Donner verborgen. Die Geſtorbenen kehren ebenſowenig zur Erde zurück wie der Adler in ſeine Gefangenſchaft; doch das Dunkel dieſes Lebens iſt zugleich die Dämmerung ewigen Lichtes. Die irdiſchen Zeitbeſtimmungen geben uns die Länge aber nicht die Tiefe der Jahre an; er rechnet ſeine Jahre nach den vergoſſenen Thränen, denn ein Tag des Kampfes iſt mehr werth als ein Jahrhundert der Ruhe.

Einige Kritiker haben Ryan neben Poe und Swinburne geſtellt, doch haben ſie da mit ihrem Lobe nicht

s rechte Maaß gehalten. Hin und wieder vermißt
ın bei ſeinen Verſen die Glätte, wie ſie ſich bei jenen
iden Dichtern vorfindet, und was den Inhalt anbe-
ıgt, ſo muß Ryan gedankenarm genannt werden, denn
ne hauptſächlichſten Gedichte bringen ſtets eine und
:ſelbe Idee zur Anſchauung. Auch ſind die Gedanken
: zu ſehr breitgetreten, was ihre poetiſche Wirkung
beutend beeinträchtigt. Höchſt unangenehm für das
:fühl eines Republikaners wirkt auch der Lobgeſang auf
n Tod des im Zululand gefallenen franzöſiſchen Prinzen,
dem er bedauert, daß jenes Naturvolk kein Gefühl für
: Hoffnung Frankreichs hatte. Dies mag allerdings dem
iden gefallen; der wahre, nüchterne Republikaner aber
ht jene Begebenheit mit andern Augen an; denn er
:ß, die Erfüllung jener „Hoffnung Frankreichs“ wäre
r durch entſetzliche Blutbäder möglich geweſen.

Vater Ryan ſtarb am 22. April 1886 zu Louisville
Kentucky.

Auch Henry Timrod zählt mit Recht zu den be-
utendſten Dichtern des Südens. Seine Gedichte ſind
:73 in New-York in einer zweiten, von Paul H. Hayne
ſorgten Auflage erſchienen, deren Einleitung wir folgende
ographiſche Notizen entnehmen.

Henry Timrod iſt am 8. Dezember 1829 zu Char-
ton in Südcarolina geboren; ſein Großvater war ein
eutſcher. In ſeinem 17. Jahre bezog er die Univerſität
ın Georgia und veröffentlichte als Student ſeine erſten
riſchen Produkte unter fremdem Namen in der Charle-
ıner „Evening New“. Sie fanden günſtige Aufnahme.

Seine akademiſche Laufbahn kam jedoch durch Unglücks-
lle, die ſeine Familie trafen und ihm die nöthige pekuniäre

Unterstützung entzogen, bald zum Abschluß und er war gezwungen, sich in einem Advokatenbureau seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Allein diese entmuthigende Wendung des Schicksals hatte auf seine dichterische Thätigkeit keinen bemerkenswerthen Einfluß, denn er fand immer noch Zeit und Muße genug, die Werke der sogenannten „Seeschule", besonders die des von ihm hochverehrten Wordsworth zu studiren und gelegentlich unter dem nom de plume „Agläus" im „Southern Literary Messenger" die poetischen Früchte dieser Anregung zu veröffentlichen. Mit der Zeit ward ihm jedoch die juristische Handlangerei zu langweilig; er warf den trocknen Chitty aus Blackstone in die Ecke und bereitete sich eine Zeitlang auf das Lehrfach vor und ward Hauslehrer bei einem reichen Pflanzer. Sein Interesse für die spezifisch südliche Literatur wuchs von Tag zu Tag, und er scheute, so weit es seine ärmlichen Verhältnisse erlaubten, keine pekuniären Opfer, derselben zur Anerkennung zu verhelfen. Seine Hauptarbeiten veröffentlichte er damals in Russell's „Magazine", das in Charleston erschien und leider nach vierjährigem Bestehen wieder einging. Darin erschien auch seine in sehr elegantem Englisch geschriebene Abhandlung „What is Poesy?"

Im Jahre 1860 ließ Timrod ein Bändchen Gedichte in Boston erscheinen; dasselbe fand sehr günstige Aufnahme, da es nur eine kritisch gesichtete Auswahl solcher Produkte enthielt, die sich bereits die Gunst eines engeren Leserkreises erworben hatten.

Seit 1861 war seine poetische Feder fast ausschließlich der südlichen Sache gewidmet, was ihm den Beinamen „Tyrtäos des Südens" einbrachte. Seine damalige Popularität läßt sich theilweise durch den Umstand erklären, daß

der Süden während des Krieges überhaupt wenige ächte Dichter beſaß, die ſich für die Lostrennung von der Union ſo begeiſterten, daß ſie die große Maſſe mit fortriſſen.

An Gedichten, die irgendwie ein zur Hoffnung auf ein ruhmreiches Ende des Krieges berechtigendes Ereignis beſangen, fehlte es natürlich nicht; aber es waren größtentheils Eintagsfliegen, denen man keine beſondere Bedeutung beilegen konnte. Ein jeder unbedeutende Sieg des Südens erhöhte den Ruhm Timrods und mehrere reiche Pflanzer trafen Vorkehrungen, eine illuſtrirte Prachtausgabe ſeiner Gedichte veranſtalten zu laſſen. Ehe dieſer Plan jedoch zur Ausführung kam, gewannen die betreffenden Herren die Ueberzeugung, daß man in Kriegszeiten ſein Geld viel vernünftiger für Pulver und Blei als für Gedichte verwenden könne und die Publikation unterblieb.

Nachdem Timrod längere Zeit bei der Armee als Korreſpondent des „Charleston Mercury“ geweilt hatte, trat er als Theilhaber an der in der Hauptſtadt Südcarolinas erſcheinenden Zeitſchrift „The South Carolinian“ ein und übernahm auch die Redaktion derſelben. Da ihm dieſe Stelle ein ſicheres, wenn auch beſcheidenes Einkommen ſicherte, ſo verheiratete er ſich mit Fräulein Kate Goodwin, einer engliſchen Dame, die er früher unter dem Namen „Katin“ beſungen hatte. Im Jahre 1865 wurde Columbia durch die Sherman'ſchen Truppen zerſtört. Timrods Geſchäft ging zu Grunde und der junge Ehemann mußte ſogar ſeine wenigen geretteten Hausmöbel verkaufen, um Brod für ſeine Familie zu beſchaffen. — Am 9. Oktober 1869 ſtarb er.

Timrod war ein Dichter von Gottes Gnaden. Seine Sprache iſt einfach, aber abgerundet und melodiſch; jede

Künſtelei liegt ihm ferne. Leider aber überſprudeln viele der erotiſchen Gedichte von überſchwenglicher Gefühlsduſelei und verſchwommener Seligkeit, ſodaß man es als Opfer betrachten muß, wenn man ſie alle durchlieſt. Sein Ruf als lyriſcher Dichter würde uns unerklärlich ſcheinen, wenn er nicht jene zartempfundenen lieblichen Naturbilder geſchrieben hätte. Der belebende Sonnenſchein, der wispernde Wind, die üppige Blumenpracht des Südens, der leiſe dahinrieſelnde Bach, das Sauſen des Sturmes und der Zauber einer ſternhellen Nacht zwangen ſeiner Leier Töne ab, wie man ſie nicht allzuoft in Amerika hört.

Timrods Hauptruhm iſt jedoch durch ſeine Sonette begründet. In dieſer Dichtungsart überragt er jeden andern Dichter Amerika's. Außer einer tadelloſen Form entfalten dieſelben eine Fülle hochpoetiſcher Gedanken, wie ſie nur von einem ächten Dichter ausgehen können.

Longfellow — Stedman — Willson — Piatt.

Henry Wadsworth Longfellow*), einer der pulärſten Lyriker Amerikas, iſt am 27. Februar 1809 Portland in Maine geboren. Nachdem er auf dem owdoin College die nöthige Gymnaſialbildung erlangt tte, ſollte er ſich auf Wunſch ſeines Vaters, eines vokaten, dem Studium der Jurisprudenz widmen; aber e er damit den Anfang machte, wurde ihm von dem nannten College die Profeſſur für moderne Sprachen getragen und um ſich auf dieſes Amt vorzubereiten, iſte er nach Europa und hielt ſich drei Jahre lang in ankreich, Spanien, Holland und Deutſchland Studiens- lber auf.

*) Siehe „Henry Wadsworth Longfellow: His Life, his Works, Friendships". By G. L. Austin. Boston 1883. — „H. W. ngfellow. A Biographical Sketch". By F. H. Underwood. ston 1882. — „H. W. Longfellow. A Medley in Prose and Verse". R. H. Stoddard. New-York 1882. — „Tributes to Longfellow l Emerson by the Massachusetts Historical Society". Boston 1882. „H. W. Longfellow. Biography, Anecdote, Letters, Criticism". W. S. Kennedy. Cambridge 1882. — „H. W. Longfellow.

Im Jahre 1829 trat er sein Amt an und zwei Jahre darauf verheiratete er sich mit Fräulein Potter, einer gebildeten und besonders in der Mathematik gründlich bewanderten Dame aus Portland. Dieselbe starb aber schon 1835 zu Rotterdam in Holland. Longfellow gedenkt ihrer unter dem Namen „Being Beauteous" in dem Gedichte „The Footsteps of Angels", in dem er sagt:

„And with them the Being Beauteous,
Who unto my youth was given,
More than all things else to love me,
And is now a saint in heaven.

With a slow and noiseless footstep
Comes that messenger divine,
Takes the vacant chair beside me,
Lays her gentle hand in mine".

Longfellow verheiratete sich in seinem 36. Lebensjahre zum zweiten Male und zwar mit Fräulein Appleton, die er im „Hyperion" als Mary Ashburton geschildert hat. Diese Ehe, welcher fünf Kinder, zwei Söhne und

---

By Samuel Longfellow. 2 vols. Boston 1886. „Final Memorials of Longfellow." Edited by Samuel Longfellow. Boston 1888. — „Longfellow's Dichtungen". Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas von A. Baumgartner S. J. Freiburg im Breisgau 1877. In einer zweiten, verbesserten Auflage dieses lesenswerthen Werkes läßt Baumgartner seinen jesuitischen Standpunkt weniger in den Vordergrund treten. — „Longfellow". Literarhistorische Studie von Karl Knortz. Hamburg 1879. — „H. W. Longfellow". Von Rektor Ramsler. Tübingen 1882 (Separatabdruck a. d. Korresp.-Blatt f. d. Gel. und Realschulen, Heft 1—4). Eine ziemlich vollständige Longfellow-Bibliographie befindet sich in der Bostoner „Literary World" vom 26. Febr. 1881.

Longfellow ist vorzugsweise Romantiker, der sich aus dem Diesseits ins Jenseits zu flüchten sucht. Die Individualität ist ihm das höchste, und wenn er auch, wie die deutschen Repräsentanten der romantischen Schule, gern Themen katholisirender Tendenz wählt, so ist er doch im Herzen Protestant geblieben und hat den Spruch „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" zum Motto seines Dichtens und Trachtens genommen. Longfellow's Lyrik ist sein subjektives Glauben, Hoffen und Lieben. Durch seine schlichte Tiefe und Innerlichkeit und durch die Schwermuth, die gerne bei dem unabwendbaren Tode verweilt, erinnert er lebhaft an Justinus Kerner, ohne jedoch dessen liebenswürdigen Humor als versöhnende Beigabe zu besitzen*). Seine Muse hat den Duft des Morgens in den Locken und ihr Gesicht ist vom Geisterhauche aus romantischen Felsenruinen angeweht. Wohin er sieht, sieht er mit dem Auge des Dichters und die Landschaft nimmt stets den Ausdruck seiner Stimmung an. Sein Ausdruck ist stets kurz und treffend und das Metrum stets mit bewunderungswürdigem Feingefühl gewählt. Besondere Originalität wird man bei Longfellow vergeblich suchen.

Monatshefte. Chicago 1864. — Eine Sammlung der Wirthshausgeschichten hat Isabella Schuchardt in deutscher Sprache (Hamburg 1879) veröffentlicht.

*) Seine Gedichte wurden übersetzt von Karl Böttger (Dessau 1856), A. R. Nielo (Münster 1857), Friedr. Marx (Leipzig 1868), A. Laun (Oldenburg 1879). — Eine deutsche Gesammtausgabe der Dichtungen Longfellow's ließ H. Simon in der Reclam'schen Universalbibliothek erscheinen.

„Der englische Gesandtschaftssekretär in Peking übersetzte einst den ‚Lebenspsalm' in das Vulgär-Chinesische und pinselte diese Uebertragung auf die Pfosten vor seiner Wohnung. Ein Mandarin ging vorüber, las sie und war so davon entzückt, daß er das Gedicht in die klassische Sprache seines Landes übertrug, diese Uebersetzung auf einen Fächer schrieb und denselben Longfellow schickte".

Dieses Gedicht enthält eigentlich nur alte, längst bekannte Wahrheiten, aber die Form, in welche dieselben gekleidet sind, ist so glücklich und ansprechend, und die Diktion so bezaubernd, daß man mit Recht behaupten kann, jenes Gedicht bilde den Grundstein am Ruhmestempel Longfellows.

Seine nächste Gedichtsammlung ließ Longfellow 1841 unter dem Titel „Ballads, and other Poems" erscheinen. Im Hauptgedicht derselben, „The Skeleton in Armour" erzählt ein Skelett mit hohler Geisterstimme seine Abenteuer, die es als Viking erlebt hatte. Die äußere Veranlassung dazu gab erstens der sogenannte Rundthurm zu Newport, dessen Ursprung den Alterthumsforschern noch immer ein Rätsel bildet, und zweitens ein bei Fall River ausgegrabenes Skelett, in dessen Nähe eine vom Rost stark angefressene Rüstung lag. Im nächsten Gedichte, „The Wreck of Hesperus", das theilweise an Goethe's „Erlkönig" erinnert, finden wir dieselbe kräftige und bündige Sprache wieder. Die Uebersetzung von Uhlands „Glück von Edenhall" und Tegner's „Nachtmahlskinder" sind, wie überhaupt alle zahlreichen Uebertragungen Longfellow's, Meisterwerke ihrer Art. Sein „Dorfschmied" und „Excelsior" sind ungemein populär geworden. In ersterem Gedichte wird uns ein arbeitsamer Schmied vorgeführt, der an den Werktagen fleißig seinen Hammer schwingt und am Sonn-

je in der Kirche der Predigt andächtig lauſcht. Der undgedanke iſt ein ächt chriſtlich-ſpießbürgerlicher — ire Wochentage und neuengliſche, nur im Kirchenbeſuche tehende Feiertagsabwechslung. „Excelſior“ hingegen gt uns den friſchen Geiſt des Amerikaners von einer deren und zwar ausgeprägteren Seite, nämlich in ſeinem tändigen Vorwärtsſtreben, das ein jedes Hindernis ıthig aus dem Wege räumt.

Im Jahre 1842 ließ Longfellow eine kleine Reihe n „Poems on Slavery“ erſcheinen und redete darin der gerfreiheit das Wort. Im Ganzen genommen ſind ſe Lieder ungemein zahm und zart gegen die gewal-en, einen ähnlichen Zweck verfolgenden Zornausbrüche s Quäkerdichters Whittier; eine ſtarke Erregung und esmuthige Begeiſterung iſt überhaupt niemals Long-low's Sache geweſen.

„The Belfry of Bruges, and other Poems“ iſt der tel des 1846 erſchienenen Werkes. „Das Glockenſpiel von ügge“ erweckt in dem Dichter alte Geſchichten und Sagen; Der Beſuch im Arſenale zu Springfield“ gibt ihm Ge-enheit, ſich gegen das Kriegshandwerk auszuſprechen. Im ormannenfreiherr“ berührt Longfellow wieder ſein altes eblingsthema, nämlich den Sieg der Religion, reſp. des riſtenthums. Das Gedicht „Die alte Uhr auf der Treppe“ durch einen Ausſpruch Bridaine's inſpirirt, deſſen Worte

„Toujours! Jamais!
Jamais! Toujours!“

rch den Kehrreim

„Forever — never!
Never — forever!“

ebergegeben ſind.

Die Sammlung „The Sea-Side, and the Fire-Side“ erschien 1850. Das Hauptgedicht darin, welches die Amerikaner so gern mit Schiller's „Glocke“ vergleichen und infolge ihrer angeborenen Bescheidenheit natürlich für viel gediegener und schöner halten, heißt „Der Schiffsbau“. Nachdem der Dichter den Bau des Schiffes beschrieben und eine Liebesscene damit in Verbindung gebracht hat, übergibt er das Fahrzeug mit seinem Segen dem Ozean; darnach wendet er sich patriotischen Gefühles voll an die „Union“ und spricht: „Segle weiter, du Staatsschiff, groß und stark! Wir kennen den Meister, der dich baute, und wissen, woher dein Holz und deine Segel stammen; die Humanität der Zukunft beruht auf dir! Fürchte nicht den Stoß, denn er kommt von Wellen und nicht von Felsen! Segle weiter, unsere Hoffnungen und Herzen, unsere Gebete und Thränen werden dich stets begleiten!“

Die Gedichtsammlung „Birds of Passage“ erschien 1858. In dem darin enthaltenen Gedichte „Der Judenkirchhof zu Newport“ macht er die unschuldige Bemerkung, daß todte Nationen niemals auferstehen, was die talentvolle deutsch-amerikanische Dichterin und Jüdin Minna Kleeberg dermaßen in Wuth brachte, daß sie eine geharnischte Antwort darauf folgen ließ. (Siehe Seite 60 ihrer Gedichte. Louisville 1877.)

Das Werk „Three Books of Song“ (1872) enthält erstens eine Fortsetzung der älteren „Tales of a Wayside Inn“; zweitens die dramatische Arbeit „Judas Maccabäus“ und drittens eine „Handvoll Uebersetzungen“.

Die in der äußeren Anlage den Chaucer'schen „Canterbury Tales“ nachgebildeten Erzählungen, welche an einem Regentage in einem Gasthause auf dem Lande ein Sicilianer,

ein Student, ein Theologe, ein Musikant und ein „aromatischer" Jude zum Besten geben, sind kunst- und meist auch poesielose Versifikationen bekannter europäischer Geschichten, die allerdings dem größeren amerikanischen Lesepublikum unbekannt sein mögen. Dadurch, daß Longfellow seine Erzähler aus aller Herren Länder zusammengeführt hat, ist natürlich große Abwechslung in den Unterhaltungsstoff gekommen; aber die entsprechenden charakteristischen Merkmale sind doch so matt und farblos gezeichnet, daß wir annehmen müssen, jene Gedichte seien mehr aus der Gewohnheit des Schaffens als aus innerem Drange hervorgegangen. *)

Die Erzählung des Sicilianers heißt: „Die Glocke von Atri". **) In Atri, einem Städtchen in den Abruzzen, lebte ein reicher Graf, der sich in Folge seines Geizes nur ein Pferd hielt. Da er dasselbe beinahe verhungern ließ, so kam es einstens Nahrung suchend in eine öffentliche Halle und nagte am Seile der dort hängenden Klageglocke, wodurch dieselbe in Bewegung gesetzt ward. Der Bürgermeister eilte herbei und als er das abgemagerte Pferd sah, befahl er seinem Eigenthümer, es in Zukunft besser zu behandeln. Es ist dies derselbe Stoff, der in Deutschland durch Langbein's Gedicht „Die Klageglocke" allgemein bekannt geworden ist.

Die darauf folgende Erzählung des Juden ist so

*) Siehe „Longfellow's Tales of o Wayside Inn und ihre Quellen". Von H. Varnhagen. Berlin 1884. — Eine mit werthvollen Erklärungen versehene Ausgabe der „Wirthshausgeschichten" hat Varnhagen bei Tauchnitz in Leipzig erscheinen lassen.

**) Deutsch in „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners". Von Caspar Butz. Chicago 1879.

langweilig, daß der Student bemerkt, man müsse bei schlechtem Wetter doch etwas Besseres hören, weshalb er eine Anekdote von einem poetischen Schuhflicker zu Hagenau erzählte, die zur Zeit der Meistersänger und des Tetzelschen Ablaßhandels spielt. Sie ist ebenfalls unbedeutend und die darangeknüpfte Moral sehr alltäglich.

Der Musikant, der durch eine längere Ouvertüre auf der Violine seine Kameraden in eine empfängliche Stimmung versetzt hat, theilt darauf die Geschichte des Geisterschiffes Carmilhan mit dem geheimnißvollen und ominösen Klabustermann in lebhafter, anschaulicher Sprache mit, die nur leider an einigen Stellen zu sehr an den Bänkelsängerton der Jahrmärkte erinnert.

Auch die Erzählung des Dichters ist „of no great worth", wie er selber eingesteht; ebenso ist die in langweiligem Pastoralstile vorgetragene Legende des Theologen. Der Wirth, an dem nun die Reihe ist, läßt sich entschuldigen, da aber die Zahl Sieben unbedingt voll sein soll, so muß sich der Student bequemen, noch eine Geschichte zum Besten zu geben. Dieselbe („Der Baron von St. Castina") ist voll dramatischen Lebens und unstreitig die lesbarste der ganzen Sammlung.

In der zweiten Abtheilung bietet uns Longfellow eine, im Stil der antiquirten altenglischen Mysterien gehaltene dramatische Behandlung der Geschichte des Judas Maccabäus. Die Entwicklung der äußerst simplen Handlung ist so einfach wie nur möglich und die Sprache entbehrt eines jeden poetischen Schwunges.

„Aftermath" (1873), bringt uns die Unterhaltungen der bereits bekannten Persönlichkeiten am dritten Tage im Gasthofe „Zum rothen Rosse". Der Jude eröffnet

den Reigen mit einer Talmud-Legende; dann folgt der Dichter und darnach der Student mit einer Mär aus dem Leben Karl's des Großen, die den lateiniſchen Aufzeichnungen des Mönchs von Lauresheim entnommen iſt. Während dem die beiden erſten Erzählungen nur als gehaltloſe Reimerei zu betrachten ſind, iſt der letzteren ein gewiſſer Grad von Poeſie nicht abzuſprechen. Der Inhalt jener Erzählung iſt folgender:

Am Hofe Karl's des Großen befand ſich ein ſchöner Jüngling von hohen Geiſtesgaben; er hatte ſein Trivium in überraſchend kurzer Zeit bemeiſtert und ſich allgemein ſo beliebt gemacht, daß ihn der Kaiſer wie ſeinen Sohn hielt. Auch die Tochter deſſelben fand ſolches Intereſſe an ihm, daß ſie ihm einſt erlaubte, ſie nächtlich zu beſuchen. Da nun während jener Nacht Schnee fiel und die Prinzeſſin befürchtete, man würde durch die Fußſpuren Eginhard's im Garten hinter ihr Herzensgeheimnis kommen, ſo nahm ſie ihren Geliebten in aller Frühe auf den Rücken und trug ihn in ſeine Wohnung. Doch Karl der Große, dem aufreibende Regierungs-Angelegenheiten keinen Schlaf gönnten, bemerkte dies und erzählte es ſeinen Räthen. Dieſelben verurtheilten den Jüngling zum Tode; der Kaiſer aber ſagte kein Wort, ließ die Beiden holen und verlobte ſie zur größten Ueberraſchung der Anweſenden.

Durch dieſen befriedigenden Ausgang wird die Geſellſchaft in heitere Stimmung verſetzt und der Muſikant daher aufgefordert, etwas Luſtiges zum Beſten zu geben, was ihm jedoch leider nicht möglich iſt, da ihm zwei Saiten auf der Geige geſprungen ſind.

Der Theologe theilt darauf in Hexametern „a tale

somewhat pale in its coloring“ mit, zu der Longfellow bemerkt, daß sie

„Worthy of some German bard,
Hebel, Voss oder Eberhard,“

sei. *)

Die quälende Langeweile der Gäste verscheucht darauf der Sicilianer durch eine Anekdote von zwei Bettelmönchen, die einem dummen Bauern einen Esel stahlen. Einer derselben stellt sich darnach dem Landmann als sein verzaubert gewesenes Langohr vor, läßt sich königlich bewirthen und scheidet darauf mit der Ermahnung, künftighin seine Thiere anständiger zu behandeln, da man nicht wissen könne, welche Seele darin stecke. Der Prior des Klosters läßt den Esel jedoch später auf den Markt führen und sein ehemaliger Eigenthümer kauft ihn wieder. „Von einem Werwolf habe ich schon gehört“, sprach der Jude, „aber von einem Wiesel noch nie“.

Die letzte Erzählung heißt „Der Geist der Mutter“; sie ist einer scandinavischen Ballade nachgedichtet und wird vom Musikanten vorgetragen. **)

„In idle moments idly told“, — mit dieser Bemerkung hat Longfellow eigentlich die Kritik dieser gereimten Geschichten entwaffnet, was uns jedoch nicht abgehalten hat, unsere Meinung frei und offen auszudrücken.

---

*) Die Quelle zu diesem „Elizabeth“ betitelten Gedichte ist in Janney's „History of the Religious Society of Friends“ zu suchen. Uebersetzt ist es in „Zwei amerikanische Idyllen“. Von Karl Knortz. Berlin 1879.

**) Deutsch in „Amerikanische Gedichte der Neuzeit“. Von Karl Knortz. Leipzig 1883.

„The Masque of Pandora *), and other Poems" war die Gabe, die er 1876 seinen Verehrern darbrachte. Dies Buch enthält erstens eine originelle dramatische Behandlung der ewig neuen Prometheussage, dann die zwei größeren Gedichte „The Hanging of the Crane" **) und „Morituri Salutamus" ***), drittens den vierten „Flug der Zugvögel" und schließlich eine kleine Sammlung Sonette. Das Gedicht „Morituri Salutamus" wurde zur fünfzigsten Jahresfeier der Klasse von 1825 des Bowdoin College geschrieben und bei dieser Gelegenheit vom Dichter selber vorgetragen. Es ist dies der feierliche Gesang eines Herzens, das sich mit dem Gedanken an den nahen Tod vertraut gemacht hat.

In „Keramos, and other Poems" (1878) zeigt uns das Titelgedicht einen Töpfer, der sich wie Johann, der muntre Seifensieder, seine Arbeit durch Singen versüßt. Unter den Sonetten finden sich einige, welche als ewig duftende Blüthen im Ruhmeskranze des Dichters strahlen. „Ultima Thule", ein kleines Bändchen Gedichte, denen man das Alter des Verfassers sehr anmerkt, bildet das letzte Werk, das Longfellow der Öffentlichkeit übergab. Sein nachgelassenes Drama „Michel Angelo" (1882) enthält einige poetische Monologe, die dem großen Künstler in den Mund gelegt sind, zeigt aber wie jedes Schauspiel unseres Dichters, daß derselbe kein Talent für die dramatische Dichtung besaß.

---

*) Deutsch von Isabella Schuchardt. Hamburg 1878.

**) Deutsch in „Dramatische und lyrische Dichtungen" von E. A. Zündt. St. Louis 1879.

***) Deutsch von Dr. Ernst Schmidt. Chicago 1878.

In Longfellow's „Tales of a Wayside Inn", die er kurz vor seinem Tode in einem Sammelbande herausgab, sind, um noch einmal auf dieses Werk zurück zu kommen, eine Anzahl älterer europäischer Gedichte in modernisirter Fassung an einem losen Faden zusammen gereiht. An einem Herbstabende haben sich in dem von Wind und Wetter stark mitgenommenen Wirthshause „Zum rothen Rosse" allerlei Gäste zusammen gefunden, die sich zum Zeitvertreib einander Geschichten erzählen. Diese Gesellschaft besteht aus einem Musiker (Ole Bull), einem Sicilianer (Prof. Luigi Monti, Verfasser des Werkes „The Adventures of an American Consul abroad", Boston 1878), einem Studenten (Dr. Henry W. Wales), einem Theologen (Samuel Longfellow, Prof. Trowbridge oder Daniel Treadwell), einem Dichter (T. W. Parsons, Dante-Uebersetzer), einem spanischen Juden (Isaac Edrehi) und dem Gastwirthe (Layman Howe), welch letzterer mit „Paul Revere's Ride"*), einer Episode aus dem amerikanischen Freiheitskriege den Reigen eröffnet. Den Haupttheil der Zeit beansprucht der blauäugige Norweger mit seinen der Heimskringla entnommenen, lose an einander gereihten Liedern, die sich auf die Kämpfe beziehen, welche der Einführung des Christenthums in seiner nördlichen Heimat vorhergingen. Der Dichter schließt den ersten Tag mit „The Birds of Killingworth", einer Erzählung, der eine Spatzengeschichte aus der Zeit Friedrichs des Zweiten zu Grunde liegt.**)

*) Siehe „History of Paul Revere's Signal Lanterns" by W. W. Wheildon. Boston 1878.

**) Eine gelungene von Dr. Eduard Dorsch verfaßte Uebertragung dieses Gedichtes befindet sich im ersten Bande der Butz'schen

Longfellow ist vorzugsweise Romantiker, der sich aus dem Diesseits ins Jenseits zu flüchten sucht. Die Individualität ist ihm das höchste, und wenn er auch, wie die deutschen Repräsentanten der romantischen Schule, gern Themen katholisirender Tendenz wählt, so ist er doch im Herzen Protestant geblieben und hat den Spruch „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" zum Motto seines Dichtens und Trachtens genommen. Longfellow's Lyrik ist sein subjektives Glauben, Hoffen und Lieben. Durch seine schlichte Tiefe und Innerlichkeit und durch die Schwermuth, die gerne bei dem unabwendbaren Tode verweilt, erinnert er lebhaft an Justinus Kerner, ohne jedoch dessen liebenswürdigen Humor als versöhnende Beigabe zu besitzen*). Seine Muse hat den Duft des Morgens in den Locken und ihr Gesicht ist vom Geisterhauche aus romantischen Felsenruinen angeweht. Wohin er sieht, sieht er mit dem Auge des Dichters und die Landschaft nimmt stets den Ausdruck seiner Stimmung an. Sein Ausdruck ist stets kurz und treffend und das Metrum stets mit bewunderungswürdigem Feingefühl gewählt. Besondere Originalität wird man bei Longfellow vergeblich suchen.

Monatshefte. Chicago 1864. — Eine Sammlung der Wirthshausgeschichten hat Isabella Schuchardt in deutscher Sprache (Hamburg 1879) veröffentlicht.

*) Seine Gedichte wurden übersetzt von Karl Böttger (Dessau 1856), A. R. Nielo (Münster 1857), Friedr. Marx (Leipzig 1868), A. Laun (Oldenburg 1879). — Eine deutsche Gesammtausgabe der Dichtungen Longfellow's ließ H. Simon in der Reclam'schen Universalbibliothek erscheinen.

Longfellow's Idylle „Evangeline"*) hat man häufig eine Nachahmung von Goethe's Hermann und Dorothea genannt, damit aber ein ſchiefes Urtheil gefällt.**)

Longfellow diente zu ſeiner in Acadien ſpielenden in Hexametern verfaßten Geſchichte ein noch viel dürftigerer Stoff zum Vorwurf als Goethe für ſein idylliſches Epos fand. Wir leſen darüber Seite 64 und 65 in dem Werke „Yesterdays with Authors". By James T. Fields (Boſton 1873) Folgendes:

„Hawthorne aß eines Tages bei Longfellow zu Mittag und hatte einen Freund aus Salem mitgebracht. Jener ſagte als das Mittageſſen vorbei war: Ich habe verſucht, Hawthorne zu bereden, eine Erzählung zu ſchreiben, welche auf einer Legende baſirt, die ſich die Leute heute noch in Acadien erzählen — einer Legende von einem Mädchen, das bei der Vertreibung der Acadier von ihrem Liebſten getrennt ward, und ihr Leben mit Suchen und Warten verbrachte, bis ſie ihn, als beide alt waren, ſterbend in einem Hoſpitale fand.

Longfellow wunderte ſich nun, daß dieſe Mittheilung das Talent Hawthorne's nicht herausforderte und ſagte zu ihm: Wenn Sie dieſen Stoff wirklich nicht zu einer Novelle verarbeiten wollen, ſo überlaſſen Sie ihn mir für ein Gedicht. Hawthorne war damit einverſtanden und verſprach ihm, nicht eher eine Geſchichte darüber zu

*) Deutſch von Karl Knortz (Nr. 387 der Reclam'ſchen Univerſalbibliothek), P. Belke (Leipzig 1854), Ed. Nickles (Karlsruhe 1862), Heinrich Viehoff (Trier 1869) und Frank Siller (Milwaukee 1879).

**) Siehe darüber den Abſchnitt „Idyllen" in „Longfellow. Literarhiſtoriſche Studie" von Karl Knortz. Hamburg 1879.

ſchreiben, als bis ſich Longfellow überzeugt habe, daß ſich jener Stoff für eine poetiſche Bearbeitung nicht eigne.

„So haben wir", fährt Fields fort, „Evangeline, ein Gedicht, das bleiben wird, ſo lange treue Liebe exiſtirt. Hawthorne freute ſich über den Erfolg Longfellows und machte ſich ein Vergnügen daraus, die vielen fremden und amerikaniſchen Auflagen des weltberühmten Gedichtes aufzuzählen". „Evangeline" erſchien 1847 und iſt unſtreitig das populärſte Werk Longfellows. Es hat bis auf den heutigen Tag ſeinen Platz als Lieblingsbuch behauptet, wohingegen das Intereſſe an dem Epos „Hiawatha" in Amerika auffallend abgenommen hat.*)

Die Idylle „The Courtship of Miles Standish"**) beginnt mit einer gelungenen Karakteriſtik ſeines eiſenfreſſenden, aber ehrlichen Helden, der ſeinem Sekretär und Freunde John Alden den Auftrag gibt, der Priscilla in ſeinem Namen einen Heiratsantrag zu machen. Das Ende vom Liede iſt, daß dieſer Sekretär das liebliche Mädchen von Plymouth heiratete und der alte Miles Standiſh leer ausgeht.***)

Longfellow's dramatiſches Gedicht „The Spanish Student"†) (1843) behandelt denſelben Stoff wie die Wolff-

*) Ueber den hiſtoriſchen Hintergrund dieſer Idylle ſiehe die von Noah Porter mit einer ausführlichen Einleitung edirte in New-York erſchienene Ausgabe; ſowie das Werk „Acadia. A Lost Chapter in American History". By P. H. Smith. Pawling, N. Y. 1884.

**) Deutſch v. J. E. Baumgarten (St. Louis 1859), F. Mannfeld (1867) u. Karl Knortz (540 Reclam's Univerſalbibliothek).

***) Siehe „Miles Standish, the Puritan Captain". By John S. C. Abbott. New-York 1872.

†) Deutſch von Karl Böttger (Deſſau 1854) und Leo Häfeli (415 Reclam's Univerſalbibliothek).

Weber'ſche „Precioſa“ und iſt der Urſprung deſſelben in Cervantes' Novelle „La Gitanella de Madrid“ zu ſuchen. Beſonderen poetiſchen Werth hat dieſes Drama gerade nicht und nur hier und da ſtoßen wir auf Stellen von überraſchender Schönheit.

Auch „The Golden Legend“*) (1851) iſt nur ein Buchdrama und ſchon die ſceniſche Eintheilung zeigt auf den erſten Blick, daß der Verfaſſer bei ſeiner Arbeit nicht im Geringſten an die Bühne gedacht hat. Dem Inhalte liegt Hartmann von Aue's „Armer Heinrich“ zu Grunde, alſo eine Legende, die ſich im Mittelalter großer Popularität erfreute. Währenddem bei Hartmann die Liebe zu einem Grafen und deſſen Eltern außer der Sehnſucht nach dem Himmel die Hauptmotive zur Opferfreudigkeit eines jungen Mädchens bilden, macht Longfellow, dem jene Gründe nicht einleuchtend oder hinreichend erſchienen ſein mögen, ſeine Heldin zu einer vollkommenen religiöſen Schwärmerin und Viſionärin. Daß Longfellow zugleich die Abſicht hatte, eine lebendige Anſchauung altchriſtlichen Lebens und Treibens in Deutſchland zu liefern, iſt ebenfalls erſichtlich. Das Mönchsthum und die Umtriebe der Scholaſten hat er trefflich gezeichnet und die zahlreich eingeflochtenen Legenden, deren Auswahl ein feines und poetiſches Gefühl bekundet, zeigen, daß er ſeinen Gegenſtand nach allen Seiten hin zu erſchöpfen geſucht hat.

Longfellow's 1871 erſchienenes dramatiſches Gedicht „The Divine Tragedy“ fand nicht den geringſten Anklang.

---

*) Deutſch von Eliſe Freifrau von Hohenhauſen (Leipzig 1880).

Die Amerikaner ſind zwar mit ihren Lieblingen bis zu einem erſtaunlichen Grade langmüthig und geduldig; Longfellow's überaus langweilige und nüchterne Paraphraſe der Leidensgeſchichte Jeſu aber haben ſie, obgleich der religiöſe Standpunkt des Verfaſſers ganz der ihre iſt, faſt gänzlich unbeachtet gelaſſen und damit die wirkſamſte Kritik ausgeſprochen.

Im Jahre 1873 gab Longfellow ſeine drei geiſtlichen Dramen unter dem Kollektivtitel „Christus“ heraus und ſuchte dieſelben durch kurze Zwiſchenſpiele (interludes) zu verbinden. In der „göttlichen Tragödie“ zeigte er den Stifter der chriſtlichen Religion in den Hauptmomenten ſeines Lebens und ließ ſein Lehrſyſtem durch das Symbolum Apostolicum zum Abſchluß bringen, wodurch die Weiterentwicklung des Chriſtenthums vorgezeichnet war. Der Glaube an den Buchſtaben war ſomit zur Hauptſache geworden und die folgenden beiden Tragödien zeigen dann, wie derſelbe einerſeits kraſſen Aberglauben und andrerſeits blutige Intoleranz im Gefolge hatte.

Der Abt Joachim in Calabrien, welcher das Zwiſchenſpiel durch einen langen Monolog ausfüllt, iſt bereits durch religiöſe Idioſynkraſie angekränkelt und ſieht das Prinzip der Dreieinigkeit überall in der ſichtbaren und unſichtbaren Schöpfung walten. Sogar die Weltgeſchichte iſt eine dreitheilige; in den Zeiten der Patriarchen verkehrte Gott mit den Menſchen direkt, aber er zeigte ſich meiſt als Gott des Zornes, der das Kleid der Waſſerflut, des Feuers und des Erdbebens angelegt hatte. Mit dem Auftreten des Gottesſohnes beginnt das Regiment des Geſetzes; das dritte Zeitalter iſt vom heiligen Geiſt der Liebe beeinflußt. Die nun folgende

„Goldene Legende“ kehrt allerdings das Prinzip der Liebe nach Kräften heraus; viel deutlicher ſind jedoch darin der chriſtliche Aberglaube und die religiöſe Ueberſpanntheit gezeichnet, wie ſie unbedingt aus dem durch ein Glaubensbekenntnis inaugurirten Buchſtabenglauben hervorgehen mußten. Wir ſehen alſo hier den Katholicismus in ſeiner höchſten Blüte; er beherrſchte Land und Leute, Kunſt und Wiſſenſchaft und das Reſultat ſeiner Wirkſamkeit war eine allgemeine krankhafte Gemüthsſtimmung.

Im Interludium vor der dritten Abtheilung, den „Neuengland-Tragödien“, erblicken wir den Helden des Proteſtantismus auf der Wartburg, woſelbſt er ſeinen majeſtätiſchen Choral „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ in Muſik ſetzt. Er befindet ſich dabei beſtändig im Streite mit dem Teufel und wünſcht den Papiſten alles Mögliche, nur nichts Gutes. Der alte Abt Joachim würde dazu ſagen: Das Reich der Liebe iſt vorbei und die dreitheilige Zeit fängt wieder mit dem Regimente des Zornes an.

Und von ſolchen Tagen des Zornes entwirft Longfellow nun in den beiden „New England Tragedies“ (1868) ein blutiges Bild.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts waren die Puritaner in ihrem Stammlande bekanntlich allen erdenklichen Plackereien ausgeſetzt, weshalb ſie in der neuen Welt ein Aſyl ſuchten. Sie fanden dort ein Land, in dem ſie ihren Gott auf ihre Weiſe ungehindert verehren und zugleich ihrem Haſſe gegen Katholiken und Quäker die Zügel ſchießen laſſen konnten. „John Endicott“, der erſte Theil dieſer Tragödien behandelt die Verfolgung der

Quäker und hat sich der Dichter dabei stets an historische Thatsachen gehalten. Das zweite dramatisirte Nachtstück aus der amerikanischen Kolonialzeit führt den Titel „Giles Corey of the Salem Farms" und als Zeit der Handlung ist das Jahr 1692 angegeben. Es bezieht sich auf die Hexenverfolgungen in Massachusetts. Nach den Mittheilungen Upham's („History of Salem Witchcraft") hat Longfellow jedoch den Karakter Corey's etwas zu milde und edel gezeichnet. Einen anziehenden Kommentar zu diesen Tragödien hat R. H. Allen in „The New-England Tragedies in Prose" (Boston 1869) geliefert.

Longfellow's Indianerepos „Hiawatha"*) (sprich Heiowatha) erschien 1855. Der Name des Helden ist irokesisch, die Sagen aber, mit welchem ihn Longfellow in Verbindung brachte, sind tschippewäisch; der betreffende Held der Algonkins heißt eigentlich Menabuschо**). Der Erfolg dieses Gedichtes war großartig; die Zeitungen wußten geraume Zeit für nichts anderes als Hiawatha und Minnehaha zu schwärmen und sich gegenseitig an überschwänglichen Lobeserhebungen des Dichters zu überbieten. Eine Auflage nach der anderen wurde rasch vergriffen und zahlreiche Uebersetzer mühten sich ab, den eigenthümlichen Reiz dieses Epos fremden Nationen zu vermitteln. Es wurde von vielen Dichterlingen nachgeahmt und geschickt und ungeschickt parodirt und travestirt. Den Stoff hatte Longfellow in den Werken Schoolcrafts gefunden und

*) Deutsch von A. Böttger (Leipzig 1856), F. Freiligrath (Stuttgart 1857), H. Simon (339—340 Reclam's Universalbibliothek) und Karl Knortz (Jena 1872).

**) Siehe darüber die Einleitung zur Hiawatha-Uebersetzung von Karl Knortz.

dieſen pretentiöſen, aber oberflächlichen Kenner der Indianer als Newadaha eingeführt. Damit nun ja Jedermann erfuhr, daß Longfellow für dieſes Gedicht Schoolcraft verpflichtet war, ſtellte letzterer ſeine in mehreren Werken veröffentlichten Menabuſcho-Sagen ſchnell in dem Bande „The Myth of Hiawatha“*) zuſammen und ließ denſelben 1856 in Philadelphia erſcheinen.

In der Karakterzeichnung blieb Longfellow ſeinem Originale getreu, wenn wir von dem an den Haaren herbei gezogenen Schluß abſehen. Die dämoniſche und hanswurſtartige Natur Hiawatha's, die den Indianern ſo ſehr gefällt, hat Longfellow dem Paupikkiwis übertragen und ſeinen Helden nur als Repräſentanten der indianiſchen Civiliſation hingeſtellt. Freiligrath nennt „Hiawatha“ die indianiſche „Kalewala“ und trifft damit den Nagel auf den Kopf; denn nicht allein das Versmaaß ſondern auch ſehr viele Details erinnern lebhaft an das Nationalepos der Finnen, bei dem Longfellow unſtreitig ſtarke Anleihen gemacht hat.

Nachdem Longfellow ſich Jahrelang mit großer Vorliebe in die Haupterzeugniſſe der romaniſchen und germaniſchen Literatur vertieft und das Verſtändnis derſelben durch zahlreiche Ueberſetzungen und das große Sammelwerk „The Poets and Poetry of Europe“ gefördert hatte, fühlte er ſich von Jahr zu Jahr unwiderſtehlicher zum großen Florentiner hingezogen und er ward den einmal gerufenen Geiſt auch nicht eher los, bis er ſeine mit

*) Die hauptſächlichſten, auf jene mythiſche Figur bezüglichen Sagen ſind in „Märchen und Sagen der nordamerikaniſchen Indianer“ (Jena 1871) und „Aus dem Wigwam“ (Leipzig 1880) von Karl Knortz nachzuleſen.

zahlreichen Anmerkungen geſchmückte Dante-Ueberſetzung*) (1867—70) in drei ſtattlichen Bänden gedruckt in Händen hielt. Für denjenigen, der ein ſolches Werk übertragen will, iſt die Form ſicherlich keine Nebenſache; Longfellow wählte nun ſtatt der terza rima den reimloſen Blankvers, denn es kam ihm vor allen Dingen auf wörtliche Genauigkeit an; ja, er geht ſo weit, daß er jede Zeile Wort für Wort mit dem Originale in Einklang bringt. Was er dadurch am Buchſtaben gewinnt, verliert er an der poetiſchen Diktion. Eine höchſt werthvolle Zugabe iſt der ausgezeichnete literariſche Apparat, welcher bei Weitem mehr als die Hälfte des Buches einnimmt. Er enthält eine ganze Dante-Bibliothek in nuce.

Seine europäiſchen Reiſeeindrücke ließ Longfellow 1835 unter dem Titel „Outre-Mer, a Pilgrimage beyond the Sea“ erſcheinen. — In „Hyperion“ (1839) beſchäftigt er ſich faſt ausſchließlich mit Deutſchland. Er nennt dies Werk eine „romance“; eigentlich aber iſt es eine an einen loſen novelliſtiſchen Faden geknüpfte Beſchreibung des deutſchen Landes und Lebens und eine begeiſterte Anerkennung der Vorzüge der deutſchen Literatur.

In der Novelle „Kavanagh“ (1849) liefert Longfellow eine Darſtellung des Dorflebens in Neuengland.

Sein Sammelwerk „Poems of Places“, beſtehend aus 31 Bänden, iſt ein poetiſcher Reiſebegleiter durch die ganze Welt, ſoweit dieſelbe von Dichtern verſchiedener Nationalitäten beſungen worden iſt.

---

*) Siehe darüber „The Unseen World, and other Essays“. By John Fiske. Boſton 1876 und „Essays Æsthetical“ by G. H. Calvert. Boſton 1875.

Dichter, welche klaſſiſche Stoffe in tadelloſer Sprache behandeln, ſind in Amerika zu ſelten, um nicht allgemeines Aufſehen zu erregen; einerlei ob ſie denſelben gerecht werden oder nicht. Zwar ſagt Horaz in dieſer Hinſicht in ſeiner „Ars poetica“:

„Cui lecta potenter erit res
Nec facondia deseret hunc nec lucidus ordo;“

aber es genügt noch lange nicht, daß der Dichter ſein Thema vollſtändig beherrſcht und ſtets die richtigen Ausdrücke zu finden weiß; Horaz ſchreibt auch daher an einer andern Stelle des erwähntes Werkes:

„Non satis est pulchra esse poemata; dulcia sunto,
Et, quocumque volent, animum nuditoris agunto.“

Schönheit und Herrlichkeit der Diktion genügen allein auch nicht; auch gefühlvoll muß ein Gedicht ſein und die Herzen der Hörer hinreißen. Von dieſem Standpunkte aus wollen wir nun dem New-Yorker Dichter Clarence Edmund Stedman, deſſen Werke 1873 in einer Geſammtausgabe in Boſton erſchienen ſind, einige Bemerkungen widmen.

Seine Vorliebe für griechiſche Sagen manifeſtirt er hauptſächlich durch ſeine drei Gedichte „Penelope“, „Hylas“ und „Alectryon“, deren erſteres jedoch weniger ein klaſſiſches Vorbild als ein modernes verrathen läßt, nämlich Tennyſon's „Ulyſſes“. Was Eleganz und Fluß anbelangt, ſo ſcheint Stedman überhaupt bei dem Poeta laureatus erfolgreich in die Schule gegangen zu ſein; das Herzliche, Gemüthliche, das den Leſer packende Element fehlt jedoch bei dem einen ſo ſehr wie bei dem andern trotz allen ſprachlichen Farbenaufwandes. Stedman's Figuren laſſen

uns kalt; von Aufregung ist er kein Freund; er malt keine den Banden der traditionellen Gesellschaftsregeln widerstrebende Leidenschaften und entlockt keine Thränen der Sympathie für seine Helden und Heldinnen.

Seine Haupt-Epen sind „Alice of Monmouth" und „The Blameless Prince". Das erstere nennt der Verfasser ein Idyll aus dem letzten amerikanischen Bürgerkriege. Der Inhalt ist sehr einfach. Hugh van Ghelt hat gegen den Willen seines Vaters ein armes Landmädchen geheirathet und sich auf eine Farm zurückgezogen, bis ihn die Rebellion des Südens in die Armee der Union führt. Tödtlich in die Brust getroffen, wird er in ein Hospital geschleppt, woselbst er mehrere Tage besinnungslos liegt. Kurz vor seinem Tode kommt ihm das Bewußtsein wieder und er sieht seine Frau mit seinem Vater am Bette stehen. Mit der tröstlichen Gewißheit, daß das traurige Schicksal das eisige Herz des Vaters geschmolzen und daß sein geliebtes Weib nun in guten Händen sei, stirbt er. Der Stoff dieses Epos ist, wie man sieht, äußerst einfach, aber immerhin spannend und dankbar genug, um etwas von dauerndem Werthe daraus machen zu können. Stedman beabsichtigte dies auch; jedoch der Umstand, daß er nicht die poetische Fähigkeit besitzt, den Lesern Begeisterung für seine selbstgeschaffenen Helden einzuflößen, so daß sie mit jenen fühlen, denken und leiden, hat jenem Gedicht nicht die Popularität verschafft, die der Verfasser schon durch die Wahl des Stoffes erwartete.

Das zweite Epos „The Blameless Prince" leidet an denselben Fehlern; es ist in bemerkenswerthen fließenden Versen abgefaßt und hat einige annehmbare Naturschilderungen aufzuweisen; im Uebrigen ist aber der Inhalt so

trocken, langweilig und ſpießbürgerlich-moraliſch, daß ſich ſchwerlich Jemand daran erbauen wird.

Stedman's Hauptſtärke als Dichter beruht in ſeinen lyriſch-didaktiſchen Liedern; für dieſes Fach zeigt er hohe Begabung. Seine Epen kommen uns vor, wie nach den neueſten Moden untadelhaft gekleidete Damen, die geſchickt die Aufmerkſamkeit der Männer auf ſich zu lenken wiſſen, denen aber jeder, ſobald er ſich näher mit ihnen bekannt gemacht hat, ob ihrer geiſtigen Hohlköpfigkeit für immer den Rücken dreht. Seine lyriſchen Erzeugniſſe ſind dem Anſcheine nach aus äußerer Anregung hervorgegangen; ſie ſind natürlich, zierlich und ungezwungen und zeigen hin und wieder, wie z. B. „Peter Stuyveſant's Neujahrsbeſuch" und das „Lied vom Lagerbier", eine leichte, einſchmeichelnde, humoriſtiſche Färbung. In ſeinen beſchaulichen Naturſchilderungen werden wir häufig an den modernen Meiſter derſelben, W. C. Bryant, erinnert.

Stedman iſt 1833 in Hartford, Conn., geboren; er bezog als ſechszehnjähriger Jüngling Yale College. Dort zeichnete er ſich hauptſächlich durch ſein elegantes Engliſch und durch ſein Intereſſe an griechiſcher Sprache aus. Nach noch nicht einem Jahre verließ er jene Anſtalt, um ſie nicht verlaſſen zu müſſen und widmete ſich der Journaliſtik. Er kaufte den „Winſted Herald" in Connecticut, verheiratete ſich und gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſich eine Heimat zu gründen; doch es gelang ihm nicht. Er ſiedelte darauf nach New-York über und hatte daſelbſt geraume Zeit mit dem größten Elend zu kämpfen. Seine damals veröffentlichten Gedichte „In the Valleys of Bohemia" (eine journaliſtiſche Phantaſie), „The Diamond Wedding" und „Old John Brown" fanden günſtige Aufnahme

und brachten ihm eine Stelle als Kriegs-Correspondent einer größeren Zeitung ein. Gegenwärtig lebt er als Broker oder Makler in New-York und liefert ab und zu mit großer Sorgfalt geschriebene Abhandlungen über Literatur für eins der populärsten Monatshefte.

1877 veröffentlichte Stedman „Hawthorne, and other Poems", worin sich hin und wieder eine lyrische Perle, wie z. B. „The Sun-Dial" u. s. w. befindet. Seine beiden literarhistorischen Werke „The Victorian Poets" (Boston 1876) und „The Poets of America" (ibid. 1885) enthalten Essays über die neuern Dichter Amerika's und England's, die zu den bessern ihrer Gattung gehören; namentlich kann das Werk über die amerikanischen Dichter ruhig als das gediegenste bezeichnet werden, das bis jetzt überhaupt über dieses Thema veröffentlicht worden ist. *)

Auf dem schlecht gepflegten Kirchhofe zu Laurel, einer kleinen Ansiedlung am White Water River im südöstlichen Indiana, befindet sich ein Grab, dessen stattliches Monument folgende Inschrift trägt: „Byron Forceythe Willson, born in Little Genessee, N. Y., 1837. Died in Alfred Centre, N. Y., 1867." Dort liegt nämlich der Verfasser des „Old Sergeant", eines Gedichtes, das zur Zeit des Bürgerkrieges von allen amerikanischen Zeitungen kopirt und von allen patriotischen Schuljungen bei festlichen Gelegenheiten deklamirt wurde, begraben.

Willson's aus Vermont stammender Vater betrieb in Little Geneſſee einen ziemlich ausgedehnten Holzhandel

*) In Verbindung mit der Dichterin Hutchinson gibt Stedman eine groß angelegte amerikanische Anthologie heraus, von der bis jetzt zehn Bände erschienen sind.

und war auch Besitzer einer Sägemühle daselbst; doch ließ ihm diese Beschäftigung noch Zeit genug übrig, sich mit den englischen Klassikern eingehend zu beschäftigen und gelegentlich auch ein öffentliches Amt zu bekleiden. 1846 zog er mit seiner Familie nach dem Westen und fuhr auf einem Holzflosse den Ohio hinab nach Maysville in Kentucky. Dort hielt er sich nur ein Jahr auf und siedelte sich dann in dem Cincinnati gegenüber liegenden Städtchen Covington an, woselbst er sich um das öffentliche Schulwesen sehr verdient machte. 1852 machte er New-Albany im Staate Indiania zu seiner Heimat und starb daselbst, 1859, acht Kinder und ein bedeutendes Vermögen hinterlassend. — Nachdem sein Sohn Forceythe die nothwendige Vorbildung erhalten hatte, bezog derselbe Harvard College; doch konnte er wegen der ihm drohenden Schwindsucht seine Studien nicht vollenden. Der Arzt hatte ihm einen baldigen Tod prophezeit; er stärkte sich nun durch gymnastische Uebungen und regelmäßige Bewegung in freier Luft zu einem energischen Kampfe mit demselben, wovon er in einem Gedichte beredtes Zeugnis ablegt.

Als im Jahre 1858 die Spiritualisten in New-Albany für ihre Lehre eifrig Propaganda machten, ward auch der leicht erregbare Dichter in den Strudel der Aufregung gezogen; er nahm an jener Bewegung lebhaften Antheil und galt sogar in den betreffenden Kreisen als Medium. Trotzdem er denselben späterhin den Rücken kehrte, so ist er doch, wie dies einige seiner mystischen Gedichte beweisen, die einmal gerufenen Geister niemals ganz los geworden. Bis an das Ende seines Lebens glaubte er steif und fest, daß die Geister der Verstorbenen

mit den Lebenden verkehrten oder doch unter besonderen Verhältnissen verkehren könnten.

Willson's Gedicht „The Old Sergeant" wurde am 1. Januar 1863 ohne den Namen des Autors als Neujahrsgruß der Träger des „Louisville Journal" veröffentlicht und machte, wie oben erwähnt, gleich nach Erscheinen die Runde durch alle amerikanischen Zeitungen. Präsident Lincoln, der ein großer Verehrer gemüthreicher Poesie war, schätzte es sehr hoch; redete es doch auch in jener für die Union so verhängnisvollen und trüben Zeit einem opferfreudigen Patriotismus ungeheuchelt das Wort. In diesem Gedichte, in dem übrigens kein Eigenname fingirt sein soll, erzählt ein sterbender Sergeant dem Arzte die Geschichte seiner Verwundung in einfachen aber eindrucksvollen Worten. Der spärlich angewandte militärische Slang kleidet dieses Gedicht herrlich; die dadurch hervorgerufene Monotonie, daß sich alle vier Zeilen eines Verses auf dieselben Silben reimen, wirkt jedoch, wie dies auch bei Poe's „Raven" der Fall ist, störend.

1863 verheiratete sich Willson und zog mit seiner jungen, ebenfalls leidenden Gattin nach Cambridge, um daselbst die Studien eines jüngeren Bruders zu überwachen und sich, da es ihm seine Mittel erlaubten, dem poetischen Schaffen und Genießen zu widmen. An der Mount Auburn Straße, in der Nähe von Lowell's Wohnung, kaufte er sich ein Haus, doch trat er mit den Bostoner Schöngeistern in keinen näheren Verkehr, so daß es also zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung dauerte, ehe Dr. Oliver W. Holmes, der Willsons berühmtes Gedicht mehrfach in seinen Vorträgen citirt hatte, den Autor in seiner Nachbarschaft entdeckte.

Willſon's Frau ſtarb 1864 im Wochenbette und liegt an ſeiner Seite auf dem Kirchhofe zu Laurel begraben.

Eine Sammlung ihrer Gedichte gab der Wittwer für Privatcirculation heraus. Seine eigenen Gedichte veröffentlichte er 1866 im Verlage von Hougſton, Mifflin & Co. in Boſton. Sie wurden verſchieden beurtheilt und fanden nur wenige Leſer; der Maſſe waren ſie theils zu gedankenreich, theils zu myſtiſch und die darin dominirende, durch Willſon's ſchwachen Geſundheitszuſtand erklärliche Melancholie und Todesahnung waren im Allgemeinen keine poetiſche Speiſe für die meiſten Amerikaner.

Sein anſpruchsvollſtes Gedicht betitelt ſich „In State". Darin ſchildert er eine auf der Bahre liegende weibliche Rieſenfigur, — die Union — welche in das Grab geſenkt werden ſoll. Dieſelbe iſt durch ihren Sohn, den Süden, ermordet worden, und es entſpinnt ſich nun ein blutiger, peinlich genau beſchriebener Streit zwiſchen dem Muttermörder und dem wahren Sohne. — Dieſes aus drei Abtheilungen beſtehende Gedicht enthält unſtreitig viele Stellen von ſeltener Kraft und Schönheit; die Grundidee, nämlich die Darſtellung der Union als eine Todte, muß jedoch als verfehlt und unpatriotiſch betrachtet werden.

Man kann gerade nicht behaupten, daß ſich John James Piatt, von dem A. Strodtmann in ſeiner Amerikaniſchen Anthologie zwölf lyriſche Nummern in ziemlich gelungener Ueberſetzung bringt, bis jetzt ein ſehr großes Leſepublikum erobert hat; das aber ſteht feſt, daß ſich, was auch die neuen Auflagen ſeiner Werke beweiſen, die Zahl ſeiner Verehrer von Jahr zu Jahr langſam vergrößert hat und er dadurch zum poetiſchen Weiterſchaffen ermuntert worden iſt.

John James Piatt ist am 1. März 1855 zu Nielton in Indiana geboren; nachdem er am Kenyon College seine Studien vollendet hatte, wandte er sich der Journalistik zu und erhielt späterhin eine Stelle als Beamter in Washington. Unter Präsident Cleveland war er amerikanischer Konsul zu Queenstown in Irland.

Die unter dem Titel „Western Windows“ 1867 veröffentlichte Gedichtsammlung hat ihm den Namen „Bryant des Westens“ eingetragen und wenn gleich seinen Naturbildern die Frische, Kraft und die philosophische Tiefe der Bryant'schen Schöpfungen fehlen, so sind dieselben doch beachtenswerth, denn sie offenbaren ein keusches Gemüth und ein edles, für geräuschlose Freuden empfängliches Herz. Der Flug seiner Phantasie ist eng begrenzt; dafür aber leistet er mitunter in der Detailmalerei bekannter Dinge und Naturerscheinungen Vorzügliches. Seine Sprache ist stets wohllautend und gewählt; manchmal tändelt sie auch im leichten Heine'schen Flug dahin, ohne sich jedoch jemals eine faunische Abschweifung zu erlauben.

Piatt ist ein geborener Optimist, der uns alltägliche Stoffe poetisch nahe bringt und uns stets in ruhige Stimmung zu versetzen sucht. Alles Phrasengeklingel vermeidet er auf das Sorgfältigste und sucht so einfach und naturgetreu zu sein, wie die Themen, die er besingt. Er ist kein sogenannter Anempfinder, sondern reproduzirt stets seine individuellen Eindrücke. Seine kleineren Lieder sind öfters von überraschender Originalität, wie z. B. das Gedicht „Rose und Wurzel“, das hier in der etwas steifen Strodtmann'schen Uebertragung eine Stelle finden mag:

„Die Roſ' in lichter Sonnenpracht,
Von Bien' und Falter hoch umſchwebt,
Hat wenig nur der Wurzel Acht,
Die drunten mühſam ſchafft und webt.

Ich rief der Blume fragend zu:
‚Weshalb, o Königin, glanzerhellt,
Lebſt deine kurze Stunde du?'
Die Roſe ſprach: ‚Mich ſieht die Welt.'

Die Wurzel frug ich dann — 'Mit Fleiß',
Sprach ſie, ‚wühl' ich im Dunkel hier,
Begnügt mit meinem Loos: ich weiß,
Daß eine Roſe über mir!'"

In „Western Windows" beſchreibt Piatt Dinge und Vorgänge aus dem Prairieleben des Weſtens; mit beſonderer Vorliebe feiert er den Pionier, der mit ſehnigem Arm ſein Blockhaus errichtet und damit den Grund zu einer zukünftigen Stadt legt. Zugleich aber iſt Piatt auch der gemüthreiche Sänger der ſtillen Häuslichkeit und des freuden- und ſorgenreichen Familienlebens; er hat überhaupt viel mehr Aehnlichkeit mit dem leidenſchaftsloſen Engländer Wordsworth als mit dem pantheiſtiſch angehauchten Amerikaner Bryant.

In der „Landmarks" betitelten Sammlung (1871) handelt das Hauptgedicht „The Lost Farm" ebenfalls von dem ſchnellen Fortſchritt der Kultur im fernen Weſten. Kaum hat ſich der Einſiedler mit Weib und Kind niedergelaſſen und ſein Landgut eingerichtet, da ſammeln ſich auch ſchon Nachbarn um ihn her und nach wenigen Jahren erſteht eine Stadt, die durch Eiſenbahnen in den allgemeinen Weltverkehr gezogen wird.

Alle dieſe Kultur- und Stimmungsbilder ſind von

einer melancholiſchen Sehnſucht nach dem verſchwundenen idylliſchen Landleben durchdrungen; in allen wird der Einfachheit und Biederkeit das Wort geredet. Das Gedicht „The Lost Genius“ dürfte ruhig als das gefühlvollſte dieſer Sammlung anzuſehen ſein.

In „Poems of House and Home“ (1878) behandelt Piatt ſeine alten Themen auf's Neue, ohne denſelben jedoch neue Seiten abzugewinnen.

Piatt's Gattin iſt, wie ihre Gedichtſammlungen „A Woman's Poems“ (1871), „A Voyage to the Fortunate Isles“ (1874), „That New World“ (1876), „Dramatic Persons and Moods“ (1879) und „An Irish Garland“ (1874) beweiſen, unſtreitig eine hochbegabte Dichterin. Sie behandelt genau dieſelben Stoffe wie ihr Gemahl, doch iſt ihre Sprache häufig kräftiger, packender, leidenſchaftlicher und entſchiedener. Auch macht ſie ſich viel mit Geiſtern und Feen zu ſchaffen und jedem ihrer Werke hat ſie eine Anzahl Kinderlieder beigegeben. Außerdem aber hat ſie in Gemeinſchaft mit ihrem Gemahle noch eine beſondere Sammlung von Kinderliedern unter dem Titel „The Children out of Doors“ (1885) anonym veröffentlicht.

Bayard Taylor.

Bayard Taylor, der gewandte Reiseschriftsteller, Dichter und Vermittler deutscher Literatur und Ansichten in Amerika, ist einer der vielen amerikanischen Literaten, welche hauptsächlich in der Druckerei der Tagespresse zur Schule gingen und sich vom armen Setzerlehrling zu einer geachteten und einflußreichen Stellung empor schwangen. Von seinem arbeitsvollen und an Abwechslungen reichen Leben ist uns in dem zweibändigen Werke „Life and Letters of Bayard Taylor, Edited by Marie Hansen-Taylor, and Horace E. Scudder" (2 vols. Boston 1884)*) eine authentische Schilderung überliefert worden und derselben wollen wir in der kurzen biographischen Einleitung zur Besprechung der Werke unseres Schriftstellers folgen.

Bayard Taylor wurde am 11. Januar 1825 zu Kennett Square in Westchester County des Staates Pennsylvanien geboren. Die ganze dortige Gegend ist von wohlhabenden und fleißigen Farmern bewohnt und finden

*) Ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

sich daselbst noch viele Blockhütten vor, die von den ersten Ansiedlern stammen. Da sich sehr viele derselben, so auch die Vorfahren Taylor's, zur Religion der Quäker bekannten und somit strenge Abolitionisten waren, so war daselbst auch in der amerikanischen Sklavenzeit eine der Hauptstationen der sogenannten „unterirdischen Eisenbahn", einer geheimen Organisation nämlich, welche es sich zur moralischen Aufgabe gemacht hatte, flüchtige Neger zu verbergen und sie auf sicherem Wege nach Canada, dem Lande der Freiheit, zu senden.

Bayard Taylor's Großmutter war von deutscher Abkunft und verstand sehr wenig englisch, so daß sie sich im Umgange mit ihren Familienmitgliedern stets des ihr geläufigeren pennsylvanisch-deutschen Idioms bediente.

Seine Eltern besaßen eine Farm und er mußte auch, sobald es seine körperlichen Kräfte erlaubten, darauf fleißig mitarbeiten — eine Beschäftigung, die übrigens durchaus nicht nach seinem Geschmack war. Er war ein leidenschaftlicher Leser und schon in seinem zwölften Jahre hatte er die kleine Leihbibliothek seines Landstädtchens durchgelesen, war mit den Geschichtswerken Gibbon's, Robertson's und Hume's vertraut und hatte sich aus dem Erlös selbstgesammelter Nüsse eine Anzahl Bücher gekauft und damit den Grundstein zu seiner späteren Bibliothek gelegt. Er besuchte die kleine Schule seines Wohnortes bis zu seinem 16. Jahre und nahm damals und später jede Gelegenheit wahr, seine Kenntnisse zu bereichern und sich besonders einige fremde Sprachen, wie Latein, Französisch und Deutsch, anzueignen, so daß er also 1842 vorübergehend eine Lehrerstelle in dem drei Meilen von Kennett Square entfernten Unionville annehmen konnte. Die Schulmeisterei

gefiel ihm jedoch nicht und da er sich inzwischen in literarischen Arbeiten versucht und einige kleine Aufsätze in einer zu Philadelphia erscheinenden Zeitung veröffentlicht hatte, so wollte er sich ganz der Literatur widmen und trat zu diesem Zwecke als Drucker- und Setzerlehrling in die Office des Herrn H. E. Evans, Herausgebers des „Village Record" zu Westchester, ein. Seiner seit dem zwölften Jahre kultivirten Liebe zum Versschmieden blieb er auch hier treu und ließ auch einige seiner poetischen Jugendprodukte in den von Rufus W. Griswold in Philadelphia redigirten Zeitungen erscheinen und dieser damals in literarischen Angelegenheiten allmächtige Herr beredete ihn auch, eine Sammlung derselben zu veranstalten und in Buchform erscheinen zu lassen. Da Bayard Taylor sich auch gerne in den Besitz von Geldmitteln setzen wollte, um eine Reise nach den Westindischen Inseln zu machen, so ließ er dann 1844 das Bändchen „Ximena, or, The Battle of Sierra Morena, and other Poems" auf eigene Kosten zu Philadelphia erscheinen und hatte die Freude, aus dem Verkaufe desselben eine kleine Geldsumme zu erübrigen, die ihn wenigstens zum Weiterschaffen ermuthigte. Trotzdem er damals als 19jähriger Jüngling stark verliebt war, so findet sich doch in diesem Werkchen kein einziges erotisches Gedicht; auch hat er keine der darin enthaltenen 15 Piecen in eine spätere Sammlung seiner Gedichte aufgenommen.

Seinen Reiseplan nach den westindischen Inseln gab er übrigens auf; dagegen sehnte er sich nach Europa, besonders nach Deutschland. Da er aber nach einer kontraktlichen Bestimmung noch zwei Jahre bei seinem Lehrmeister auszuhalten hatte, so opponirten seine Eltern diesem

Vorhaben anfangs, fanden ſich jedoch, wie auch der Eigenthümer des „Village Record“ ſchließlich in das Unvermeidliche.

Aus Howitt's Buch „Rural Life in Germany“ hatte Bayard Taylor erfahren, daß man in Deutſchland zu Fuß reiſen und überhaupt ſehr billig leben könne; aber zum billigen Leben gehörte doch immerhin Geld und weder er noch ſeine Freunde waren im Beſitze desſelben. Aber da wußte er ſich zu helfen. Nach langem Suchen fand er zwei Zeitungsherausgeber, die ihm für zu liefernde europäiſche Korreſpondenzen 100 Dollar vorſtreckten und da er außerdem ſo glücklich war, 40 Dollars für bisher ungedruckte Gedichte zu erhalten, ſo trat er dann mit 140 Dollars in der Taſche froh und wohlgemuth 1844 die Reiſe über den Ocean an. Horace Greeley hatte ihm fernerhin den Auftrag gegeben, Briefe über das Leben in Deutſchland für die „Tribune“ zu ſchreiben, aber nicht eher, als bis er mit demſelben vollſtändig vertraut ſei. Im Falle dieſe Briefe ſich als lesbar herausſtellten, ſo würden ſie gedruckt und auch honorirt; auf weitere Verſprechungen und Verſicherungen ließ ſich Greeley nicht ein.

Mit ſolchen Vorbereitungen und Ausſichten bereiſte alſo Bayard Taylor mit dem Ranzen auf dem Rücken und dem Wanderſtabe in der Hand Deutſchland und wählte ſein Hauptquartier in Frankfurt a. M., ſich ſtets unter dem gewöhnlichen Publikum bewegend. Nachdem er ſich auch noch vier Monate in Italien aufgehalten hatte, kehrte er 1846, alſo nach zweijähriger Abweſenheit, wieder nach Amerika zurück. Während dieſer Zeit hatte er ſich durch Korreſpondenzen 500 Dollars verdient und durch außerordentliche Sparſamkeit war es ihm möglich geweſen,

damit seine Unkosten zu bestreiten. Seine Reiseberichte hatten in Amerika eifrige und zahlreiche Leser gefunden; er hatte darin manches damals in seinem Vaterlande gegen Deutschland herrschende Vorurtheil bekämpft und beseitigt und dadurch nicht wenig dazu beigetragen, die Amerikaner der Idee zu benehmen, daß Deutschland nur ein Land ignoranter, armer Bauern, aufgedunsener Biertrinker und verkäuflicher Gamaschenhelden sei. Diese Briefe, die Taylor gleich nach Ankunft in Amerika auf Anrathen des New-Yorker Verlegers Putnam zusammenstellte und unter dem Titel „Views Afoot; or Europe with Knapsack and Staff,“ (New-York: Wiley & Putnam, 1846), in Buchform erscheinen ließ, sind von allen seinen Schriften die populärsten geworden und wurden davon allein im ersten Jahre sechs Auflagen gedruckt.

Nun stand es für Bayard Taylor fest, daß er für den literarischen Beruf bestimmt sei und da er sich mit Fräulein Mary Agnew verlobt hatte und sich eine unabhängige Existenz gründen wollte, so übernahm er mit einem Freunde in dem Industriestädtchen Phönixville die Herausgabe eines Lokalblattes, zu welchem Zwecke ihm ein reicher Bostoner, bei dem er durch den Dichter N. P. Willis eingeführt worden war, aus eigenem Antriebe die Mittel vorgestreckt hatte. Doch die Fabrikarbeiter des genannten Städtchens und ebenso auch die umwohnenden Farmer gewannen der neuen Zeitung keinen sonderlichen Geschmack ab; dadurch, daß Taylor in politischen Fragen Neutralität zu beobachten suchte, verdarb er es mit beiden Parteien und dann brachten ihn seine Artikel über Literatur und ähnliche, für ein Lokalblatt unpassende Themata in den Geruch, kein strenggläubiger Christ zu sein; dazu

kam schließlich noch der unerwartete Tod seines Partners, sodaß er sich gezwungen sah, der undankbaren und unprofitablen Zeitungsherausgeberei Valet zu sagen. Mit einer nicht unbedeutenden Schuldenlast auf dem Rücken, mit deren Abzahlung er drei Jahre zu thun hatte, zog er nach New-York und begann daselbst mit einem wöchentlichen Einkommen von neun Dollars seine literarische Carriere aufs Neue. Dort machte er auch die praktischen Erfahrungen, die er späterhin in der Novelle „The Fortunes of John Godfrey" verwerthete.

1848 gab er „Rhymes of Travel, Ballads and Poems", eine Sammlung von 44 Gedichten, heraus, von denen er jedoch nur 24 in die spätere Gesammtausgabe seiner poetischen Werke aufnahm. Seine Lage verbesserte sich von Tag zu Tag, aber das rechte Sitzfleisch schien er doch nicht zu bekommen, denn im Jahre 1849, als das Goldfieber in Californien ausbrach, machte er sich im Auftrage Greeley's nach diesem gelobten Lande auf und schrieb darüber Briefe an die „Tribune".

Zum Schreibtische wie auch als Kissen im Freien diente ihm auf dieser Reise, auf welcher er fleißig mit den rauhen Goldgräbern verkehrte, der Sattel seines Pferdes.

Im März 1850 kehrte er über Mexiko wieder nach New-York zurück und zwei Monate darauf ließ er auch schon sein Werk „Eldorado, or, Adventures in the Path of Empire; comprising a Voyage to California, via Panama, Life in San Francisco and Monterey; Pictures of the Gold Regions, and Experiences of Mexican Travel" erscheinen.

Sein zu Ehren der Sängerin Jenny Lind geschriebenes, von Jules Benedict komponirtes Gedicht, dem aus 752

Konkurrenzgedichten der in 200 Dollars bestehende Preis zuerkannt wurde, das er aber niemals in irgend eine Sammlung seiner poetischen Produkte aufnahm, war die Ursache manchen Aergers für ihn; er hatte dadurch den Neid mehrerer journalistischer Mitbewerber herausgefordert und dieselben ließen ihn den Sieg durch ungünstige und gehässige Beurtheilungen seiner Schriften entgelten.

Im Jahre 1850 verheiratete sich Bayard Taylor mit seiner Braut Mary Agnew, ließ dieselbe aber, da sie an einer unheilbaren Krankheit litt, bei ihren Eltern in Kennett Square zurück. Dort starb sie auch noch vor Ablauf des genannten Jahres.

Taylor entfaltete nun eine ungemein große literarische Thätigkeit. Er hatte sich einige Tribune-Aktien gekauft und da dieselben eine hohe Dividende abwarfen, so suchte er derselben so viel wie möglich in seinen Besitz zu bringen und gab sich der angenehmen Hoffnung hin, auf diese Weise bald von dem Drucke der täglichen Routine-Arbeiten erlöst zu werden.

Auch dachte er auf's Neue an's Reisen. Er redigirte für Putnam die „Cyclopædia of Literature and the Fine Arts" und glaubte, das dafür erhaltene Honorar würde für eine Reise nach dem Oriente genügen. Während seiner Abwesenheit erschien auch wieder eine neue Gedichtsammlung von ihm, nämlich „A Book of Romances, Lyrics, and Songs". Aus seinen Briefen an die „Tribune" ging sein Buch „At Home and Abroad" hervor; auch sammelte er auf der betreffenden Reise den Stoff zu seinen „Poems of the Orient." Kurz vor seiner beabsichtigten Rückkehr nach Amerika bot sich ihm die Gelegenheit, an der Expedition des Commodore Perry nach Japan theil-

zunehmen und auch Indien und China besuchen zu können, woraus sein Werk „A Visit to India, China and Japan in the Year 1853“ entstand. Seine auf dieser Reise geführten Tagebücher wurden außerdem von Dr. Hawks bei der Kompilation des auf Kosten der Vereinigten Staaten 1856 gedruckten Werkes „Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan“ benutzt.

Durch seine Briefe an die „Tribune“ war damals Bayard Taylor in ganz Amerika vortheilhaft bekannt geworden und kaum war er also wieder in New-York angelangt, da trafen auch schon aus den meisten Städten Einladungen zu Vorträgen ein, denn Jeder war gespannt, „the great American traveler“ zu sehen und zu hören. Da dies ein sehr lohnendes Geschäft war, so ließ es sich natürlich Taylor nicht entgehen. Das auf seinen Vorlesungstouren verdiente Geld benutzte er dazu, die Farm seiner Eltern zu verschönern und durch Ankauf weiteren Landes zu vergrößern. Auf die Kompilation der „Cyclopædia of Travel“, die er 1856 für eine Verlagsfirma in Cincinnati unternahm, setzte er große Hoffnungen; doch täuschte er sich darin ebenso gewaltig wie späterhin mit seiner „School History of Germany“. Seine übrigen Bücher hingegen verkauften sich sehr gut und warfen ihm jährlich mehrere Tausend Dollars Tantiemen ab.

Nachdem Taylor seine „Poems of Home and Travel“ veröffentlicht hatte, reiste er wieder (1856) nach Europa und hielt sich hauptsächlich zu Gotha im Hause des Herrn Bufleb, dessen Bekanntschaft er im Oriente gemacht hatte, auf. Dort wurde er auch mit Fräulein Marie Hansen, einer Tochter des Gothaer Astronomen und einer Nichte der Frau Bufleb bekannt und verheiratete sich mit derselben

am 27. Oktober 1857. Ein Jahr darnach kehrte er wieder nach New-York zurück und begab sich auch gleich wieder auf eine Vorlesungstour. Bei seinem diesmaligen Aufenthalte in Europa hatte er hauptsächlich Skandinavien und England bereist und aus dem dort gesammelten Materiale ging sein Buch „Northern Travels“ hervor, das auch zugleich in deutscher Sprache erschien. Die in Skandinavien erhaltenen poetischen Eindrücke hat er späterhin in seiner Idylle „Lars“ *) wiedergegeben.

Im Herbste 1858 finden wir ihn wieder in New-York und zwar mit den Vorbereitungen für eine Vorlesungstour beschäftigt. Zugleich ließ er sich in Kennett Square ein stattliches Haus bauen, dem er den Namen „Cedarcroft“ beilegte und in dem er hoffte, ein beschauliches, nur dem poetischen Schaffen gewidmetes Dasein zu führen. Seine inzwischen entstandenen Gedichte ließ er unter dem Titel: „The Poet's Journal“ erscheinen und seinen Reiseskizzen „At Home and Abroad“ fügte er einen zweiten Band hinzu.

Seine jährlichen, bisher sehr rentablen Vorlesungstouren kamen jedoch im Jahre 1860 zu einem unerwarteten und unliebsamen Stillstande. Die Vorboten des blutigen Bürgerkrieges zeigten sich überall und man wußte nicht, wer Feind oder Freund der Union war. Da Bayard Taylor mit der „Tribune“, also mit einem der Negerbefreiung und der Untheilbarkeit der Union gewidmeten Blatte in Verbindung stand, so war es für ihn nicht mehr rathsam, die erbitterten Südstaaten zu besuchen und auch im Norden machte er sehr häufig die ihm ungewohnte

*) Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart 1887.

Erfahrung, daß er in halb leeren Hallen auftreten und sich mit Zischen empfangen lassen mußte.

Nun gab er seine Wohnung in New-York auf, richtete sich in seinem Cedarcroft häuslich ein und begann die Novelle „Hannah Thurston“. Da Kennett Square nicht sehr weit von dem Territorium der Rebellen entfernt war und man nicht mit Unrecht einen Ueberfall von denselben befürchtete, so bewaffneten sich die Unionsleute so gut es ging und Bayard Taylor gab zu diesem Zwecke seine aus Afrika gebrachten Säbel und Spieße her. Auch verkaufte derselbe eine seiner Tribune-Aktien und steuerte 1000 Dollars für Kriegszwecke bei. Daß er unter solchen Umständen weder Ruhe noch Muße für literarische Arbeiten fand, ist klar und um der beständigen Aufregung zu entgehen, ging er mit Weib, Kind und seiner betagten Mutter auf einige Monate nach Deutschland.

1862 nahm er die Stelle als Sekretär bei der amerikanischen Gesandtschaft in Rußland an und erwies in dieser Eigenschaft seinem Vaterlande nicht zu unterschätzende Dienste, da es hauptsächlich seiner Wachsamkeit und seinem berechnenden Auftreten zuzuschreiben ist, daß Rußland nicht auf die von England und Frankreich gegen Amerika eingefädelten Intriguen einging. Auf diesem Posten blieb er übrigens nur ein Jahr.

Nachdem er die Novelle „Hannah Thurston“ (1863), einen Theil seines episch-didaktischen Gedichtes „The Picture of St. John“ geschrieben und Vorbereitungen für seine Faust-Uebersetzung getroffen hatte, schrieb er die autobiographische Novelle „John Godfrey's Fortunes“ und dann machte er sich an die Abfassung der „Story of Kennett“. Da sich diese Novellen gut verkauften und der Verfasser

ein hohes Honorar dafür bezog, so dachte er abermals daran, seine jährlichen Vorlesungstouren und die journalistischen Routine-Arbeiten aufzugeben und seine freie Zeit nur der Dichtkunst zu widmen. Das eben erwähnte Gedicht „The Picture of St. John", an dem er während 15 Jahren gearbeitet hatte, erschien im Jahre 1865 zu Boston.

1867 finden wir ihn jedoch schon wieder in Europa, Reisebriefe schreibend für die „Tribune" und Materialien zu Skizzen für das „Atlantic Monthly" sammelnd, welche er späterhin unter dem Titel „By-Ways of Europe" in Buchform veröffentlichte. Darnach schrieb er die Novelle „Joseph and his Friends". Nachdem er wieder in seinem Cedarcroft angelangt war, fand er zu seiner größten Ueberraschung, daß seine Verleger über schlechte Geschäfte klagten und daß sie ihm nur unbedeutende Tantiemen zahlen konnten. Da ihm nun die Unterhaltung seines Landgutes mehr kostete, als ihm dasselbe eintrug, und auch seine Arbeit an der Faust-Uebersetzung ihm keine Einnahmequelle eröffnete, so versuchte er es nochmals mit öffentlichen Vorträgen und fand, daß er auf diesem, nun von so vielen Schriftstellern kultivirten Gebiete keine goldenen Lorbeeren mehr pflücken könne, und daß das sogenannte „lecture system" beim Publikum in Miskredit gerathen war.

1870 erschien der erste Theil der Faust-Uebersetzung und ein Jahr darnach der zweite. Dann edirte Taylor für die New-Yorker Verlagshandlung von Scribner, Armstrong & Co. eine aus mehreren Bänden bestehende „Library of Travel". Auch hielt er an der Cornell University einen Cyclus von Vorträgen über deutsche Literatur, die nach seinem Tode unter dem Titel „Studies in German Literature" zu New-York (1879) erschienen. Nachdem er

dann ſein dramatiſches Gedicht: „The Masque of the Gods“ veröffentlicht, eine Anzahl kleinerer Erzählungen unter dem Titel „The Beauty and the Beast, and Tales of Home“ zuſammengeſtellt und die „Diversions of the Echo Club“ für das „Atlantic Monthly“ geſchrieben hatte, reiſte er wieder (1872) nach Deutſchland, woſelbſt er im Auftrage der Appleton'ſchen Verlagshandlung eine Geſchichte Deutſchlands ausarbeitete. Seine Einnahmequellen waren am Verſiegen; der Farmer, dem er Cedarcroft auf drei Jahre verpachtet hatte, zahlte die Miethe nicht und da durch Greeley's Präſidentſchaftskandidatur die „Tribune“ zahlreiche Leſer verloren hatte, ſo blieben die Dividenden aus. „The Masque of the Gods“ brachte noch nicht einmal ſo viel ein, um die Herſtellungskoſten zu decken und da ſich fernerhin das Werk „A School History of Germany“ als eine verfehlte Buchhändlerſpekulation erwies, ſo griff Taylor wieder zum Wanderſtabe, um ſich durch Reiſebriefe für die „Tribune“ ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er bereiſte Egypten und da gerade damals Island ſein tauſendjähriges Jubiläum feierte, ſo ſtattete er auch dieſer Inſel einen Beſuch ab.

1874, alſo in dem Jahre, in dem er wieder auf amerikaniſchem Boden anlangte, ſtellte er aus den geſammelten Reiſeſkizzen das Werk: „Egypt and Iceland“ zuſammen. Sein in demſelben Jahre veröffentlichtes, vielfach angefochtenes Trauerſpiel „The Prophet“ erwies ſich als ein Fehlſchlag, was ihn aber nicht abhielt, ſich nochmals auf dem dramatiſchen Gebiete durch ſein Werk „Prince Deukalion“ zu verſuchen.

1875 veröffentlichte Taylor einen Band Gedichte unter dem Titel „Home Ballad“ und dann gab er ſeine „Boys

of other Countries“ (1876), eine Sammlung von Erzählungen für die Jugend heraus.*)

1878 wurde er als amerikanischer Gesandter nach Deutschland geschickt und dachte nun seinen lang gehegten Plan, eine Biographie Schiller's und Goethe's zu schreiben, zur Ausführung zu bringen. Doch schon über den Vorarbeiten ereilte ihn der Tod; er starb am 19. Dezember 1878 zu Berlin. Im März des folgenden Jahres wurde sein Leichnam nach Amerika gebracht und auf dem Kirchhofe von Longwood, drei Meilen von Cedarcroft, zur Ruhe bestattet.

Bayard Taylor, der überall zu Hause war, der bei allen Völkern der Erde in die Schule ging und ihnen ihre poetischen Geheimnisse ablauschte, schlägt in seinen Liedern mit Vorliebe seltene und ungewohnte Töne an, sodaß dieselben trotz aller Farbenpracht und allen Bildern von überraschender Wirkung, bei dem großen Publikum nie so recht populär geworden sind; denn diejenige poetische Schöpfung, die zum Denken anregt, die sich außergewöhnliche Stoffe zum Vorwurf nimmt und daher auch einen gewissen Grad ästhetischer Vorkenntnisse verlangt, muß sich stets mit dem Beifalle der wenigen Auserwählten begnügen. Bayard Taylor's Gedichte sind ihres vorwiegend exotischen Charakters wegen durchaus keine leichte Lektüre, die man ohne geistige Anstrengung in müßigen Stunden genießen kann; sie enthalten eine tiefe, nicht immer moderne Lebensphilosophie und zeigen ein durch Erfahrungen und Studien gereiftes Herz, das in Liedern blühte und blutete. Kein Naturgegenstand ist ihm zu spröde, um ihn nicht mit dem

*) Deutsche Uebersetzung von Hansen-Taylor, im Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin.

fühlenden Menſchen in Wechſelwirkung zu bringen. Seine überaus ſorgfältig gefeilten Verſe, mit denen er überhaupt ſtets ſtreng in's Gericht ging, ſind voll ſeltenen Wohllautes und bieten dem Ueberſetzer faſt unüberwindliche Schwierigkeiten dar, wenn er dem Charakter des Originals nur einigermaßen gerecht werden will. Dieſer Aufgabe haben ſich im Deutſchen Spielhagen, Strodtmann und Karl Bleibtreu unterzogen; die beiden erſten haben nur wenige Gedichte Taylor's überſetzt und in ihre Anthologien aufgenommen; der letztere hingegen hat eine große Anzahl mit lobenswerthem Geſchick übertragen und dieſelben in Buchform erſcheinen laſſen (Berlin 1880, 2. Auflage).

Bayard Taylor's Gedichte erwecken in uns den Wunſch nach einer knappen Form. Einzelne Gedanken ſind mitunter gar weit ausgeſponnen und kehren oft in anderer Geſtalt wieder, ſo daß es dem Leſer häufig ſchwer wird, den eigentlichen poetiſchen und äſthetiſchen Zweck eines Gedichtes zu erfaſſen und ihn nicht durch die zahlreichen Abſchweifungen aus dem Auge zu verlieren. Taylor's überraſchend kühne und doch ſtets zutreffende Naturbilder erinnern manchmal an Lenau, mehr aber noch an den neuerdings mit Recht zur Anerkennung gekommenen Martin Greif; ſchmerzlichen Reminiscenzen begegnen wir darin nur ausnahmsweiſe, aus allen aber tritt der moraliſche Ernſt des Dichters, der ſich ſeiner hohen Aufgabe wohl bewußt iſt, entſchieden und klar hervor.

Sein epiſch-didaktiſches Gedicht „The Picture of St. John", das er den Künſtlern in einer langen Epiſtel dedizirt hat, iſt eine breit ausgeſponnene, an Handlung arme und daher ermüdende Geſchichte ſeiner intellektuellen oder vielmehr äſthetiſchen Entwicklung; es iſt ein Künſtler-

traum eines enthusiastischen Dilettanten mit optimistisch gefärbtem Abschluß. Trotz des darin entfalteten Bilderreichthums und trotz der gewählten Sprache ist dies Werk doch so gut wie unbekannt geblieben; wenige der eifrigsten Verehrer des Verfassers haben es zu Ende gelesen.

Eins der Haupthindernisse für die Entwicklung des nationalen Dramas in Amerika ist ursprünglich in dem puritanischen Einflusse Neuengland's zu suchen. Wie sich schon bekanntlich die Puritaner in England durch ihre hartnäckige Opposition gegen die Bühne bemerklich und zuweilen auch lächerlich machten, so haben ihre wahlverwandten amerikanischen Nachkommen in diesem Sinne mit Nachdruck fortgewirkt und bis auf den heutigen Tag öffentlich und geheim das Theater als ein die Immoralität förderndes Institut verfolgt. Ihr Wüthen und Agitiren ist um so erfolgreicher gewesen, als auf der andern Seite selten etwas geschah, die Schaubühne zu einer Bildungsanstalt zu machen. So arbeitete das Theater beständig seinen Verfolgern in die Hände; jede schlüpfrige Sensationsnovelle brachte und bringt es mit den obligaten Bloßstellungen weiblicher Vorzüge auf seine Bretter und wenn es nur jeden Abend eine volle Kasse erzielt, so hat es seine Hauptaufgabe zur Zufriedenheit gelöst. Die Anziehungskraft gediegener klassischer Stücke ist leider für das größere Publikum eine geringe, denn die Erziehung des Amerikaners ist in den meisten Fällen ohne jedes ästhetische Element; sie ist eine nüchterne und kalkulirende und allein auf die möglichst schnelle Gewinnung des allmächtigen Dollars berechnet. Sein Leben ist daher ein aufreibendes Jagen nach Geld und Einfluß. Wenn er sich also nach dem Theater verfügt, so will er Abspannung

und Unterhaltung suchen und diese Zwecke erfüllen ihm zotige Possen am allererſten.

Die Schauspieldichter, die wirklich etwas Werthvolles zu leisten im Stande sind, werden von den Theaterunternehmern nicht im Geringsten ermuthigt. Letztere sind nothgedrungen in erster Linie Geschäftsleute. Nur das Stück hat für sie Werth, das ihre Kasse füllt; denn das Defizit wird weder aus einer städtischen, noch aus einer königlichen oder kaiserlichen Schatulle gedeckt.

Das ästhetisch gebildete Publikum, das sich aus angeführten Ursachen bei Weitem in der Minorität befindet, muß sich also mit den kärglichen Brosamen genügen lassen, die ihm hin und wieder eine wandernde Truppe, deren Repertoir selten aus mehr als sieben oder acht Nummern besteht, bietet. Die Hauptanziehungskraft und die für den Unternehmer wichtigste Person bildet alsdann der sogenannte „Star", der, im Falle er kein Coulissenreißer ist und das Auditorium nur durch äußere Kunstgriffe zu häufigem Beifall zu zwingen versteht, gewöhnlich schon dadurch erst den halben Eindruck macht, daß er von Mitspielern umgeben ist, deren Leistungen unter aller Kritik sind, sodaß also ein in allen Theilen abgerundetes Zusammenspiel, das allein den wahren dramatischen Effect hervorzubringen vermag, eine reine Unmöglichkeit ist.

Die Aussichten für den von höheren Prinzipien durchdrungenen dramatischen Dichter sind also vorderhand in Amerika ungünstig; seine Schöpfungen werden, wenn er dem dominirenden Zeitgeiste, resp. der Zeitfäulnis keine Konzessionen machen will oder kann, Lesedramen bleiben.

Bayard Taylor's dramatische Erstlingsarbeit „The Prophet" muß, abgesehen von ihren zahlreichen poetischen

Schönheiten und ihrer zierlichen Diction schon durch die Wahl des Stoffes als eine verfehlte betrachtet werden. In dem „Propheten“ erkennen wir nämlich den Gründer des Mormonenthums, Joseph Smith, der gegen alle geschichtliche Wahrheit zu einem heroischen Heiligen umgestempelt worden ist. Die Dramatiker und Novellisten, überhaupt alle Dichter, nehmen es bekanntlich mit den Berichten der Geschichte nicht genau; aber ein solch verworfenes und gemeines Subjekt wie Joseph Smith, dessen Leben, wie noch viele lebende Zeitgenossen bezeugen können, ein wahrer Hohn auf alle Menschlichkeit war und der schon in seinem fünfzehnten Jahre in's Zuchthaus gehört hätte — einen solchen Menschen rechtfertigen zu wollen und ihn als Reformator und Märtyrer einer weltbeglückenden religiös-socialen Richtung hinzustellen, heißt denn doch von der poetischen Licenz einen etwas zu weitgehenden Gebrauch gemacht. Oder schwebte vielleicht Bayard Taylor die erfolgreiche Rechtfertigung vor, die Longfellow in einer seiner Neuengland-Tragödien Cotton Mather, der gewöhnlich mit der „Salem Witchraft“ in keine günstige Verbindung gebracht wird, angedeihen ließ? Dann sollte er denn doch auch wissen, daß die neuern Forschungen Cotton Mather von den herkömmlichen Anklagen gänzlich freigesprochen haben und daß sich also Longfellow einfach auf den Boden geschichtlicher Thatsachen stellte.

Sehen wir uns nun die genannte Tragödie etwas näher an. Der Farmer Elkanah sitzt mit seiner Frau vor dem Hause und bespricht mit ihr den auffallenden Charakter ihres Sohnes David Starr, des spätern Propheten. Kurz darnach tritt jener auf und singt ein religiöses *Lied*, das, in Bezug auf die darin ausgedrückte Berge

verſetzende Glaubensſtärke und auf die Anſicht, daß Gott die Gabe der Prophezeiung einem jeden rechtgläubigen Menſchen verliehen habe, ſehr bezeichnend iſt.

Dann erſcheint Rhoda, mit der er ſich unter philoſophiſchen Bemerkungen auf kurze Zeit entfernt und darauf als ihr erklärter Bräutigam zurückkommt. Die zweite Scene führt uns in ein religiöſes Campmeeting, das in einem Eichenwalde ſtattfindet. Ein hyper-orthodoxer Paſtor, ein echter Schwadroneur, tritt auf und hält ſeinen Zuhörern ihr endloſes Sündenregiſter mit den unvermeidlichen Folgen vor und bearbeitet ſie dermaßen, daß ſie vor Schmerz und Zerknirſchung faſt vergehen und ſich beinahe in ihren eigenen Thränen erſäufen. Der ſalbungsreiche Kanzelton iſt trefflich wiedergegeben und wir möchten jedem amerikaniſchen Schuſter- oder Schneider-Jüngling, der etwas „Höheres“ in ſich verſpürt und ſich zu einem methodiſtiſchen Prediger heranbilden möchte, den wohlgemeinten Rath ertheilen, jene Rede gründlich zu memoriren und ſie bei der erſten paſſenden Gelegenheit zu verwerthen. David Starr iſt nun ſo verwegen, ſich mit jenem Rabuliſten in eine gefährliche religiöſe Disputation einzulaſſen. Dieſelbe bringt natürlich großen Aufruhr unter den Gläubigen hervor, ſodaß er es für beſſer hält, ſich zu entfernen, um drohenden Exceſſen vorzubeugen. Seines Vaters Knecht, Peter, folgt ihm und ſtellt die bedeutungsvolle Frage an ihn, ob er nicht Prediger werden wolle, da er ſo prächtig Troſt zu ſpenden wiſſe. Auch die ſpäter eintreffende Rhoda iſt für dieſe Idee eingenommen.

Nachdem ſich David darauf ſeinen Eltern mit „verklärtem“ Geſichte gezeigt hat, zieht er ſich in die Einſamkeit eines wilden, felſigen Waldthales zurück und hält

daſelbſt einen unklaren Monolog über eine ſonderbare Viſion, die er gehabt zu haben glaubte. Eine ihn ſtörende Schlange verſchwindet augenblicklich auf ſein Geheiß. Seine Freunde und Verwandten, die ſich, da er ihnen zu lange ausblieb, auf den Weg gemacht hatten, ihn aufzuſuchen, drücken ihr Erſtaunen über ſeine auffallende Veränderung und ihre Hoffnung auf ſeine welterſchütternde Zukunft in einer Weiſe aus, daß man unbedingt glauben muß, der „Geiſt“ ſei auch über ſie gekommen. Nimrod Kraft, in dem unſtreitig das ſpätere Faktotum Smith's, nämlich der Räuber des Spaulding'ſchen Manuſkriptes, Sidney Rigdon, portraitirt iſt, läßt ſich ſogar, nachdem ſie David glücklich wieder gefunden haben, von ihm ſegnen.

Der weitere Verlauf dieſes Aktes, der in einem Neuenglandſtaate ſpielt, zeigt uns, wie der Glaube an die hohe Sendung David's immer mehr und mehr Wurzel faßt; am Schluſſe tritt er ſchon als Prediger in einer kleinen Verſammlung auf und zeigt dadurch, daß er einen Felſen anredet und denſelben durch ſein glaubensſtarkes Wort in der Mitte ſpaltet, daß die Zeit der Wunder noch lange nicht vorbei iſt. Die Leute erklären ihn in Folge deſſen für einen gottgeſandten Propheten und nachdem er noch einige weihevolle Worte geſprochen hat, ſchließt der Akt unter Donnern, Blitzen und Stürmen.

Im zweiten Akt, der einige Jahre ſpäter in einem weſtlichen Staate ſpielt, hat ſich David Starr bereits als Prophet habilitirt und eine kleine Gemeinde um ſich geſammelt. Ein Rath von Zwölfen ſteht ihm zur Seite und der ſchlaue Nimrod Kraft iſt bereits die rechte Hand des Religionsſtifters geworden und läßt auch allmälig ſeine *bodenloſe* Verſchmitztheit und ſeine Abſichten klar durch-

leuchten. Er bittet den Propheten, in die Verſammlung zu gehen und Wunder zu thun, da ſich die Leute darnach ſehnten und einige ſogar den Wunſch geäußert hätten, ebenfalls die Wundergabe zu beſitzen; jener erwidert darauf mit folgender ſinnigen Parabel:

„When I was small, I planted once a tree,
Then every second morning plucked it up
To see if it were growing. Summer came;
And while the others, left alone, were green,
Mine pined and perished. Give the flock, instead,
This parable."

Eine der nächſten Scenen ſpielt in der Stadt Nauvoo; der Tempel iſt halb fertig und eine große Verſammlung wartet auf den Propheten, der bloßköpfig und mit einem weißen Mantel angethan, angeritten kommt. Die Leute werfen Zweige auf ſeinen Weg und die ſchöne Livia „a woman of the world", wie ſie im Perſonenverzeichniſſe genannt wird, bezaubert ihn durch ein Lied und durch ihre ſehnſüchtigen Blicke dermaßen, daß er ſich von ihr krönen läßt und ihr dafür auf ihr ausdrückliches Verlangen die Gabe verleiht, in fremden Zungen reden zu können, wovon ſie auch augenblicklich eine Probe ablegt. Jetzt hatten alſo die Leute ein Wunder, und was für eins! Oder iſt Bayard Taylor hier auf einmal ironiſch geworden? Es ſcheint beinahe ſo, wie er denn überhaupt auch den Propheten ſehr häufig und dem Anſcheine nach gegen ſeine Abſicht in einem zweideutigen Lichte erſcheinen läßt, ſo daß man oft nicht weiß, ob man es mit einem abgefeimten Betrüger oder mit einem aufrichtigen religiöſen Schwärmer zu thun hat. Kraft's Auftreten iſt deſto klarer; er hat ſich in das Vertrauen des Propheten geſtohlen und fängt

bereits an, gegen ihn zu conspiriren und ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, um sie selber einzunehmen.

Im dritten Akte, der an poetischen Schönheiten sehr reich ist, wird die Peripetie bestimmter vorbereitet. Zwietracht ist unter den Gläubigen ausgebrochen; Kraft hat bereits für die Vielweiberei erfolgreich Propaganda gemacht und auch der Prophet hat seiner Frau aus der Bibel klar nachgewiesen, daß die Polygamie ein göttliches Institut sei. Livia schwärmt ebenfalls dafür, denn nur dadurch kann sie in den ersehnten gesetzlichen Mitbesitz des Propheten kommen. Die Nichtgläubigen nehmen natürlich Anstoß an dem unmoralischen Treiben dieser sonderbaren Heiligen und die Vorbereitungen für und gegen die hereinbrechende Katastrophe nehmen den vierten Akt größtentheils in Anspruch.

Im fünften Akt schreitet die hochlöbliche Polizei ein, um den Propheten zu verhaften. Livia beredet seine Leute zum Kampf auf Tod und Leben und feuert sie durch ein für diese Gelegenheit von ihr verfaßtes Gedicht an. Das Gefecht beginnt und gerade als der Prophet sich ergeben will, um dem Blutbade ein Ende zu machen, wird er von einer Kugel tödlich getroffen und stirbt, nachdem er vorher unter der größten Anstrengung eine lange Abschiedsrede gehalten hat, in den Armen seiner Frauen Rhoda und Livia. Kraft zeigt in der Geschwindigkeit an, daß er jetzt die Leitung der neuen Religionsgemeinde übernehmen werde und entschlüpft dann glücklich den Händen der Polizei. Darnach fällt der Vorhang.

Das Stück ist, wie bereits angedeutet, reich an poetischen Schönheiten, besonders an gedankenreichen Gleichnissen; ein Bühnenstück wird es jedoch nie werden. Auch sind die einzelnen handelnden Personen viel zu wenig durch

einen charakteriſtiſchen Unterſchied in der Sprache individualiſirt und da, wo es der Verfaſſer verſuchte, bleibt er hinter ſeiner Aufgabe zurück. Das Thema eignete ſich, wenn man den Helden von einer beſtimmten Charakterſeite konſequent behandelte, viel eher zum Texte für eine Operette, wie denn auch der Verfaſſer den melodramatiſchen Grundzug des Werkes durch die vielen eingeſtreuten Lieder hinlänglich gekennzeichnet hat.

In Taylor's zweitem dramatiſchen Gedichte „The Masque of the Gods" treten Brahma, Elohim, Ahriman, Jupiter, Apollo und zahlreiche andere Götter als handelnde Perſonen auf und die Rolle des Chors iſt Höhlen, Meeren, Bäumen u. ſ. w. übertragen. Alles predigt hier Entwicklung und als höchſtes Ideal die Schönheit.

„Prince Deukalion" war ſein dramatiſcher Schwanengeſang. Es erſchien derſelbe an dem Tage, an dem der Dichter aus dem Leben ſchied und bildet gewiſſermaßen eine Fortſetzung zum „Schauſpiele der Götter". Daß das Studium des Goethe'ſchen „Fauſt" auf dieſe Dichtung großen Einfluß ausübte, iſt auf den erſten Blick erſichtlich. Die Grundidee desſelben iſt in der Schlußſtrophe enthalten:

„For Life whose source not here began,
Must fill the utmost sphere of Man,
And, so expanding, lifted be
Along the line of God's degree,
To find in endless growth all good, —
In endless toil beatitude." *)

*) Ueber Bayard Taylor ſiehe pp. 258—288 „Aus dem amerikaniſchen Dichterwald" von Dr. Rudolf Doehn (Leipzig 1881).

James Freeman Clarke.

Der alte Spruch ‚Ex Oriente lux' hat auch für Amerika volle Bedeutung; denn auch hier ging die geistige Sonne zuerst im Osten auf. Sie war allerdings anfangs schwer von dichten Morgennebeln umlagert, aber so sehr auch das Puritanerthum den Durchbruch der Strahlen religiöser Freiheit durch allerlei dem Geiste des finsteren Mittelalters würdige Maßregeln zu verhindern suchte, es ward doch allmälig Tag und jene engherzigen Pioniere mußten sich mit dem Gedanken aussöhnen, daß Amerika nicht allein das Land der politischen Freiheit sei, sondern daß man darin ohne Einmischung des Staates auf seine Façon selig werden wolle und könne. Da der Osten Amerika's zuerst und zwar von ausdauernden, keine Noth und Gefahr scheuenden Pionieren besiedelt wurde, so entwickelte sich daselbst auch zuerst ein unabhängiges und wohlhabendes Bürgerthum, welches zugleich ein Hort der öffentlichen Erziehung und Bildung wurde. Die Kirche ward allmälig als einfache Privatsache, mit welcher der Staat nichts zu thun hatte, betrachtet; dadurch wurde es

dem Bürger möglich gemacht, seiner religiösen Meinung ungestört zu huldigen und derselben durch einen entsprechenden Cultus Ausdruck zu verleihen. Es entstanden nun allerdings zahlreiche neue Secten, und viele Gemeinden, die früher durch äußeren Zwang zusammen gehalten worden waren, spalteten sich in kleinere Fractionen; das eigentliche religiöse Leben aber gelangte durch diese Freiheit erst zur wahren Entfaltung. Die religiösen Fragen der Zeit wurden eifrig von Geistlichen wie von Laien studirt und indem dabei die Geister sehr häufig auf einander platzten, so hatte dieses doch zur Folge, daß der Einfluß des finsteren Puritanerthums von Tag zu Tag abgeschwächt wurde und eine freiere Luft durch die Kirchenräume von Neuengland zog. Mit der wachsenden allgemeinen Bildung des Ostens verlor die liebloſe, unwahre Dogmenreligion eine Schanze nach der anderen und die freie, auf individueller Ueberzeugung beruhende Gesinnung brach sich immer mehr und mehr Bahn.

In dieser Richtung waren hauptsächlich die Unitarier thätig, deren Prediger hauptsächlich durch ihre schriftstellerische Thätigkeit einen heilsamen Einfluß auf die religiöse Gestaltung ihrer Zeit ausübten. Man kann nun ruhig sagen, daß jeder gebildete Amerikaner, dem das Gefühl der Religion noch nicht ganz und gar abhanden gekommen ist, zu den Unitariern gehört. Dieselben legen auf die Aufstellung eines Glaubens-Bekenntnisses durchaus keinen Werth; denn sie wissen sehr wohl, daß es eine Unmöglichkeit ist, durch ein solches papierene Instrument alle berechtigten Ansichten zu befriedigen und daß ferner dadurch dem blinden Buchstabenglauben wieder ein neuer Anhaltspunkt geschaffen wird. Auch Abendmahl und Taufe

haben für den Unitarier nicht die heilige Bedeutung wie für den orthodoxen Christen; Jesus ist ihnen einfach ein erhabener Volkslehrer aus Nazareth, den die Menschheit infolge der ihm innewohnenden seltenen Eigenschaften zu einem Gotte gestempelt hat.

Einer der einflußreichsten Vertreter des Unitarianismus in Amerika war der Bostoner Geistliche Dr. James Freeman Clarke, dessen Schriften wir hier einer eingehenden Besprechung unterwerfen wollen.

Seine zuerst 1852 und seitdem in mehreren Auflagen erschienene Schrift „Christian Doctrine of Forgiveness" ist im Ganzen genommen wohl sein schwächstes Produkt, hat aber insofern für den Theologen von Fach Werth, indem er darin manche Bemerkung über das Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben findet, die er sich beherzigen sollte.

Clarke's „Christian Doctrine of Prayer" (1854, 8. Aufl. 1874, Boston) ist hingegen ein viel gehaltvolleres und tieferes Werk, das mit Recht in gewissen Kreisen eine große Popularität genießt. Es gibt — dies ist ungefähr der Gedankengang desselben — zweierlei Gebete, nämlich ein Gebet des Glaubens und eins der Form oder der Gewohnheit. Die Leute verlangen also entweder von ihrem Gotte, daß er ihnen zu Gefallen womöglich die Sonne stillstehen lasse oder sie verrichten ihr regelmäßiges Gebet, weil es ihnen einmal so befohlen worden ist. Letztere Form ist im Aussterben begriffen und da auch die erstere nur selten ihrer Aufgabe praktisch entsprach und man fand, daß die Sonne so gut über den Gerechten wie über den Ungerechten scheint und kein Flehen einer Feuersbrunst oder Wasserfluth Ein-

halt zu bieten vermochte, so hat auch sie entweder das Beten ganz beseitigt oder zu anderen Ideen Veranlassung gegeben.

Clarke verwirft das Beten übrigens durchaus nicht, sondern sucht es vielmehr mit der Vernunft und dem Zeitgeiste in Einklang zu bringen. Beten und Arbeiten ist ihm eins; wer Recht thut, ist Gott angenehmer als derjenige, der lange Gebete hersagt. Die Weisen und Gelehrten unserer Zeit bringen nicht die Nacht auf den Knieen vor Gott zu, sondern sie sitzen am Studirtische, sinnen dort auf neue Wahrheiten und neue Mittel, wie man drückende Uebelstände beseitigen kann. Die Heiligen unserer Tage träumen nicht; sie haben keine Visionen und werden auch nicht in den siebenten Himmel entrückt, sondern sie gehen frisch hinaus unter die Menschen, errichten Institute für Blinde und Irrsinnige, gründen Bildungsvereine, sorgen für Verbesserung des Erziehungswesens und wissen vor allen Dingen, daß die Erlösung der Menschheit nicht vor zweitausend Jahren stattgefunden hat, sondern daß dieselbe in der Gegenwart angebahnt werden soll.

Nach der Ansicht Clarke's ist es die Aufgabe der Theologen, den Frieden, aber keine dogmatische Streitigkeiten zu bringen. Der wahre Friede aber kann nur durch die Befriedigung beider Parteien, der orthodoxen und rationalen, hergestellt werden und dies geschieht nicht dadurch, daß man die sich darbietenden Schwierigkeiten ignorirt, sondern dadurch, daß man ihnen vorurtheilsfrei begegnet. Wenn nun Clarke sagt, daß ein religiöser Mensch keinen Widerspruch zwischen Glauben und Vernunft kenne, so ist zu berücksichtigen, daß er unter ‚faith' einen Glauben an etwas über alle Zweifel Erhabenes

versteht. Für einen Fortschrittsmann ist überhaupt Clarke noch immerhin orthodox genug; ein Kämpfer jedoch für die Freiheit innerhalb der religiösen Gemeinschaft hat auch seine culturhistorische Bedeutung.

Das Beten setzt den festen Glauben an einen Gott voraus, und da die Gottesidee zu allen Zeiten eine verschiedene gewesen ist, so war natürlich auch die Form des Betens der Veränderung unterworfen. Clarke nun sieht in Gott einfach den Geist der moralischen Weltordnung, wie er sich in der Natur, und in dem Leben des einzelnen Menschen und der Nationen manifestirt. Sein Wesen ist die Liebe; sein Wille ist frei und daher kann er auch die Gesetze der Natur nach Belieben ändern, was mit anderen Worten so viel heißt, als daß er dem betenden Menschen zu Liebe Wunder thun kann. Ein Wunder jedoch ist für Clarke durchaus keine Aufhebung der Naturgesetze, sondern nur eine Thätigkeit innerhalb uns unbekannter Gesetze. Wie so viele moderne Theologen, die da gefunden haben, daß sich der dogmatische Wirrwarr nicht mit dem Geiste der Zeit vereinigen läßt, eine Vereinigung zwischen Religion und Wissenschaft anzubahnen suchen, so stellt sich auch Clarke diese unlösbare Aufgabe und Alles, was er damit erzielt, ist, daß aufrichtige Anhänger der Orthodoxie ihm Concessionen machen müssen, weiter aber nichts.

Clarke gibt eine ausführliche, populäre Darstellung der biblischen Ansichten vom Gebete und unterwirft dieselben einer ruhigen Prüfung, wodurch er mitunter den Orthodoxen schwere Nüsse zu knacken gibt. Alles, was Clarke schreibt, zeugt von eigener, unabhängiger Forschung; ein blinder Nachbeter und Nachtreter ist er

nicht, doch fehlt es ihm mitunter an Entschiedenheit und Energie.

Seine Ansichten über das Seelenleiden Jesu in Gethsemane sind sehr hausbacken und hat er es nicht verstanden, das psychologische Geheimnis desselben zu ergründen, wie es z. B. dem verstorbenen Heinrich Lang so meisterhaft gelungen ist.*) Allerdings war Lang auch eine poetisch angelegte Natur, der im hohen Grade die Gabe besaß, geheime Seelenstimmungen zu erforschen, wodurch er zugleich auch wieder auf das menschliche Gemüth gewaltig einwirken konnte; Clarke jedoch ist mehr ein kalter Verstandesmensch und zeigt sich als solcher auch in seinen wenigen Gedichten.

In „Orthodoxy, its Truths and Errors" (1856. 12. Aufl. 1878) betrachtet er das Wesen des Protestantismus und vertheidigt das Recht der individuellen Forschung. Da nun mit der Zeit in der Kirche die Privatmeinungen einzelner hervorragender Leiter zur unfehlbaren Autorität und zum starren Gesetze geworden sind, die da hartnäckige Vertreter gefunden haben, so ist es endlich einmal an der Zeit, das Recht der freien Forschung zur ungeschmälerten Geltung zu bringen. Denn der Protestantismus soll Leben und Bewegung, aber keine abgethane Sache sein. Dies ist die leitende Idee des genannten Buches, das der Vorurtheilsfreiheit und Wahrheitsliebe des Verfassers das günstigste Zeugnis ausstellt. Die protestantischen Secten bekämpfen sich fortwährend im unchristlichsten Tone und legen schonungslos ihre Schwächen und Irrthümer dem Publikum vor; Clarke unterzieht sich

*) Siehe dessen „Religiöse Reden". 2. Band, Zürich, 1875.

nun der Mühe, einmal die guten Seiten derſelben aufzudecken.

Das Wort „Orthodoxie“ hat nun zu allen Zeiten in gewiſſen Kreiſen mit Recht einen ſchlechten Klang gehabt; denn man verſteht ja doch nichts anderes als das Kleben und Feſthalten an dem tödtenden Buchſtaben darunter, einerlei ob dies den Ergebniſſen der exacten Wiſſenſchaften Hohn ſpricht oder nicht, weshalb denn auch ſchon Erasmus ſagte: „Non idem esse theologum esse et sapere“. Jede proteſtantiſche Secte nennt ſich natürlich orthodox und iſt daher verpflichtet, der anderen den Krieg zu erklären. Die Orthodoxie hängt auch nicht von der Majorität der ſectireriſchen Vertreter ab, ebenſo wenig wie von der geographiſchen Vertheilung; denn was man z. B. in den Neuenglandſtaaten noch dafür hält, gilt im Süden als verdammenswerthe Ketzerei. Wenn die Majorität den Ausſchlag gäbe, ſo müßten alle Chriſten, im Falle ſie ihr ewiges Seelenheil nicht verſcherzen wollten, wenigſtens Trinitarier ſein. Kein Glaubensbekenntnis aber hat bis jetzt alle Menſchen zu befriedigen vermocht und es liegt in der Natur der Sache, daß es niemals geſchehen wird.

Clarke's anziehend und gründlich geſchriebenes Buch über die Orthodoxie ſollte ſich in den Händen jedes Theologen und Culturhiſtorikers befinden, und wenn auch nicht jeder damit übereinſtimmen wird, ſo wird er doch Anregung zum Weiterdenken genug daraus erhalten. Das Prinzip der freien Forſchung kann nicht kräftig genug verfochten werden; denn geben dies einmal die Chriſten auf, ſo müſſen ſie ſich alle folgegerecht unter die Autorität der katholiſchen Kirche ſtellen.

Mit den Clarke'ſchen, in dieſem Werke vertretenen

Anſichten wird übrigens weder der profeſſionelle Theolog noch der Rationaliſt übereinſtimmen; dem erſteren ſind ſie zu rationaliſtiſch und dem letzteren zu orthodox. Auch der Clarke'ſche Wunderglaube wird wenig Befriedigung erwecken. Der Verfaſſer aber iſt Theologe und dieſelben haben zu allen Zeiten bekanntlich das Wunder für das liebſte Kind des Glaubens gehalten. Wunder gibt es nach Clarke, aber dieſelben ſtehen mit bis jetzt unbekannten Geſetzen im Einklang. Auch Chriſtus erweckte Todte und heilte Kranke durch ſeinen Einfluß auf die Natur des Menſchen; wie dies nun geſchehen ſei, könne nicht erklärt werden und gehöre überhaupt auch nicht zum Weſen der Religion. Chriſtus that deshalb auch niemals Wunder, um die große Maſſe von ſeiner Sendung zu überzeugen. Wunder aber ſollen uns beweiſen, daß es ein höheres Weſen gibt und daß die Welt durchaus keine nach den Geſetzen der Phyſik und Mechanik conſtruirte Maſchine ſei. Als ein Zeichen unbekannter Kräfte, die zuweilen in hochbegabten Naturen ſchlummern, werde uns auch die Zukunft Wunder bringen; denn ein Wunder ſei zuletzt nicht wunderbarer als die Natur ſelbſt. Es iſt dies einfach eine theologiſche Umſchreibung des Shakeſpeare'ſchen Satzes, daß es zwiſchen Himmel und Erde noch Manches gibt, wovon ſich unſere Schulweisheit nichts träumen läßt; doch man ſieht daraus zur Genüge, wie ſchwer es ſelbſt einem ſonſt ſo klar denkenden Geiſtlichen wie Clarke wird, jenen Aberglauben gänzlich aufzugeben und einfach das Vorkommen der Wunder in das Zauberreich der Phantaſie zu verweiſen. Auch der vorhin erwähnte Heinrich Lang ſagt in einer ſeiner Predigten, daß ſich über Wunder allenfalls noch ſtreiten laſſe, womit er ſich, trotzdem der Geiſt ſeiner

Schriften durchaus jenem „liebſten Kinde“ abhold iſt, doch für mögliche Angriffe den Rückzug decken wollte.

Wer nicht jedes Wort der Bibel für eine directe Inſpiration des heiligen Geiſtes hält, iſt nach Anſicht der orthodoxen Geiſtlichen unrettbar der Hölle verfallen. Die Rationaliſten hingegen halten die Verfaſſer der bibliſchen Bücher in der Weiſe inſpirirt, wie es die Dichter der Iliade, des Nibelungenliedes, der göttlichen Komödie oder des Fauſt waren. So will denn auch Clarke Alles in der Bibel prüfen und das Beſte behalten; denn der Glaube, der da z. B. die Geſchichte Simſon's, der Sintflut, des Umblaſens der Mauern von Jericho, des Aufenthaltes Jonä im Walfiſchbauche ꝛc. verdauen kann, hat den Unglauben und Atheismus mehr befördert als alle wiſſenſchaftliche Forſchungen.

In Bezug auf die Inſpiration der Bibel laſſen übrigens die Amerikaner ſchwer mit ſich reden. Als Agaſſiz kurz nach ſeiner Ankunft in Amerika im Lowell-Inſtitute zu Boſton Vorleſungen über Geologie hielt und in der erſten die bibliſche Schöpfungsgeſchichte etwas unglimpflich behandelte, wurde ihm dies gewaltig übel genommen, und da er aus der Speichelleckerei ebenfalls ein Specialſtudium gemacht hatte, ſo nahm er in der nächſten Vorleſung ſeine Worte zurück und ſagte, er habe es nicht ſo gemeint. Um ſich den Herren Amerikanern beſonders gefällig zu erweiſen, trat er ſpäterhin auch gegen Darwin auf, der einmal der Mehrzahl derſelben ein Dorn im Auge iſt; kurzum, er verſtand es trefflich, den nationalen Vorurtheilen zu ſchmeicheln und hat daher in mehr als in einer Beziehung das ihm von Vogt in einem Nekrologe nachgeſchleuderte Epitheton „Humbugger“ verdient. Der

Geologe Prof. Alexander Winchell, der doch früher ein methodistischer Theologe war, hat auch einmal seinen Lehrstuhl wegen antibiblischer Gesinnung wechseln müssen und der „kosmische“ Philosoph John Fiske hat hauptsächlich seiner Vorliebe für Darwin wegen seine Professur am Harvard-College aufgeben müssen.

Ist nun einmal die Bibel das unantastbare Wort Gottes, so muß sie höher stehen als alle menschliche Vernunft und Wissenschaft; letztere sollte alsdann umkehren und erstere, um mit Luther zu reden, unter die Bank gewürgt werden.

Den Katholiken ist die Kirche Autorität; den Protestanten aber die Bibel. Geben wir also zu, daß letztere in einigen Punkten irrt, so hat sie schon keinen autoritativen Werth mehr. Clarke sagt nun, die Verfasser der Bibel seien ebenso inspirirt gewesen, wie der Erfinder der Dampfkraft oder des Buchdruckes; sie schrieben über Religion und Moral, aber wo sie sich in andere Fragen einlassen, hören sie auf, glaubwürdig zu sein.

Dem ergiebigen Thema von der Sünde widmet Clarke ebenfalls ein ausführliches Kapitel. Die Theologen haben bisher den Menschen so schlecht gemacht und gesagt, alles Gute in uns verrichte nur Gott, daß viele gar nicht einmal den Versuch gemacht haben, selber etwas Gutes zu thun. Da, wo es heißt, man könne nur aus Gnaden infolge seines Glaubens selig werden, hat man zuletzt auch den guten Werken keinen Werth mehr beigelegt. Clarke sucht daher den Vermittler zwischen diesen sich schroff gegenüber stehenden Ansichten zu spielen, wie er sich denn überhaupt in der Rolle des Vermittlers außerordentlich zu gefallen scheint.

Die Wiedergeburt faßt er nicht im Sinne der Methodiſten als einen plötzlichen, vom heiligen Geiſte ausgegangenen Act auf, ſondern er verſteht darunter eine allmälige Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes.

Da die Frage, ob Chriſtus Gottes Sohn und mithin die zweite Perſon der Gottheit ſei, eine Lebensfrage der Unitarier iſt, ſo gibt Clarke eine gedrängte, aber immerhin ausführliche Entwicklungsgeſchichte jenes Dogmas und ſpricht ſich dann ganz entſchieden in dem Sinne ſeiner ſpeciellen Secte aus. Chriſtus, ſagt er, hatte einen menſchlichen Körper, Gott aber hingegen iſt ein Geiſt. Chriſtus ſelber erklärte, daß ſein Vater größer ſei als er und daß er aus ſich nichts thun könnte. Fernerhin macht Jeſus die Mittheilung, daß es Dinge gebe, die er nicht wiſſe; Gott aber wiſſe Alles. Wenn die Apoſtel ſagten, Gott ſei in Jeſum gekreuzigt worden, ſo hatten ſie von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht; wenn man aber daraus folgert, Jeſus ſei Gott geweſen, ſo geht man zu weit.

Chriſti Verſöhnungstod und deſſen Bedeutung iſt von jeher ein heikler Punkt für die Theologen geweſen und während die Katholiken, Methodiſten, Lutheraner und Presbyterianer herrlich mit dem Dogma von der Dreieinigkeit übereinſtimmen, haben ſie über das genannte Thema ganz verſchiedene Anſichten. Clarke macht denſelben gegenüber die geiſtreiche Bemerkung, daß Jeſus erſt durch ſeinen martervollen Tod Einfluß auf die Menſchheit erlangt habe, wie denn auch Renan am Schluſſe ſeines epochemachenden Werkes über den edlen Volkslehrer aus Nazareth ſo ſchön ſagt, daß Chriſti Leiden ſtets die edelſten Herzen rühren und ſeine Legende ſtets Thränen

hervorrufen werde. Der Tod Jesu hat also dieselbe ethische Bedeutung für die Menschheit wie der des Sokrates, des Savonarola oder des John Brown.

Clarke tritt natürlich auch als Kämpe für die individuelle Unsterblichkeit ein, ohne jedoch dafür neue und befriedigende Beweise zu liefern. Doch sagt er im Gegensatze zu seinen Kollegen von der alten Schule, daß sich der Mensch nicht täglich auf den Tod, sondern vielmehr auf das Leben vorbereiten solle, da nach dem Tode ein Anderer für ihn sorgen werde.

Von einer ewigen Höllenstrafe will er eben so wenig wie von dem Seligwerden durch Furcht und Zittern wissen. Wenn eine Hölle mit einem Satan existire und Gott könne den letzteren nicht vernichten, so sei er wenigstens nicht allmächtig; außerdem mache eine ewige Bestrafung Gott zum Barbaren, wohingegen er doch als Gott der Liebe verehrt wird.

Die ideale christliche Kirche, wie sie Clarke anstrebt, wäre der Himmel auf Erden. Dieselbe bekümmert sich um keine Dogmen, oder bekriegt sich wenigstens deshalb nicht. Eine solche Kirche aber hat weder die Vergangenheit noch die Gegenwart aufzuweisen und sie bleibt daher der Zukunft vorbehalten. Die katholische Kirche besitzt Einheit, aber keine Freiheit; die protestantische hat Freiheit, aber keine Einheit; die Kirche der Zukunft aber soll beides in sich vereinen.

Um den Islam hat man sich in Amerika im Allgemeinen wenig bekümmert und sich damit begnügt, seine Kenntnisse der Religion hinten in der Türkei aus dem seichten, aber anziehend geschriebenen Werke Washington Irvings zu schöpfen. Clarke's bezüglicher Aufsatz ist

nichts anders als eine Condenſation der Forſchungen von A. Sprenger und William Muir.

Schließlich vergleicht Clarke die beſprochenen zehn Religionen mit dem Chriſtenthum und kommt, da der Menſch einmal ein religiöſes Geſchöpf iſt und die Religion bei den meiſten weltgeſchichtlichen Begebenheiten die hervorragendſte Rolle ſpielte, zu dem Schluſſe, daß nur die Lehre Jeſu alle Völker mit neuen moraliſchen Ideen inſpiriren und ſie ſchließlich in eine große Familie vereinigen könne. Clarke's Chriſtenthum aber ſoll ſich ſtets an die Erforſchungen auf anderen Gebieten anlehnen und Alles, was an Wahrem, Schönen und Guten der Menſchheit nur geboten wird, gleich in ſich aufnehmen. Das Chriſtenthum iſt ihm alſo eine wachſende Religion und befindet ſich in beſtändiger Entwicklung. Es hat die Aufgabe vor allen Dingen überall den Frieden zu verkünden, damit ein Hirt und eine Heerde werde. Es ſind dies ſchöne Gedanken, die aber, wie es bisher den Anſchein gehabt hat, mehr für ein Reich der Träume als für die Wirklichkeit paſſen.

Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich von ſelbſt, daß die Unitarier noch die freieſten Chriſten und daß ihre Predigten nur Vorleſungen über Moral und Philoſophie ſind. Währenddem nun das orthodoxe, von Aberglauben geſchwängerte Chriſtenthum, das die hirnverbrannten Dogmen geſchaffen und im Intereſſe derſelben die Schutthaufen angeſteckt und mit Kerker und Henkerbeil fleißig gearbeitet hat, ſich offenbar von Jahr zu Jahr mehr in die unterſten, ungebildetſten Volksſchichten rückwärts concentrirt, ſind die wirklich erhabenen Ideen deſſelben, wie die Feindesliebe und die Duldſamkeit, nur in aufge-

klärten, vorurtheilsfreien Kreiſen cultivirt worden, und zu dieſen gehören in erſter Linie die Unitarier.

In den „Essentials, and Non-Essentials of Religion“ (Boſton 1878) ſpricht ſich Clarke entſchieden gegen den verderblichen, aus dem Buchſtabengeiſte hervorgegangenen Sectengeiſt aus. Er ſagt, in Boſton befänden ſich 180 Kirchen die zehn verſchiedene Secten repräſentirten; was könnten nun dieſelben nicht leiſten, wenn ſie mit vereinten Kräften gegen den überhand nehmenden Pauperismus, die Unmäßigkeit, Ignoranz, überhaupt gegen alle ſozialen Uebelſtände kämpften? Zu einer ſolchen Agitation könnten und ſollten ſich alle Kirchen ohne Ausnahme vereinigen, denn die Episcopalen könnten alsdann ruhig ihre Biſchöfe behalten und die Baptiſten ſich ohne irgend welche Beanſtandung ins Waſſer tauchen laſſen. Die große Zahl der Secten Amerika's ſind übrigens, wie geſagt, ein Beweis für das rege, religiöſe Leben im Volke, und es iſt daher ſehr klug vom Staate, daß er ſich principiell nicht in Religionsſachen miſcht. Daß in allen Fragen der Religion keine zwei Menſchen auf der weiten Erde mit einander übereinſtimmen, iſt eine Thatſache, der leider eine allgemeine Anerkennung noch nicht geworden iſt.

„Ten Great Religions: an Essay in Comparative Theology“ (1871), ein ſtattlicher Octavband von über 500 Seiten, deſſen einzelne Abſchnitte früher zum Theil im „Atlantic Monthly“ veröffentlicht wurden, iſt ein Werk, das dem Fleiße und der Gelehrſamkeit des Verfaſſers das günſtigſte Zeugnis ausſtellt. Seine zahlreichen Quellen hat er mit kritiſcher Schärfe benützt. Er ſetzt darin die weltgeſchichtliche Bedeutung der Hauptreligionen der Menſchheit in lesbarer Sprache auseinander und liefert

ſomit ein Buch, wie es Amerika bis jetzt gefehlt hat. Vor dem Erſcheinen deſſelben war in Amerika auf dieſem Gebiete ungemein wenig geleiſtet worden, und die einzigen nennenswerthen Werke beſtanden in Alger's „Doctrine of the Future Life", Lydia Maria Child's „Progress of Religions Ideas" und in Cocker's „Christianity and Greek Philosophy" Brinton's „Religions Sentiment", Johnſon's dreibändiges Werk „Oriental Religion" und Prof. Anderſon's werthvolle „Norse Mythology" ſind erſt ſpäter erſchienen. Clarke hat ſpäter zu ſeinen „Ten Religions" einen Ergänzungsband erſcheinen laſſen.

In dieſem Werke bekundet der Verfaſſer ſeine edle Vorurtheilsfreiheit auf's Neue und läßt, was den orthodoxen Theologen bekanntlich ſo ſchwer fällt, jedem Religionsſyſteme ſein Recht widerfahren. Wo er etwas Gutes entdeckt, da erkennt er es bereitwillig an; wo er ſich mißbilligend auszuſprechen genöthigt ſieht, geſchieht dies ruhig und maßvoll und trotzdem er ſtets der chriſtlichen Religion vor allen anderen entſchieden den Vorzug gibt, zeigt er ſich doch nirgends als ſtarrer Zelote.

Er beſpricht zuerſt Confucius und die Chineſen. Da nun Confucius geſagt haben ſoll, daß der wahre Retter der Menſchheit im Weſten geſucht werden müſſe, ſo gibt dies Clarke die gewünſchte Gelegenheit, auf denſelben deutlicher hinweiſen zu können. Großen Werth legt er daher auf den 1868 zwiſchen China und den Vereinigten Staaten abgeſchloſſenen Vertrag, welcher den Amerikanern erlaubt, ſich im himmliſchen Reiche aufzuhalten und daſelbſt für das Chriſtenthum zu miſſioniren. Aber die Amerikaner beſitzen, ebenſowenig wie die Engländer, die Kunſt, ein fremdes Land zu civiliſiren; ſie

bringen ihnen natürlich gerne die Bibel und allerlei fromme Traktätchen, sehen sich aber dabei stets nach der Gelegenheit um, von den Schätzen, die weder Motten noch Rost verschonen, so viel wie möglich an sich zu ziehen. Wer sich nun einen Begriff von dem „civilisatorischen" Auftreten der Amerikaner in China machen will, dem rathen wir an, unter Anderem einmal das Kapitel „Introduction to China" in Pumpelly's Werk „Across America and Asia" (New-York 1870) aufmerksam durchzulesen. *)

Clarke's Abhandlung über den Brahmanismus beginnt mit einer biographischen Skizze des Engländers Sir William Jones, des europäischen Pioniers für das Studium der Sanskrit-Literatur. Dann gibt er eine gedrängte Uebersicht der drei Hauptsysteme der indischen Philosophie (Sankhya, Vedanta und Nyasa) nebst einigen Auszügen aus dem Rig-Veda. **)

Den Buddhismus nennt Clarke den Protestantismus des Ostens, da er die Priesterschaft bekämpft und den Hauptwerth der Religion auf die Ausübung der Moral, aber nicht auf Ceremonien legt. Clarke's Quellen bei der Ausarbeitung dieses Abschnittes waren hauptsächlich die

---

*) Da Clarke kein amerikanisches Werk über Confucius bekannt zu sein scheint, so erwähnen wir hier, daß Rev. A. W. Loomis i. J. 1867 zu San Franzisko „Confucius and the Chinese Classics" erscheinen ließ. Es ist dies ein lehrreiches, populär geschriebenes Buch, das zahlreiche Auszüge aus den Schriften des Confucius und Mencius enthält.

**) Ueber die Veden hat der amerikanische Gelehrte Whitney einige, tiefes Studium verrathende Abhandlungen in seiner „Oriental and Linguistic Studies" veröffentlicht.

Werke von Köppen, Laſſen, Hardy, Bournof und Saint Hilaire. Das Intereſſe an Buddha und ſeiner Religion iſt übrigens auch in Amerika im Zunehmen begriffen und hat z. B. Charles D. C. Mill 1876 zu Northampton in Maſſachuſetts ein recht gut geſchriebenes Werk über den indiſchen Heiligen veröffentlicht.

In Perſien, dem Lande der Roſe und Nachtigall und der Heimath von Saadi und Hafis, finden wir die Religion Zoroaſters. Da man über den Stifter derſelben auffallend wenig weiß, ſo theilt Clarke hauptſächlich Auszüge aus dem Zend-Aveſta, der Liturgie der Parſen und dem Bundeheſch, das dieſelben ergänzende Werk, mit.

Das Kapitel über die ſcandinaviſche oder vielmehr germaniſche Mythologie iſt offenbar mit großer Vorliebe für das betreffende Thema ausgearbeitet worden. Da damals Anderſon's Compendium der nordiſchen Mythologie (Chicago 1875) noch nicht erſchienen und jenem Gegenſtand überhaupt wenig Aufmerkſamkeit in Amerika geſchenkt worden war, ſo iſt das Verdienſt Clarke's, ſeine Landsleute mit den Bewohnern Asgards bekannt zu machen, gewiß nicht zu unterſchätzen. Er bereitete mit dieſer Abhandlung den Anderſon'ſchen Werken den Weg und es iſt erfreulich wahrzunehmen, welches Intereſſe beſonders in den letzten Jahren der Amerikaner an den Helden der Edda und des Nibelungenliedes nimmt.*) Clarke entwirft ein ſehr anſchauliches Bild der altdeutſchen Götterlehre; er führt uns an die Welteſche, zeigt uns

*) Von letzterem gab Auber Foreſtier, (Frl. A. Aubertine Woodward in Philadelphia) i. J. 1877 zu Chicago eine Proſaüberſetzung unter dem Titel „Echoes from Mist-Land“ heraus.

den Fenrir, die Migardschlange und erklärt uns das Geheimnis der Götterdämmerung. Aus dem Havamal gibt er zahlreiche Auszüge; doch wäre es, beiläufig gesagt, passender gewesen, er hätte jenes Runenlied mit dem Dhammapada anstatt mit dem Hitopadesa verglichen.

Auch der jüdischen Religion und den patriarchalischen Vertretern derselben widmet Clarke einen reichhaltigen Abschnitt; doch hätten wir gerne gesehen, wenn er den Karakter des Abraham, David und anderer „Gottesmänner" in das rechte Licht gestellt hätte. Bei der Besprechung der Schriften Salomos wären schon deshalb einige Bemerkungen über das Hohelied angebracht gewesen, weil noch die meisten Amerikaner mit der albernen Idee behaftet sind, dasselbe beziehe sich auf die christliche Kirche.

Clarke's „Steps of Belief", ein aus öffentlichen Vorlesungen hervorgegangenes Werk, in dem er den rationellen Inhalt des Christenthums gegen Atheismus, Freigeisterei und Katholicismus vertheidigt, erschien 1870 (6. Auflage 1876.) Auch darin bespricht er die alten Haupt- und Lebensfragen der Theologie und macht den Versuch, dieselben mehr vom Standpunkte des Philosophen aus zu erörtern. Daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, motivirt er hauptsächlich dadurch, daß das die Menschen zu allen Zeiten ohne Weiteres so angenommen hätten; aber dies ist ein sehr lahmer Beweis, denn die Wahrheit hängt niemals von der Majorität ab. Doch da alle Religionssysteme die Existenz einer unsterblichen Menschenseele als etwas, das sich von selbst versteht, voraussetzen und mithin auch die Unitarier eine solche annehmen müssen, so ist es leicht erklärlich, daß ihnen selbst ein

jeder Scheinbeweis willkommen iſt. Clarke vergleicht den dualen Menſchen mit einem Muſiker; ſobald das Inſtrument deſſelben unbrauchbar geworden iſt, kann er ſeine Kunſt nicht mehr zeigen und es iſt nöthig, daß man ihm ein neues zur Verfügung ſtellt. Wird der Körper, das Inſtrument der Seele, gebrechlich, ſo hat dieſelbe keine Gelegenheit mehr, ihre wahren Kräfte äußern zu können; man gebe derſelben alſo eine neue Hülle, oder einen „ſpirituellen Körper", wie ſich Clarke ausdrückt, und alſobald wird dem Uebel abgeholfen ſein.

Dies riecht allerdings ſtark nach Swedenborg und dem modernen Spiritualismus. Ueberhaupt ſind die meiſten Vergleiche Clarke's hinkend und durchaus nicht geeignet, die Lehren der moniſtiſchen Philoſophie entkräften zu können. Aehnlich verhält es ſich mit ſeinen Beweiſen von der Exiſtenz Gottes. Seine in einer Anmerkung dargeſtellte Anſicht von dem moraliſchen Muthe der Atheiſten zeigt, daß er doch nicht ſo ganz vorurtheilsfrei iſt, wie man ſonſt glauben mußte; er theilt vielfach in dieſem Punkte die landläufige Anſicht der Amerikaner, die unter einem Materialiſten einen Menſchen von niedriger, nur auf das Aeußere gerichteten Geſinnung verſtehen.

Vom Katholicismus behauptet Clarke, daß er dem Geiſte der amerikaniſchen Inſtitutionen widerſtrebe und daß uns daher in dieſer Hinſicht dahier noch ein Conflict bevorſtehe; damit mag er vollkommen Recht haben.

Clarke's „Common Sense in Religion" (1873) iſt allerdings kein geſunder Menſchenverſtand Thomas Paine's, denn der Verfaſſer iſt doch mehr conſervativ als radikal; *aber* dieſes Buch enthält doch manches Beherzigenswerthe.

Dasjenige, was man gewöhnlich unter dem gesunden Menschenverstande versteht, ist durchaus nichts Stabiles, sondern, es differirt je nach Ländern, Zeiten, Nationen und Religionen. Dem Fidschi-Insulaner sagt der gesunde Menschenverstand, daß das Menschenfleisch eine köstliche Speise sei; im Mittelalter war es eine selbstverständliche Sache, daß man die Ketzer verbrannte; der gesunde Menschenverstand der Jetztzeit und unseres Landes aber ist ein anderer und verlangt daher ebenfalls, daß man ihm Rechnung tragen müsse; denn er ist zuletzt doch stets die höchste Instanz, an die man in allen Fragen appellirt. Da man ihm nun in Sachen der Religion bis jetzt so ungemein wenig Rechnung getragen hat, so stellt sich Clarke die Aufgabe, ihn hier in seine Rechte einzuführen und sucht den Beweis zu führen, daß die von Christo und seinen Aposteln verkündete Lehre völlig mit ihm im Einklang stehe. Mit Ausnahme des Teufelsglaubens, dem der Verfasser scharf auf den Leib rückt, bringt er jedoch nur im Allgemeinen Wiederholungen von früher Gesagtem.

Clarke's 1880 in Boston erschienenes Werk „Self-Education" besteht aus einer Anzahl von Vorträgen über die physische, psychische und moralisch-religiöse Erziehung und Bildung. In der Einleitung sagt er, unsere Knaben besuchten die Schule von ihrem 7. bis zum 21. Jahre und in dieser Zeit sollten sie die Befähigung erlangt haben, irgend ein lateinisches oder griechisches Werk ohne Hilfe des Lexikons zu verstehen; außerdem sollten sie zwei oder drei moderne Sprachen fließend lesen können; sie sollten fernerhin mit Geologie, Chemie, Physik, Astronomie, Botanik und der Nationalökonomie vertraut sein.

der Phrenologie wirklich über alle Zweifel erhaben, ſo ſollte unbedingt eine jede Stadt einen offiziellen Schädelunterſucher anſtellen, der dann zu konſtatiren hätte, ob ein Schüler zum Studium der Aſtronomie oder des Kuhmelkens beſtimmt ſei.

Ueber die Erziehung des Gewiſſens hat Clarke einige treffliche Worte zu ſagen. Käme der Teufel zu uns und böte uns alle Pracht und Herrlichkeit der Welt für unſere Seele, ſo würden wir ſicherlich entrüſtet ausrufen: „Hebe Dich weg, Satan!“ Aber der Teufel kommt heutigen Tages nicht mehr perſönlich zu uns, um unſere Seele durch blutige Namensunterſchrift zu verlangen; er tritt nicht mehr mit Pferdehuf und ſpaniſchem Mantel auf, ſondern er naht ſich uns in Geſtalt der Sucht nach Gelderwerb, und raunt einem Jeden in's Ohr: „Siehe, im Geſchäfte darf man es nicht ſo genau nehmen, denn durch ſkrupulöſe Gewiſſenhaftigkeit geht ein jedes Unternehmen zu Grunde!“ Die ehrlichen Männer paſſen nicht mehr in die heutige Zeit, ſie ſind zu unpraktiſch. Wer vorwärts kommen will, muß vor allen Dingen „smart“ ſein. Wer ſeinem Nachbar nächtlich ins Haus bricht und ihm ſeine Werthſachen raubt, iſt ein Dieb und wird als ſolcher beſtraft; wer aber das Volk vermittelſt käuflicher politiſcher Organiſationen betrügt oder wer es verſteht, die Aktien eines faulen Unternehmens in die Höhe zu treiben und ihnen einen lohnenden Markt zu verſchaffen, der iſt ein ſchlauer, brauchbarer Geſchäftsmann, den man anſtatt in's Zuchthaus in den Congreß ſchickt, damit er einen größeren Wirkungskreis findet.

Die Liebe zum Gelde wird von Clarke übrigens nicht als die Mutter aller Uebel hingeſtellt. Reich ſein heißt:

kann. Die Mädchen sollen sich natürlich der edlen Kochkunst befleißigen, eine Zumuthung, die schwerlich die Beistimmung der Bostoner Ladies finden wird. Die neuengländischen Großmütter saßen gemüthlich beim Spinnrade oder strickten in ihren Mußestunden Strümpfe; ihre weiblichen Nachkommen jedoch befassen sich mit Kant und Hegel und verlangen, daß ihre Stimme im Kongreß gehört werde.

Mit Recht verlangt Clarke eine größere Berücksichtigung der Individualität des Schülers, als es bisher nicht allein in Amerika, sondern überall der Fall gewesen ist. Sobald aber die strengen Schulgesetze einen gewissen Grad von Kenntnissen als zur Graduation unbedingt nöthig genau spezialisiren und so lange man die besondere Tüchtigkeit des Schülers in dessen Lieblingsfach nicht ein etwaiges Deficit in anderen Unterrichtsfächern ausgleichen läßt, wird die Ausführung des betreffenden Verlangens einfach zur Unmöglichkeit und die Schule wird für die meisten Schüler wie bisher eine Qualanstalt bleiben. Dadurch, daß die Schüler infolge der bestehenden Regulative alle sozusagen über einen Kamm geschoren werden, wird die Zahl der Schablonenmenschen, Duckmäuser und Kriecher beständig vermehrt und die frischen, frohen, freien und gesinnungstreuen Karaktere werden immer seltener.

In dem Kapitel über Selbsterkenntnis stellt Clarke alles Ernstes die Behauptung auf, daß die Phrenologie das zuverlässigste Mittel sei, sich über seine Fähigkeiten und Neigungen zu informiren; jeder Schüler sollte daher phrenologisch untersucht werden, was auch der New-Yorker John Hecker in seinem Werke „The Scientific Basis of Education“ nachdrücklich befürwortete. Wären die Lehren

der Phrenologie wirklich über alle Zweifel erhaben, ſo ſollte unbedingt eine jede Stadt einen offiziellen Schädelunterſucher anſtellen, der dann zu konſtatiren hätte, ob ein Schüler zum Studium der Aſtronomie oder des Kuhmelkens beſtimmt ſei.

Ueber die Erziehung des Gewiſſens hat Clarke einige treffliche Worte zu ſagen. Käme der Teufel zu uns und böte uns alle Pracht und Herrlichkeit der Welt für unſere Seele, ſo würden wir ſicherlich entrüſtet ausrufen: „Hebe Dich weg, Satan!“ Aber der Teufel kommt heutigen Tages nicht mehr perſönlich zu uns, um unſere Seele durch blutige Namensunterſchrift zu verlangen; er tritt nicht mehr mit Pferdehuf und ſpaniſchem Mantel auf, ſondern er naht ſich uns in Geſtalt der Sucht nach Gelderwerb, und raunt einem Jeden in's Ohr: „Siehe, im Geſchäfte darf man es nicht ſo genau nehmen, denn durch ſkrupulöſe Gewiſſenhaftigkeit geht ein jedes Unternehmen zu Grunde!“ Die ehrlichen Männer paſſen nicht mehr in die heutige Zeit, ſie ſind zu unpraktiſch. Wer vorwärts kommen will, muß vor allen Dingen „smart“ ſein. Wer ſeinem Nachbar nächtlich ins Haus bricht und ihm ſeine Werthſachen raubt, iſt ein Dieb und wird als ſolcher beſtraft; wer aber das Volk vermittelſt käuflicher politiſcher Organiſationen betrügt oder wer es verſteht, die Aktien eines faulen Unternehmens in die Höhe zu treiben und ihnen einen lohnenden Markt zu verſchaffen, der iſt ein ſchlauer, brauchbarer Geſchäftsmann, den man anſtatt in's Zuchthaus in den Congreß ſchickt, damit er einen größeren Wirkungskreis findet.

Die Liebe zum Gelde wird von Clarke übrigens nicht *als die* Mutter aller Uebel hingeſtellt. Reich ſein heißt:

ein schönes, geräumiges, mit allen modernen Verbesserungen versehenes Haus besitzen, schöne Kunstwerke und eine herrliche Bibliothek haben, dann und wann eine lehr- und genußreiche Reise machen und im Sommer ein Seebad besuchen; aber reich sein heißt auch: Hospitäler gründen, Armenhäuser unterstützen, Schulen gründen und Kirchenschulden tilgen. Die Liebe zum Gelde ist die Mutter der Klugheit, der Sparsamkeit, des Fleißes und der Geschicklichkeit.

Clarke's „Self-Education" ist im Allgemeinen ein Buch voll nüchterner, praktischer Gedanken. Wenn in allen Kirchen Vorträge wie diese gehalten würden, so brauchten sich die Geistlichen nicht mit der Untersuchung der Frage zu beschäftigen, weshalb die christliche Predigt ihre Anziehungskraft verloren habe.

In Bezug auf Clarke's Biographie mögen einige der Februarnummer (1879) der „Golden Rule", eines Bostoner Magazins, entnommene Notizen genügen.

James Freemann Clarke wurde am 4. April 1810 zu Hanover in New-Hampshire geboren. Er besuchte die Bostoner Lateinschule und späterhin Harvard College. Nachdem er von der Divinity School jenes College Abschied genommen hatte, ließ er sich als Unitarierprediger in Louisville, Kentucky, nieder, woselbst er sieben Jahre blieb und sich verheiratete. Auch gab er daselbst drei Jahre lang den „Western Messenger" heraus, eine Zeitschrift, in welcher die ersten Gedichte Emerson's erschienen und für die O. W. Holmes und Dr. Channing literarisch thätig waren. 1840 ging er nach Boston und gründete daselbst eine eigene Gemeinde, deren Prediger er bis zu seinem Tode war. Die von ihm ins Leben gerufene Zeitschrift

„The Christian World“ erfreute ſich nur kurzen Daſeins. Außer den bisher genannten Werken gab Clarke noch eine Ueberſetzung von de Wette's „Theodor, oder des Zweiflers Weihe“ heraus; 1848 veröffentlichte er „Life and Military Service of Gen. Wn. Hull“ und 1852 „Memoirs of Marchioness d'Ossoli“. Das in ſeiner Gemeinde gebrauchte Geſangbuch hat er compilirt. Seine Predigten ſind in zahlreichen Exemplaren in Amerika verbreitet und mehrere derſelben ſind auch in fremde Sprachen überſetzt worden. Frothingham bemerkt in ſeinem intereſſanten Buche „Transcendalism in New-England“, daß Clarke's Platz unter den Theologen, aber nicht unter den Philoſophen ſei, eine Anſicht, der wir vollſtändig beipflichten. Den Frieden in die chriſtlichen Gemeinden zu tragen, betrachtete er als ſeine Miſſion, und da, wo es galt, irgend eine freiheitliche Bewegung zu unterſtützen, ließ er niemals mit ſeinen aufrichtig gemeinten und Allen wohlwollenden Worten lange auf ſich warten. Er ſtarb am 8. Juni 1888 zu Jamaica-Plains bei Boſton.

Druck von Oscar Brandſtetter in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building